PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Deutscher Volkswa

Monatsschrift für volksdeutsche Erzieh

Herausgeber Gerhard Krügel

3. Jahrgang
1918

Leipzig
Verlag von Theodor Weicher.

DD
1
.D54
v.3

Inhaltsübersicht.

Zeitfragen. Seite

Aufruf! 261
Prof. Adolf Bartels, Reformation und Deutschchristentum 123, 163, 230
Fritz Bley, Das untadelige Präsidium 185
Theodor Fritsch, Bürgerlich oder sozialistisch? 118
Prof. Dr. H. G. Holle, Freiheit 1
Prof. Dr. H. G. Holle, Der wahre Feind und seine Überwindung 262
Lic. h. c. Prof. Dr. Adolf Sellmann, Kriegsbeschädigte und Vaterland 16
Privatdozent Dr. Albrecht Wirth, Mittelpunktsucht und -flucht in Deutschland . . 22
Prof. Dr. Heinrich Wolf, Der Todeskampf des Preußentums 8, 72
Hans Paul Freiherr v. Wolzogen, Lüge und Wahrheit 246

Deutsche Erziehung.

Prof. Dr. Th. Arldt, Deutsche Namen in der Erdkunde 297
Hochschulprof. Dr. Ing. Max Kloß, Durch die Deutschforschung zur völkischen Erziehung 210
Oberbürgermeister Konrad Maß, Jugendpflege nach dem Kriege 112
Oberbürgermeister Konrad Maß, Eine Jugend- und Mittelstandsfrage 178
Privatdozent Dr. Arnold Ruge, Die innere Not unseres Volkes 105

Rassenkunde und Rassenpflege.

Stabsarzt Dr. Herford, Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik 281
Dr. Ludwig Wilser, Germanen und Romanen 131

Deutsche Vorzeit.

Theobald Bieder, Dr. Ludwig Wilsers Germanenwerk 40
Geh. Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr. Oskar Fleischer, Germanische Schöpferkraft in der Tonkunst 27, 61
Edmund v. Wecus, Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte . . . 170
Otto Sigfrid Reuter, Germanische Einehe 290

Das Deutschtum in den Grenzmarken.

Prof. Fritz Braun, Über völkische und politische Entwickelungen und Zustände im Osten des deutschen Siedelungsgebietes 193
Schulrat Dr. med. et phil. Wilhelm Rohmeder, Tirols Erneuerung 81
Rektor Heinrich Seidel, Die Bevölkerung der baltischen Provinzen 89
Archivrat Dr. Hans Witte, Niederdeutsch oder niederländisch? 249

Deutsches Schrifttum und deutsche Kunst.

Friedrich Lange †, Mahnung 53
Hans v. Wolzogen, Neu und alt 239
„ , Zeigt den Völkern ein Gesicht! 209
„ , Wunder 259

Dem Gedächtnisse Otto Eichlers . . . . . .
Wilhelm Kotzde, Mein Leben . . . . . .
F. A. Lange, Ein deutscher Volkswart (Zum Gedächtnis Friedrich Langes) . .
Reinhard Vieweg, Hans Paul v. Wolzogen, Zum 70. Geburtstage . . . .

Geh. Baurat Hochschulprof. Dr. Albrecht Haupt, Die deutsche bildende Kunst nac
dem Kriege . . . . . .
Dr. E. O. Rasser, Die Wiedergeburt des deutschen Volksliedes . . . . . .
Univ.-Prof. Dr. Rudolf Schlösser, Die Amadis-Dichtung des Grafen Gobineau
Eugen Weiß, Der Freischlag vom Klassiktum . . . . . .
Dr. F. Winterstein, Deutsche Art im fremden Schrifttum . . . . . .

Allerlei kleinere Beiträge.

An alle Freunde deutscher Kunst . . . . . .
Bismarck als Erzieher . . . . . .
Bücherei und Archiv für Auslandsdeutschtum . . . . . .
Das deutsche Soldatenlied . . . . . .
Demokratie und Wahlrecht . . . . . .
Die Erzlager von Longwy und Briey . . . . . .
Ein deutsches Erziehungsheim . . . . . .
Erklärung und Aufruf . . . . . .
Frauen! Mütter! . . . . . .
Für Kaiser und Reich . . . . . .
Richard Wagners Kunstideale . . . . . .
Und die Toten? . . . . . .
Volkskirche und Christentum . . . . . .

Bücherbesprechungen.

Adolf Bartels, Deutsches Schrifttum . . . . . .
„ , Die deutsche Dichtung der Gegenwart . . . . . .
„ , Martin Luther . . . . . .
„ , Volk und Vaterland . . . . . .
„ , Weltliteratur . . . . . .
Georg v. Below, Kriegs- und Friedensfragen . . . . . .
Artur Dinter, Die Sünde wider das Blut . . . . . .
E. F. Karl Gabriel, Reichs-Reform-Amt . . . . . .
Heinrich Heinrich, Preußentum und Demokratie . . . . . .
E. F. Karl, Vereinigte Staaten von Mittel-Europa! 3
Eberhard König, Fridolin Einsam 2
Heinrich Kraeger, Die heilige Not 2
Fr. Lembke, Als der Friede kam 1
Friedrich Lienhard, Deutsche Dichtung in ihren geschichtl. Grundzügen 2
E. Schmid-Frankfurt, Die deutschen Bauern in Südrußland 1

Siehe auch: Das Weihnachtsbuch fürs deutsche Haus (Wilhelm Kotzde, Die Pilgerin) . 2
Gedichtbücher von Heinrich Gutberlet (Das große Erleben; Ströme der Stille) . . . 3
Hindenburg als Volksmann (Paul Dehn, Hindenburg als Erzieher, in seinen Aussprüchen) 2
Lebensweisheit im Völkerkriege (Wilhelm Müller-Rüdersdorf, Des Glückes Brücke) . .
Neuzeitliche deutsche Lyrik (Hans Bethge, Deutsche Lyrik seit Liliencron; Hans Benzmann,
Moderne deutsche Lyrik; Ernst Krauß, Deutschlands Dichter) 2

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Der Weltkrieg 49, 102, 153, 260
Deutſche Geſchichte und Politik 49, 102, 153, 204, 260
Führende Deutſche 49, 102, 204
Deutſches Land und Volk 49, 204
Deutſche Kultur und Weltanſchauung 49, 102, 153, 204, 260
Deutſches Wirtſchafts- und Geſellſchaftsleben 49, 102, 204
Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum 49, 102, 153, 204, 260
Deutſche Erziehung und Schule 49, 102, 153, 204, 260
Deutſche Kunſt 49, 153, 204
Völkiſche Unterhaltungsſchriften 49, 102, 153, 204, 260

Aus völkiſchen Zeitſchriften.

Deutſche Politik im Weltrahmen 50, 154
Deutſche Politik in Einzelfragen 50, 154
Deutſche Kultur und Weltanſchauung 50, 154
Deutſches Wirtſchafts- und Geſellſchaftsleben 50, 154
Deutſche Außenſiedelung und Wanderung 50
Deutſche Erziehung und Schule 50, 154
Deutſche Kunſt 50
Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum 154

Aus der Arbeit des Deutſchbundes.

Dr. Friedrich Lange † — Die Bundesbücherei des Deutſchbundes — 7. Kriegsanleihe — Neue Pflegſchaften des Deutſchbundes — Inhalt der Deutſchbund-Blätter 1917, 11—12 5

Aufruf für die „Deutſche Nationalbücherei" — Erziehungsheim für junge Mädchen 103

Hindenburg und die „Deutſche Nationalbücherei" — Eine Eingabe gegen das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker — Deutſche Sippenpflege — Deutſche Beſiedelung von Kurland — An die Freunde deutſcher Kunſt — Neue Pflegſchaften des Deutſchbundes — Inhalt der Deutſchbund-Blätter 1918, 1—4 155

Hochſtift für deutſche Volksforſchung — Die Eröffnungsfeier des Hochſtiftes für deutſche Volksforſchung — Aufruf zu einer Förderſchaft des Gothaer Hochſtiftes — Eine Ehrengabe für Wilhelm Kotzde — Eingabe an den Herrn Reichskanzler gegen die ſittliche Verwüſtung — Ein deutſcher Bund für raſſiſche Siedlungen — Für die deutſche Druckſchrift — Burg Perſen in Südtirol — Über Arbeiten des Deutſchbundes . . . 205

Deutscher Volkswart

3. Jahrgang | Heft 1/2 | Jan./Febr. 1918

Ein Nationalstaat ohne Bevorrechtung des eigenen Volkstums ist ein Widerspruch in sich selbst. Heinrich Wolf [1]).

Freiheit.

Von Prof. Dr. H. G. Holle, Bremerhaven.

Wenige Allgemeinbegriffe sind in Sinn und Art ihres Gebrauchs so schwankend, inbezug auf Zulässigkeit ihrer Anwendung so umstritten wie der der Freiheit. Es gibt ebenso leidenschaftliche Leugner wie Verfechter der menschlichen Willensfreiheit. — Wenn wir uns hier auf den biologischen Standpunkt stellen und den Menschen als, wenn auch höchstes, doch immer noch als Naturwesen auffassen, können wir nicht umhin, auch für das geistige Leben des Menschen den ursächlichen Zwang alles Naturgeschehens anzunehmen. Dennoch verliert der Begriff der Freiheit auch für das biologische Denken nicht seine Bedeutung. Er gewinnt vielmehr einen klaren, eindeutigen Sinn, indem wir ihn nicht als eine grundsätzliche Wesenheit des seelischen Geschehens auffassen, die den Willen aus der Gesetzmäßigkeit alles Seins herausheben und alle Berechenbarkeit menschlichen Tuns aufheben würde, sondern ihn auf das Gefühl der Befriedigung beziehen, das sich an die Auswirkung der ererbten seelischen Antriebe knüpft! Der Mensch fühlt sich frei, wenn er ungehemmt seiner angebornen Natur

[1]) Aus der trefflichen Zeit- u. Streitschrift „Gegen den Strom", Leipzig, Th. Weicher, Preis 1,20 M.

folgen kann. Das Angeborene aber ist das mit den Gattungsverwandten Gemeinsame. Damit wird die Freiheit zu einem rassenbiologischen Begriff. — Es ist die Freiheit, die Fr. Schiller, unser Freiheitsdichter, im Sinne hat, wenn er sagt: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren", die auch durch den stärksten äußeren Zwang der angebornen Natur nichts abringen läßt.

Ob der Mensch je auf der Stufe des Einzellebens gestanden hat, können wir füglich bezweifeln, da seine hohe Mitteilungsfähigkeit einen weit zurückliegenden Ursprung haben muß. Hätte es beim Menschen je einen Kampf aller gegen alle gegeben, der das Zukunftsideal der für „Freiheit" schwärmenden Demokratie ist, so hätte allerdings jeder Einzelne ungehemmt seinen natürlichen Einzelbedürfnissen nachgehen können. Umso größer aber wäre seine Abhängigkeit von den außerhalb seiner Art liegenden äußeren Umständen gewesen. Eine wesentliche Erhebung über die Schranken der Verhältnisse ist im Naturleben erst möglich geworden durch die Vergesellschaftung, die ein teilweises Aufgeben der individuellen Freiheit zugunsten der Allgemeinheit bedingt. Wie alle Einrichtungen in der lebenden Natur nicht auf die Erhaltung und Förderung des Einzellebens sondern auf die der höheren Lebenseinheit, der Gattung, zielen, so ist auch im Seelenleben des Menschen Familie, Sippe, Stamm und Volk Zweck und Ziel des Einzelempfindens. Der „Individualismus" ist Todsünde wider die Natur.

Anstelle der mechanisch wirkenden Einrichtungen oder der vielfach verloren gegangenen der Erhaltung der Art dienenden Einzelinstinkte ist nun im Seelenleben des Menschen der wie alle Triebe meist unbewußt wirkende „Gattungstrieb" getreten, wie ich diesen an sich unbestimmt gerichteten, mit der geistigen Entwicklungshöhe sich steigernden, für das menschliche Leben ausschlaggebenden Grundtrieb genannt habe[1]), der aber seinen Gegenstand erst während der geistigen Entwicklung des Menschen durch die Überlieferung bekommt. Seelische Übertragung (Suggestion) kann auch später noch auf diesen Gegenstand bestimmend einwirken, ist aber nur auf dem Grunde rassemäßiger Zusammengehörigkeit wirksam. Damit ergeben sich die Grenzen der Erziehung und der seelischen Leitung, die auf diesen Grundtrieb richtunggebend einwirken wollen.

Ich wiederhole hier, daß der „Gattungstrieb" nicht zusammenfällt mit dem ebenfalls für das Gedeihen der Gattung wichtigen, schon im Tierleben oft stark entwickelten, auf den „Nächsten" gerichteten Hilfstrieb, der im Christentum seinen vollendetsten Ausdruck findet. Eben diese persönliche Richtung des Hilfstriebes unterscheidet ihn, wie auch den beim Menschen noch stärker als bei den gesellig lebenden Tieren ausgebildeten Folgetrieb, das Hammelherdentum,

[1]) „Deutscher Volkswart", Nr. 7 des ersten Jahrg. unter „Völkische Lebenskraft", Seite 243.

von dem völlig unpersönlich wirkenden Gattungstrieb, der selbst feindliche Pe
zu gemeinsamem Handeln vereinigen kann.

Das Prinzip der gegenseitigen Hilfe und des Zusammenwirkens ist al
schaffende Prinzip neben dem das Untaugliche ausmerzenden „Kamp
Dasein" schon seit den ersten Anfängen zusammengesetzten Lebens in den
sammenarbeiten zusammenhängender Zellen wirksam, die gemeinsam aus
Keimzelle hervorgegangen sind. Aber die Einstellung auf dies Prinzip, ohn
höhere Lebenseinheiten nicht denkbar sind, bringt die Möglichkeit mit sich,
die entstehungsmäßige (genetische) Zusammengehörigkeit ersetzt werden kann
dauernde Einnistung fremdbürtiger Zellen oder Individuen; sie ermöglicht
Schmarotzertum, das umso leichter wirksam wird, je lockerer die gegens
Bindung der nach ihrer Entstehung zusammengehörigen Einzelwesen einer höh
Lebenseinheit durch das größere Selbständigkeit verleihende Geistesleben gewo
ist. So verhalten sich die „guten" (das heißt gedankenlosen) Deutschen
eingedrungenen Judentum gegenüber, als wenn es von der Vorsehung
Herrschaft über sie bestimmt wäre.

Das macht, weil auch die Auswirkung jener ordnungsmäßig für die gle
artige Allgemeinheit wirksamen Triebe mit dem Gefühl der Freiheit
knüpft ist: Wir fühlen uns unfrei, wenn wir ihnen nicht folgen können,
sei es in die Verknechtung. Dadurch kommen wir nun mit anders gearte
und gerichteten Trieben der Mitmenschen in Widerstreit. Frei sein hei
danach, mit anders gearteten Menschen um das Dasein kämpf
Nur unter dem Schutz der erfolgreichen Behauptung eines Volksstaates n
außen hat jeder im Innern, soweit der Kampf ums Dasein als friedlicher We
bewerb bestehen bleiben kann und muß, auch die Freiheit der Betätigung sein
individuellen Anlagen. Der eigentliche Kampf ums Dasein ist aber von d
Einzelwesen auf die Völker übergegangen, die für ihn volle Freiheit haben müsse
um bestehen zu können. Die Friedensschwärmer und Flaumacher, die jene fü
das innerstaatliche Leben so wichtigen Grundtriebe auf die äußeren Verhältnis
übertragen, sehen nicht, daß wir nach außen nur die Wahl haben, zu kämpfe
oder für andere zu fronden, Axt oder Klotz zu sein. Die Freiheit des Einzelne
ist aufgebaut auf der Freiheit seines Volkes; sie beruht auf der dadurch er
möglichten ungehinderten, nur durch die Rücksicht auf die Gesamtheit eingeschränkte
Auswirkung der individuellen Anlagen in friedlichem Wettbewerb mit Mensche
gleichartigen Lebensberufes. Hier, wo er die Stärke des Ganzen durch Stärkung
des Einzelnen fördert, suchen die zur Zerstörung des verhaßten werteschaffenden
und bodenständigen Mittelstandes, des eigentlichen Trägers des der Mammons-
herrschaft noch widerstrebenden Deutschtums, verbündeten sozialistisch-alljüdischen
Führer den Kampf ums Dasein als nützlichen Wettbewerb durch Verbandelung
(Koalition) aufzuheben. Dagegen suchen sie ihn als „Klassenkampf" wieder ein-

zuführen unter denen, die als Arbeitgeber und -nehmer aufeinander angewiesen sind und miteinander stehen und fallen. Sie wollen den rechtlichen und schaffensfreudigen Einzelnen „frei machen von den Fesseln der Vererbung und Überlieferung", damit er aufhört für das Ganze zu wirken und im „freien Spiel der Kräfte" der Unterdrückung und Ausbeutung durch die Rücksichtslosen, die sogenannten „Tüchtigen", denen die Bahn freigemacht werden soll, umso sicherer preisgegeben ist.

Das gelingt ihnen bei den gutmütigen, leichtgläubigen Deutschen am besten, weil gerade beim Deutschen die Kräfte des Gattungs- und Hilfstriebes gegenüber fast allen anderen Völkern besonders stark entwickelt sind. Die Quelle unserer völkischen Kraft ist damit zugleich auch der Ursprung unserer völkischen Schwäche. Das „Nationalgefühl" eines Engländers hat mit diesen Trieben wenig zu tun. Es ist wesentlich gemischt aus dem berechtigten oder unberechtigten Stolz auf die überlegenen Eigenschaften seiner Rasse und dem Glauben an sein daraus folgendes Recht unbedingter Ausnutzung anderer für sein eigenes Selbst, im Bewußtsein, an der gleichen Gesinnung seiner Volksgenossen eine Stütze für die Auswirkung dieser Sinnesart zu haben. Darin sieht er seine „Freiheit". — Der Deutsche hat das angeborene Bedürfnis sich „einzuordnen". Er erfüllt sein Wesen in innerer Freiheit, wenn er seinem Pflichtgefühl folgt. Das ist aber etwas den anderen Völkern völlig Unverständliches und umso mehr Verhaßtes. Das Pflichtgefühl, der sogenannte Militarismus, hat uns aber, zusammen mit den höheren schöpferischen Geistesanlagen, die Kraft gegeben, in diesem Kriege einer vielfachen Mehrheit von Feinden Widerstand zu leisten, ja sie zu überwinden. Aber entsprechend ihrer biologischen Entstehung hat diese auf dem Gattungs- und Hilfstrieb beruhende Sinnesart den Nachteil, daß sie sich leicht erschöpft in kleinlicher Vereinsmeierei und daß sie leicht abgelenkt werden kann von dem Volkstum, für das diese Triebe von Natur berechnet sind, auf nicht biologisch bestimmte höhere Wesenseinheiten, vor allem auf den wesenlosen Begriff der „Menschheit", der die Grenzen des Volkstums verwischt, oder auf engere Wesenheiten, wie Kirche, Klasse oder Beruf, die sie durchkreuzen. — Daß die Richtung des Gemüts auf solche nicht biologische Wesenheiten dem Volkstum nicht noch größeren Abbruch getan hat, liegt daran, daß die oft entgegengesetzten Antriebe, die sie dem Menschen gibt, im Unbewußten neben der völkischen Richtung liegen bleiben können und diese durch die völkische Not zur ausschlaggebenden Wirkung angetrieben wird.

Daß der Krieg den religiösen Sinn gefördert oder wieder geweckt hat, der dem völkischen Gefühl nicht nur nicht abträglich ist, sondern, wie schon Fichte erkannt hat, damit zusammenfällt, darf wohl als sicher angenommen werden. Freilich nicht die Kirchengläubigkeit, die durch die Geschehnisse des Krieges vielmehr stark erschüttert ist. Was unseren Kämpfern an allen Fronten die Kraft gibt,

auszuhalten und unerhörte, alle geschichtlichen auch des eigenen Volkes überbietende Heldentaten zu vollführen, ist das unbedingte Pflichtgefühl, das auf die höhere Allgemeinheit gerichtet ist, ohne dieser einen bestimmten Namen zu geben. Das ist sicher religiöses Gefühl, einerlei, in welchen Weltanschauungen oder Glaubensformen es nach der besonderen Wesensart des Einzelnen seinen Ausdruck sucht. Diese Geistesrichtung zeigt sich auch bei den geistigen Helfern unserer Krieger daheim, wie bei so vielen unermüdlich und opferfreudig helfenden und klaglos duldenden Frauen. Sie ist aber in ihr Gegenteil umgeschlagen bei einer nur auf den eigenen Vorteil erpichten Bevölkerungsgruppe, die sich als Feindeshelfer von der vorgenannten immer schärfer sondert und in sich immer enger zusammenfindet durch die Verneinung des Deutschtums als einer biologisch begründeten Wesenheit, das für sie nur darin besteht, daß einer zufällig in einer deutsch sprechenden Umgebung zur Welt gekommen ist. Auf diese Gruppe stützen sich die jetzt zur Herrschaft gekommenen politischen Richtungen, indem sie entweder, wie in der Sozialdemokratie, dem Freisinn oder der Frauenrechtlerei, ihren Machthunger hinter dem wesenlosen Ideal des allgemeinen Menschentums verstecken, das sie aber unter Preisgabe deutscher Zukunftswerte nur auf das Wohl der gegenwärtig lebenden Generation beziehen; oder sie sind, wie der Klerikalismus, auf das die biologisch gegebene Einheit des Volkstums durchkreuzende Ideal der allgemeinen Kirche eingeschworen. Mit diesen Idealen fangen sie auch solche ein, die nach ihren vorherrschend ererbten Eigenschaften richtige Deutsche sein sollten. Die Einstellung dieser Parteien auf außervölkische Ziele zwingt sie in widerdeutsche Richtung. Sie sind schuld, wenn in Deutschland das Vaterland Partei-Sache geworden ist. Und die Regierung hat sich durch schwächliche Nachgiebigkeit mitschuldig gemacht und diesen Zustand durch ihren Erlaß an die politischen Beamten in Preußen als berechtigt anerkannt.

Vorbereitet war diese Wendung durch die in langer Friedenszeit eingetretene geistige Entartung des erst durch den Krieg wieder zum bewußten Leben aufgeweckten Deutschtums, die jenen widerdeutschen Mächten vor dem Kriege schon die Vorherrschaft in der Volksvertretung verschafft hatte. Jetzt nutzen sie die völlige Inanspruchnahme aller auf das Deutschtum gerichteten Volkskräfte durch die Arbeit für die äußere Sicherung unseres Volkes aus, um das Deutschtum von der inneren Ordnung des Staates auszuschließen und sich für die Zukunft die Macht zu sichern. Dadurch ersparen sie es England durch die einen wesentlichen Teil der englischen Kriegskosten ausmachenden Bestechungsgelder auch bei uns wie in den „verbündeten" und „neutralen" Ländern eine britische Partei zu schaffen, die den Staat nach englischem Muster und nach englischem Willen lenkt. Wir betrachten in blindem Folgetrieb die als unsere „berufenen" Vertreter, die das Lob unserer Feinde finden, und sehen nicht das hämische Lächeln, das dabei um deren Lippen spielt. Sogar Vorschubleistung zum Vaterlandsverrat durch

Reichstagsabgeordnete der Unabhängigen Sozialdemokratie bleibt in Deutschland ungestraft, wird nicht einmal durch die einmütige Entrüstung der übrigen „Volksvertreter" weggewischt, ja durch Abgeordnete anderer Parteien noch beschönigt. Und diese Parteien, die den Kanzler, der jene Vorgänge ans Licht zog, stürzten und ihre Vertreter in die leitenden Stellen der neuen Regierung gebracht haben, wollen das Deutschtum mundtot machen, indem sie einen „neuen Burgfrieden" unter sich aufrichten, dem sich auch die für das Deutschtum eintretende Minderheit unterwerfen soll, die sie vergewaltigen. Die Demokratie will das Volk vom „Obrigkeitsstaat" erlösen, um es dem Parteiabsolutismus zu unterwerfen.

So sieht die „Freiheit" aus, zu der eine Reichstagsmehrheit, die nur durch die Notlage des Reiches noch am Ruder ist, in Ausnutzung dieses Umstandes das deutsche Volk gegen seinen Willen führt. Die Freiheit war nach der Behauptung der demokratischen Parteien bisher unterdrückt, dadurch, daß die Krone ihre Beamten und Berater aus konservativen Kreisen wählte. Aber nicht die konservative Partei, der diese Männer etwa angehörten, war ausschlaggebend dabei, sondern ihre konservative, das heißt staatstreue Gesinnung. Der wahre Konservative will nicht im Staate herrschen, sondern dem Staate dienen. Es heißt den Bock zum Gärtner machen, wenn demokratische, den nationalen Staat mit seiner monarchischen Spitze bekämpfende Männer zu seiner Leitung berufen werden. Die demokratischen Parteien, die bisher immer den Lebensnotwendigkeiten des Reiches sich versagten und dadurch unter anderem den jetzt eingetretenen Fall Ostafrikas verschuldeten, müssen sich die Beteiligung an der Regierung erst verdienen, indem sie die politischen und wirtschaftlichen deutschen Belange des Reiches obenan stellen, nicht ihre Partei-Strebungen. Erst dann kann man in wirklich freiheitlichen Punkten ihres Programms, wie in der Bekämpfung der kirchlichen Unduldsamkeit mit ihnen Hand in Hand gehen. Die Sache des Herrschers aber ist es, ohne Rücksicht auf die besonderen Parteibestrebungen die ehrenhaften, aufrichtig um das Wohl des Ganzen besorgten Männer in die leitenden Stellen zu bringen, nicht diejenigen, die durch andauernde bedenkenlose Massenbearbeitung in die sogenannte Volksvertretung gekommen sind. Der Sinn des Kaiserwortes „Ich kenne keine Parteien mehr" ist heute durch Aufrichtung einer einseitigen Partei-Herrschaft in sein Gegenteil verkehrt. Aus dem Lobe der scheinbar einmütigen Opferwilligkeit der Parteien ist die Anerkennung ihrer Berechtigung gemacht, die Not des Vaterlandes für ihren Machtvorteil auszunutzen. Eine Partei-Herrschaft oder „parlamentarische Regierung" ist, wie wir an unseren Feinden nun wohl deutlich erkannt haben sollten, für die Minderheit drückender als eine Despotie. Denn eine solche muß aus Rücksicht auf sich selber auch auf die Minderheit Rücksicht nehmen; die Minderheit bei einer Partei-Herrschaft, die nur mit der Gegenwart rechnet und sich um die Zukunft des Volkes nicht kümmert, wird rücksichtslos unterdrückt. Eine Partei-Herrschaft ist keine „Regierung"

sondern eine Verbandelung von Teilen zur Ausnutzung der Kräfte des G
organismus ohne Rücksicht auf dessen Bestand. Es klingt wie ein Hohn,
beim Kanzlerwechsel die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sagt, daß dur
parlamentarisch aufgefrischte neue Regierung „die Einheit des deutschen
nicht bloß tatsächlich gewährleistet, sondern auch der ganzen Welt vor
geführt wird."

Zum Glück bilden die herrschenden Parteien der Volksvertretung
„homogene Majorität", die allein eine Dauer ihrer Herrschaft verbürgen
eine „einheitliche Kampffront" gegen das so schon während des Krieges auc
Innern bedrohte Deutschtum ermöglichen könnte. Sie sind einig nur in
Verneinung: Die „Freiheit des Unterrichts", die sie alle erstreben, würd
Schule einerseits der Kirche, andererseits dem Weltbürgertum überantwo
jedenfalls dem Volkstum entfremden und die deutsche Zukunft damit in Frage st
Aber Parteien, die für die unbedingte individuelle Freiheit eintreten, können nicht au
Dauer mit einer Partei zusammengehen, die eine solche gerade an der Stelle aufh
will, wo sie die höchste Berechtigung hat, im eigenen Glauben und Gewissen. Jene
müssen unter sich zerfallen, wenn die Arbeiter begriffen haben, daß ihre
führer unter der Vorgabe, sie vom „Kapitalismus" des Bürgertums frei
machen, sie der Herrschaft der außervölkischen Gewalthaber des Kapitalism
überantworten, die auch von seiten des jetzt der Sozialdemokratie eng verbünd
Freisinns gefördert wird. Das geschieht jetzt dadurch, daß die gegen das Deut
tum verbündeten feindlichen Brüder unter dem falschen Zeichen der Freiheit da
beginnen, alle noch bestehenden Schranken der „Koalitions-Freiheit" niederzureiß
und damit den Übertritt der nationalen und wirtschaftsfriedlichen Arbeiter auf
Seite des Klassenkampfes zu erzwingen, und indem sie durch einen Verzichtfried
auf dem Boden eines verelendeten Volkes ihre Herrschaft umso sicherer a
bauen wollen.

Aber, wenn die Menschen auch gegen die das Gemüt aufstachelnde Wirku
des Krieges durch seine Dauer abgestumpft sind, seinen eindringlichen Lehr
werden sie sich umso weniger entziehen können. Der Staatsbürger fängt a
sich von dem Wahne zu befreien, daß er als Urwähler Teilhaber und Nutznieß
der Macht der von ihm „in Freiheit erwählten Beauftragten des Volkes" se
statt mißbrauchtes Hilfsmittel der Macher, die ihn der Ausbeutung durch d
außervölkische Plutokratie überantworten. Der deutsche Geist läßt sich nicht au
die Dauer unterdrücken; die „heilige Not" des Vaterlandes weckt ihn zum B
freiungskampf. Unter den Anhängern aller politischen Richtungen sich regend
sucht er von den Parteifesseln sich frei zu machen und fordert sein Erbe mi
dem Kampfruf Deutschland den Deutschen!

Der Todeskampf des Preußentums.

Von Prof. Dr. Heinrich Wolf, Düsseldorf.

I.

Das Ringen zwischen Preußentum und Weltdemokratie [1]).

1.

Im Frühjahr 1917 hat der große Heuchler Wilson den Ausspruch getan: die Entente, die ganze Welt kämpfe für die Demokratie, gegen das Preußentum. Da haben wir aufs klarste ausgedrückt, um was es sich in dem gegenwärtigen Weltkrieg handelt: um ein Ringen

zwischen Preußentum und Demokratie,
zwischen der nationalen preußisch-deutschen Monarchie und der internationalen Weltdemokratie.

Diesen Gegensatz wollen wir ins Auge fassen.

In der Sage von Siegfried haben wir ein Spiegelbild unserer 2000jährigen germanisch-deutschen Geschichte. Der sonnige Held mit der freien Stirn, dem blonden Haar, den klarblauen Augen und dem kindlichen Herzen! er überwindet Riesen, Zwerge und Drachen, reitet furchtlos durch die brennende Waberlohe und erlöst die Walküre, stellt sich kühn jeder Gefahr entgegen und rettet alle Welt aus der größten Gefahr. Aber, wie ein unerfahrenes Kind, läßt er sich von unehrlichen Mächten betören und in Schuld verstricken; er unterliegt der Tücke und Hinterlist, dem Fluch, der von dem Golde ausgeht.

Diese Tragödie hat sich unzählige Male in unserer Geschichte abgespielt, im Leben des Gesamtvolkes, im Leben des Einzelnen:

victor vincitur, d. h. „der siegreiche Held unterliegt". Seit 2 Jahrtausenden führen wir einen Kampf gegen das orientalisierte Welschtum, und die Hauptwaffen der Gegner waren Wahnideen, trügerische Ideale, mit denen wir uns locken und fangen ließen.

Über ein Jahrtausend war es die romanisch-germanische Kulturgemeinheit, die kirchliche Einheit, der Gottesstaat, wofür wir unsere besten nationalen Kräfte einsetzten. Hätten wir doch im Mittelalter Italien seinem Schicksal überlassen! Statt dessen stärkten wir selbst unsere Gegner, verloren die nationale Einheit, gerieten in immer größere Zersplitterung, wurden unter die Nachbarstaaten aufgeteilt, und am Ende des 30jährigen Krieges standen wir vor dem Untergang.

Wer hat das Deutschtum gerettet? Wer hat uns vor dem Schicksal Polens bewahrt? Nichts anderes, als das vielgeschmähte Preußentum.

---

[1]) In einem 2. Aufsatz soll vom deutschen Liberalismus gesprochen werden.

An dem Über-Individualismus drohten wir zugrunde zu gehen. Des mußten wir mit Gewalt in die entgegengesetzte Richtung hineingezwun werden, und das haben mit den Mitteln ihres absoluten Regiments die Ho zollern-Helden des 17. und 18. Jahrhunderts getan, vor allem

der Große Kurfürst 1640—1688,
Friedrich Wilhelm I. 1713—1740,
Friedrich II. der Große 1740—1786.

Rücksichtslos bändigten sie die entartete Freiheit, schufen einen starken E heitsstaat und beugten alle Sonderinteressen unter das Gesamtinteresse. handelten nach dem Grundsatz Staat ist Macht, und das Heerwesen, Beamtentum, die Finanzen wurden die drei starken Säulen, auf denen der Hol zollernstaat ruhte; bis ins kleinste ging die Bevormundung des wirtschaftlic Lebens.

Aber am größten zeigten sich diese unbeschränkten Hohenzollern du ihre weise Selbstbeschränkung. Zwar wollten sie keinem Menschen geg über verantwortlich sein; aber vor Gott und dem eigenen Gewissen fühlten die ganze Schwere der Verantwortung. Zwar waren sie strenge Herrscher u forderten unbedingten Gehorsam; aber ihr Herrschen war ein Diene Zwar legten sie ihren Untertanen schwere Pflichten auf; aber sie waren zugle durchdrungen von dem Gefühl der Pflichten, die sie ihrem Volke gegenüber hatte Diese Gesinnung war bei den meisten Hohenzollern Ausfluß einer tiefen, inne lichen Frömmigkeit, bei Friedrich dem Großen einer Philosophie, die ihm de selben Weg wies.

Rings um uns gab es im 17. und 18. Jahrhundert nur Zerrbilder de Monarchie, und deshalb kam es dort zum Umsturz, zur Revolution:

zuerst in England,
später in U. S. Amerika,
dann in Frankreich.

Seitdem schallt der Ruf nach „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", nach „politischen Rechten, Volkssouveränität", nach „Völkerverbrüderung" durch die Welt. Seitdem verbreitet sich, wie eine schleichende Epidemie, der demokratische Gedanke von Land zu Land. Er arbeitet mit Lockungen und Drohungen. An die Stelle der kirchlichen Dogmen hat die sogenannte „Aufklärung" und die folgende Revolution des 18. Jahrhunderts politische Dogmen gesetzt, für die mit derselben Unduldsamkeit gekämpft wird. Für unser deutsches Volk sollte die politische Wahnidee ebenso gefährlich werden, wie früher die kirchliche Wahnidee von der einheitlichen Christen-Menschheit, vom Gottesstaat.

War damals, beim Tode Friedrichs des Großen, 1786, Preußen rückständig? Im Gegenteil! Die besten Männer der französischen Aufklärung haben es be-

zeugt, daß in Preußen alles bereits vorhanden war, was man für Frankreich heiß ersehnte. Für die absoluten Hohenzollern von 1640—1786 war Fortschritt das Lebensprinzip gewesen. Aber — unter den Nachfolgern Friedrichs des Großen wurde der Preußische Staat sich selber untreu, und die Folge war der Zusammenbruch 1806—07. Was dann geschah, in den Jahren 1807—1815, gehört zu dem Herrlichsten und Erhabensten, was die Weltgeschichte uns zu erzählen vermag: die Erneuerung des Hohenzollernstaates, die Rückkehr zum echten Preußentum und ein zeitgemäßer Weiterbau. Das kleine ostelbische Preußen wurde der letzte Hort für das Deutschtum; das kleine ostelbische Preußen wurde der Besieger Napoleons I.

2.

Wenn ich nun die hundert Jahre von 1814/15 bis 1914 einteilen soll, so steht für mich in der Mitte die herrliche Periode Wilhelms I. und Bismarcks. Es ergibt sich eine Dreiteilung:

1814/15 bis 1858,
1858/62 bis 1890,
1890—1914.

Wir beobachten in der Entwicklung Deutschlands seit 1814/15 zwei entgegengesetzte Strömungen, die miteinander ringen:

Auf der einen Seite das Streben nach einer nationalen Einheit, einem nationalen Staat und einer nationalen Kultur;

auf der anderen Seite stehen alle mit der Demokratie verbündeten internationalen Kräfte.

1. 1814/15 bis 1858:

Abermals wurde der Preußische Staat sich untreu. Die nationalen Wünsche der Freiheitshelden blieben unerfüllt; die Siedlungstätigkeit im Osten wurde nicht fortgesetzt, das Heerwesen vernachlässigt, der feste Bund zwischen dem preußischen Staat und dem deutschen Volkstum preisgegeben. Es gelang den österreichischen Staatskanzlern Metternich und später Schwarzenberg, Jahrzehnte hindurch den Preußischen Staat an den Wagen der österreichischen Reaktion zu spannen. Es ist kein Ruhmesblatt in der preußischen Geschichte, daß die Regierung sich dazu verleiten ließ, die Deutschesten der Deutschen als Revolutionäre und Demagogen zu verfolgen, z. B. E. M. Arndt.

Und mit wie geteilten Gefühlen denken wir an das Jahr 1848/49! Während die heilige Flamme der völkischen Bewegung erstickt wurde, während die nationalen Einheitsbestrebungen mit der Demütigung Preußens zu Olmütz 1850 endeten, machte der Internationalismus große Fortschritte. Als Banner für Deutschlands Einheit mußte die Zusammenstellung der Farben „schwarz-rot-gold" verschwinden; aber die international-demokratischen Kräfte „schwarz", „rot", „gold" durften erstarken:

Aus dem Bund des Ultramontanismus mit der Demokratie ging Zentrumspartei hervor: 1848 war der erste große Katholiken und 1848 begann die riesige Vereinstätigkeit der katholischen Kirche.

Aus dem Bunde des Sozialismus, des Kommunismus mit der in nationalen Demokratie erwuchs die Sozialdemokratie.

Aus dem Bunde des Mammonismus mit der internationalen Dem kratie die goldene, „bürgerliche" Demokratie, aus welcher Internationalliberalismus des „Berl. Tageblatts" und der „Frankfur Zeitung" hervorgegangen ist.

2. 1858/62 bis 1890:

Ohne Reaktion gibt es keinen gesunden Fortschritt. Bismarc Riesenverdienste bestanden zunächst darin, daß er uns aus Romantik u Sentimentalität, aus ästhetischer Überschwänglichkeit, aus der Passivität, aus d pseudoliberalen Menschheitsbestrebungen zurückführte zum Preußentu zur aktiven Machtpolitik, zu gesundem politischem Egoismus; daß er d Preußischen Staat wieder auf die starke Grundlage stellte, auf denen er gro geworden war; daß Preußen „Hammer, nicht länger Ambos" sein sollte. Abe nachdem er die militärischen und monarchischen Machtgrundlagen gefestigt hatt konnte er weiterbauen, und es wird niemand leugnen, daß das deutsche Vo zu keiner Zeit so große und so zahlreiche Fortschritte erlebt hat, wie 186 bis 1890. Siegreich hat Bismarck das Preußentum gegen den Ansturm de international-demokratischen Kräfte, schwarz, rot, gold verteidigt.

Als im Jahre 1885 der Gesundheitszustand des alten Kaisers Anlaß zu ernsten Besorgnissen gab, berief der Kronprinz den Fürsten Bismarck nach Pots dam und fragte, ob er im Falle eines Thronwechsels im Dienste bleiben würde Bismarck erklärte sich dazu unter zwei Bedingungen bereit:

„keine Parlamentsregierung", d. h. keine Nachgiebigkeit gegen den demo- kratischen Gedanken,

„und keine auswärtigen Einflüsse in der Politik."

3. 1890—1914:

Nach Bismarcks Entlassung ging es abermals abwärts mit dem Preußentum.

Folgende **Zusammenstellung** möge den Umschwung, den Wandel der Dinge klar machen:

Wie ein Testament klingen die Worte, die Bismarck in den achtziger Jahren an den Reichstag richtete: „M. H.! ich werde nicht oft mehr zu Ihnen sprechen können. ... Aber ich möchte nicht von der Bühne abtreten, ohne Ihnen dies ans Herz zu legen: Seien Sie einig und lassen Sie den nationalen Gedanken vor Europa leuchten; er ist augenblicklich in der Verfinsterung begriffen." — Nach 1890 wurde mehr und mehr der Internationalismus Trumpf.

Bismarck wollte von einem engen Anschluß an die demokratischen Westmächte nichts wissen, wohl an den Osten und Südosten. Aber die „neue Ära" begann damit, daß sie den Draht nach

Petersburg zerschnitt und sich von England im Sansibarvertrag 1890 übers Ohr hauen ließ. So fing die Orientierung unserer Politik nach dem demokratischen Westen an.

Bismarck hielt den politischen Egoismus für die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates, nicht die Romantik; es war das Programm seines Lebens, sich nicht von Sentimentalitäten, Sympathien und Antipathien leiten zu lassen. Und seine Nachfolger?

Bismarck handelte nach dem Grundsatz: „Im politischen wie im geselligen Verkehr ist es vorteilhaft, wenn man nicht in dem Ruf äußerster Langmut steht." In diesen Ruf sind wir später gründlich gelangt, als wir infolge unserer Versöhnungs- und Verständigungspolitik die schlimmsten Fußtritte und Erpressungen langmütig hinnahmen, und, sobald von der anderen Seite wieder ein freundliches Wort fiel, uns für „hochbefriedigt" erklärten.

Bismarck trieb eine aktive Politik, war der tatkräftige Führer in allen auswärtigen und inneren Fragen. Später entbehrten wir der Führung; die regieren sollten, ließen sich regieren.

Bismarck war eine Kampfnatur; während seiner ganzen Amtstätigkeit hat er, bei seiner äußeren und inneren Politik, fortwährend im heftigsten Kampf gestanden mit den drei internationalen Parteien, die sich zuletzt, unter Führung der Triumvirn Windthorst—Richter—Grillenberger, eng zusammenschlossen. Später hieß es „Nur keine Konflikte"! Allmählich wurden gerade diese drei demokratisch-internationalen Parteien die Stützen der Regierung, während man die bösen „Nationalisten", die an den Traditionen Bismarcks und des preußisch-deutschen Geistes festhielten, aufs heftigste bekämpfte.

Bismarck trieb preußisch-deutsche Machtpolitik und wußte, daß dann erst die nationale Kultur gedeihen könne. Seine Nachfolger glaubten, Kulturpolitik ohne Machtpolitik treiben zu können; dabei war ihre „Kultur" ein wunderliches Gemisch von ethischen Grundsätzen und nackten Händlerinteressen.

Bismarck kannte den hohen Wert der „Imponderabilien", d. h. der Volkskräfte, die sich nicht in Zahlen oder Maßen ausdrücken lassen: Gottvertrauen, Pflichtbewußtsein, Opferfreudigkeit, Vaterlandsliebe, Heldensinn. Später sah man in der Zahl, in dem, was man berechnen kann, das Maß aller Dinge. — Lothar Bucher, der größte Mitarbeiter Bismarcks, hat es mehrfach in seinen Schriften ausgesprochen, wie wenig ausschlaggebend in politischen Dingen das Geld sei; er erkannte die Gefahr einer mammonistischen Staatsauffassung. — Das wurde leider nach 1890 anders. Kurz vor dem Krieg, im Frühjahr 1914, war man so weit, daß ein Mitglied unseres Auswärtigen Amtes schrieb: „Die Kriege werden zwar nicht mehr erfochten, aber kalkuliert". Und zwei Jahre vorher stand in der „Berliner Montagszeitung" vom 10. Juni 1912: „Deutschland gut regieren — das heißt heutzutage ein guter Rechner sein, wie Sems Nachkommen stets gewesen sind. ... Darum sind heute an den Stellen, wo unsere Geschicke gelenkt werden, Männer mit kaltem, nüchternem Wirtschaftsverstand, Rechner, Prognostiker für materielle Werte, vonnöten. Ob's gar so verfehlt wäre, sich die aus den Reihen der jüdischen Rasse zu holen? Ob's nicht einer der besten Regenteninstinkte Wilhelms des Instinktiven ist, immer und immer wieder, wenn er in heiklen Situationen guten Rates bedarf, die Ballin, Rathenau, Friedländer ins Schloß zu bitten? ... Unsere Kriege werden heute auf einem Streifen Rechenpapier geführt."

So konnte denn die Weltdemokratie erstarken, draußen und drinnen. Sie wurde das Hauptkampfmittel des orientalisierten Welsch-Angelsachsentums gegen das germanisch-deutsche Ariertum, gegen das Preußentum.

Mit Lockungen und Drohungen suchte man das deutsche Volk zu vernichten. Und wie gern ließen wir uns blenden und fesseln durch die schönklingenden Wahnideen! Da hörten wir von der „internationalen Kulturgemeinschaft", von „Menschheitszielen". Wie freudig beteiligten wir uns an den

„Friedenskongressen", dem „Haager Schiedsgericht", an der Herbeiführung „ewigen Friedens"! Wie begeisterten wir uns für „Völkerverbrüderung", „Völkerrecht"! Ja, immer lauter wurde in unserer eigenen Mitte der Ruf „Abrüstung", nach „Versöhnung" und „Verständigung". Politische Kind Wir merkten nicht, daß all das nur Trugbilder sind, die wir für echt ha während die Feinde hinter dieser Maske ihre Raubtiernatur verstecken.

Gleichzeitig ertrugen wir mit unglaublicher Langmut die Erpresserpol der Ententemächte. Und denselben Lockungen und Drohungen stand unsere gierung in der inneren Politik widerstandslos gegenüber.

Wir dürfen behaupten, daß wir gerade durch diese Entsagung, durch Vernachlässigung des Preußentums in den Krieg gestürzt sind. Weil wir dem Krügertelegramm 1897 bei allen Gelegenheiten, beim Burenkrieg, l Russisch-Japanischen Krieg, bei der Bagdadbahn, besonders aber bei der Marc Frage, die uns von 1904—1911 in Atem hielt, und weiter bei der österreich russischen und österreichisch-italienischen Spannung, bei den Balkankriegen 1 bis 13 und den folgenden Anmaßungen vor jedem Druck Englands, Frankre Rußlands zurückwichen, und dabei doch vor der Welt unsere Zufriedenheit kundeten; weil unsere Regierung auch im eigenen Land sich so schwach Reichstag gegenüber zeigte; weil beim „Fall Zabern" ungestraft ein St gegen den Militarismus durch das ganze Land entfesselt wurde; aus alledem wann das Ausland den Eindruck, daß auch wir reif seien, zu den „kran Leuten gerechnet zu werden, um ein Beuteobjekt für die lauernden Nach staaten zu sein.

3.

Wenn ich nun zum heutigen Weltkrieg übergehe, so stelle ich e in den Mittelpuukt:

Weltdemokratie gegen Preußentum!

Wir erleben den Höhepunkt des 2000jährigen Ringens gegen das germar deutsche Ariertum; das orientalisierte Welschtum, das semitisierte Angelsachsen das halbasiatische Russentum haben sich gegen uns verbündet und locken in mehr Staaten und Völker in ihren Bannkreis. Ihr Haupt-Kampfmittel bi die demokratischen Revolutionsideale „Freiheit, Gleichheit, Brüderlich Volkssouveränität."

Und doch ist der Krieg für jeden, der sehen will, ein großer Enthü geworden. Er hat gezeigt, daß die Weltdemokratie, die gegen uns kämpft, Schein ist, nur Maske für die internationale Welt-Plutokra Eine kleine, unter sich verschwägerte und befreundete Gruppe der Hochfir des Großkapitals vereinigt mehr und mehr alle Macht in ihren Händen. Ti dieser Geldherrschaft sind hauptsächlich Engländer und Franzosen, darunter

reiche „naturalisierte" Engländer und Franzosen; manche deutschklingende Namen finden wir in diesem Kreis, z. B. Rothschild, Elzbacher, Eppstein, Wollheim, Stern, Schwab.

Die Weltdemokratie ist die **größte Lüge**, die jemals ersonnen ist:

Das Wort „Demokratie" bedeutet „Volksherrschaft". Wer hat denn in den demokratischen Musterländern die Herrschaft? Das Volk? Im Jahre 1911 erschien in Paris eine kleine Schrift „Der kommende Krieg". Darin heißt es: „Die französische Demokratie ist nur eine Dekoration. In Wirklichkeit wird das Volk beherrscht durch eine kleine Zahl von Finanzleuten und Großindustriellen, in deren Händen sich die Presse und die Politiker befinden." — In England war und ist Hauptkriegshetzer und Ministerstürzer Lord Northkliff; die Familie stammt aus Frankfurt und hieß ursprünglich Stern. — In U. S. Amerika sind Morgan und Schwab die Auftraggeber des Präsidenten Wilson. — Italien wird mehr und mehr Ausbeutungsobjekt für die französische, englische, amerikanische Geldoligarchie. Halbitaliener teilen sich mit dem englischen Botschafter und dem Freimaurerorden „Der Orient" in die Macht.

Die Feinde sagen: „Die Demokratie ist der Frieden." Im Gegenteil! sobald ein großer Staat die demokratische Verfassung angenommen hat, genießt er keinen ruhigen Tag mehr. Im Inneren krankhafte Zuckungen, nach außen politische Intriguen und fortwährende Kriege.

Sie sagen: „Die Demokratie ist die Freiheit." Freilich, wenn man unter „Freiheit" die Schrankenlosigkeit des Geldverdienens und der Ausbeutung versteht.

Sie sagen: „Die Demokratie ist die Gleichheit und Menschlichkeit". Aber wo ist denn die Kluft zwischen arm und reich größer, die soziale Fürsorge für das niedere Volk geringer, als in den demokratischen Ländern?

Sie sagen: „Demokratie ist die Gerechtigkeit". Wo waren denn in den letzten Jahrzehnten all die „Skandale" und „Affairen", die Korruptionswirtschaft?

Sie sagen: „Die Demokratie bedeutet die Völkerverbrüderung". Ja wohl, auf Kosten des deutschen Volkstums, wie man in der Schweiz, in Belgien, in Österreich-Ungarn beobachten kann.

Besonders aber sagen sie: „Die Demokratie ist das Selbstbestimmungsrecht der Völker", und sie tun sich wichtig mit ihrem Parlamentarischen System, dessen ganze Jämmerlichkeit doch der Weltkrieg zur Genüge aufgedeckt hat.

In Wahrheit sitzt bei unseren Feinden der Götze Mammon auf dem Thron, und mit ihm vermählt ist die Lüge.

Werden wir Deutschen den Kampf gegen die Weltdemokratie gewinnen?

Der Krieg kam als ein Befreier, ein Erretter. Die Augusttage 1914 waren eine Offenbarung des echten Preußentums, von dem der gesunde Kern des deutschen Volkes noch erfüllt war und das hinübergriff in das verbündete Österreich-Ungarn. Mit elementarer Gewalt drang dieses Preußentum durch: der soldatische Geist der Tapferkeit, des Gehorsams und des Pflichtgefühls, der Stolz auf unser starkes Königtum, die Opferfreudigkeit und das große Gottvertrauen. Mit einem Schlage verschwanden alle international-demokratischen Bestrebungen; sie verkrochen sich in Ritzen und Löcher, wagten sich nicht hervor. Damals wußten wir alle, was „umlernen", „umdenken", „Neuorientirung" bedeuten müsse: nichts anderes als eine Abkehr

von den demokratischen Wahnideen, von dem Streben nach internationaler Kulturgemeinschaft, von der mammonistischen Staatsauffassung; eine Besinnung auf die wahren preußisch-deutschen Volkskräfte.

Aber — schon nach wenigen Wochen durften sich im Herbst 1914 die zurückgedrängten demokratisch-internationalen Bestrebungen wieder hervorwagen. Sie erstarkten zusehends und erfuhren von der Regierung, von dem Reichstag, von der Zensur keine Zurückweisung. Seitdem vollzieht sich eine geschichtliche Entwicklung, bei der unser Herz hin und her gerissen wird, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt. Wir führen nämlich einen **doppelten Krieg**:

draußen, im Osten und Westen, an der italischen Grenze, auf der Balkanhalbinsel, in Vorderasien, in unseren Kolonien, auf den Meeren, in den Lüften ringt preußisch-deutsches Heldentum siegreich mit der Welt-Lügendemokratie;

und drinnen führen wir Daheimgebliebenen genau denselben Kampf gegen die internationale Demokratie, wobei das Preußentum zu unterliegen droht.

Welche Tragik! Während wir jubeln über die militärische Führung und über die Heldentaten unserer Truppen, wird mitten im eigenen Land, hinter der Front von den verblendeten Demokraten und von den Fremdstämmigen Sturm gelaufen gegen unsere starke Monarchie, gegen den preußisch-deutschen Heldengeist, gegen unser Ariertum. Soll die letzte Hoffnung der Feinde sich erfüllen, daß sie unsere Einigkeit zerreißen? Sollen wir selbst Handlangerdienste leisten, damit ihr wichtigstes Kriegsziel erreicht werde, die Vernichtung des Preußentums?

Was hat die Reichsregierung, der Reichskanzler getan, um das Preußentum und unsere Schwertmonarchie zu schützen und zu stärken? Nichts! vielmehr durften die demokratisch-internationalen Kräfte, unter dem Schutz des Burgfriedens und der Zensur, erstarken. Schritt um Schritt wich dann die Reichsregierung vor ihren Forderungen zurück. Was wir im Sommer und Herbst 1917 erlebt haben, war eine Kapitulation vor der Weltdemokratie.

Draußen Sieg des Preußentums, Niederlage der Weltdemokratie; drinnen umgekehrt; welch ein Widersinn! Das kann unmöglich das Ende sein.

Was müssen und können wir tun? Ich bin fest überzeugt, daß wir über die Stärke der demokratisch-internationalen Strömung andauernd getäuscht werden. Sobald alle Deutschgesinnten sich zusammenschließen und den Kampf aufnehmen: dann ist der Sieg unser. Wir müssen nur den Mut haben, gegen den Strom zu schwimmen:

„Neuorientirung" kann doch nur so verstanden werden, wie man es im ganzen deutschen Volk August 1914 bei Ausbruch des Krieges verstand: Rückkehr zu den bewährten Grundlagen unserer Macht! Diese Grundlagen sind

unser starkes Volks- und Schwertkönigtum,
unsere nationale Kultur und deutsche Frömmigkeit,
unsere nationale Wirtschaftspolitik.

Natürlich darf kein Stillstand, keine Erstarrung eintreten. Aber die Geschichte lehrt uns, daß es keine gesunde Reform, keinen wahren Fortschritt gibt ohne Reaktion. Zuerst muß alles beseitigt werden, was die Grundlagen gefährdete und uns von dem seit 1648 vorgezeichneten Wege abdrängen wollte. Dann gilt es weiterzubauen.

Der Wegweiser zeigt nach rechts, nicht nach links; den Weltdemokraten gegenüber wollen wir den Spieß umdrehen und sagen:

Ihr wünscht eine Neuorientirung zur Weltdemokratie, wir zur starken Monarchie. Ihr zur internationalen Kulturgemeinschaft, wir zur deutschen Kultur.

Ihr wünscht eine Reform des preußischen Wahlrechts; wir halten eine Änderung des Reichswahlrechts für notwendiger.

Ihr redet von der Sozialdemokratie; wir behaupten: nur die Sozialmonarchie hat für das niedere Volk gesorgt und eine ausgleichende Gerechtigkeit gebracht.

Ihr verlangt noch immer größere Freiheit für Eure sogenannte Kunst, für Presse, Börse, für die Fremdstämmigen. Wir erklären: Eure Freiheit darf für uns Deutschen, die Hausbesitzer, nicht zur Knechtschaft werden, und aus Selbstachtung und Selbsterhaltungstrieb bekämpfen wir, was Ihr Freiheit nennt.

Deutschland den Deutschen!

Kriegsbeschädigte und Vaterland.

Von Adolf Sellmann, Hagen i. W.

Neuerdings hat sich ein Bund der Kriegsbeschädigten gebildet, der sozialdemokratisches Gepräge hat, und der die Interessen seiner Mitglieder vertreten will. Er hat schon durch Massenpetitionen die Erhöhung der Renten gefordert. Auch politisch hat er sich schon betätigt, indem er für einen Verzichtfrieden eingetreten ist.

Uns will das ganze Auftreten dieses Bundes nicht gefallen. Es ist doch im höchsten Maße bedauerlich, daß ehemalige Kriegsteilnehmer schon während des Krieges in dieser Form auftreten, vielleicht auftreten müssen. Die Verhältnisse müßten doch derart sein, daß sich ein solches Vorgehen erübrigte. Wir wünschen unsere Kriegsbeschädigten glücklich und zufrieden, und wir wünschen auch, daß sie nach wie vor für den Glanz und den Sieg des Vaterlandes eintreten. Es

ist uns ein unangenehmes Gefühl, wenn unsere Kriegsbeschädigten und
Kriegsteilnehmer überhaupt später verärgert und verbittert im Winkel sitzen
laut fordernd auf der Straße stehen. Sie sollen auch noch in zukünftigen
an des Reiches Glanz und Herrlichkeit sich freuen und auch noch mit
Seele an diesem Vaterlande hängen, für das sie gestritten und geblutet

Der gewaltige, ungeheure Krieg bringt große neue Aufgaben mancherle
Eine derartige große Aufgabe ist die Kriegsbeschädigtenfürsorge. Was sin
wenigen Tausend Kriegsinvaliden, die die Kriege 1864, 66, 70 und 71 un
bracht haben? Wie ungeheuer groß wird dagegen die Zahl sein, die kriegsv
oder kriegssiech aus dem Völkerringen 1914—18 hervorgegangen ist. Es
uns die Mühe nicht verdrießen, und wir müssen immer wieder unsere Ged
auf die Frage lenken, was wir alles für die Kriegsbeschädigten tun müssen,
auch auf die Frage, was auch noch die Kriegsbeschädigten dem Vaterlande sch
sind. Vielleicht erfordert die große Not, die in der großen Zahl der gegenwä
Kriegsinvaliden uns entgegentritt, noch ganz besondere Maßnahmen.

Der Staat hat für die Kriegsbeschädigten zu sorgen. Sicher, das ist
Pflicht. Das soll auch so bleiben. Doch soll er die ganze Sorge um
Zukunft übernehmen? Sollen die Kriegsbeschädigten keine Leistung und
Arbeit mehr verrichten? Sollen sie nichts als Rentner sein? Manche be
diese Fragen.

Allein es kann nicht nachdrücklichst genug gegen solche törichten und
würdigen Anschauungen Front gemacht werden. Amerika hat in dieser
für seine Invaliden gesorgt.

Dort erhalten die Kriegsbeschädigten nach dem letzten Invalidengesetz
Dollar für den Tag, und überall im Lande hat man prachtvolle Bauten f
errichtet. Der frühere Chefarzt des amerikanischen Roten Kreuz-Lazarett
München, Dr. Franz Jung, der diese amerikanischen Soldatenheimstätten
eigener Anschauung kennen gelernt hat, muß merkwürdigerweise über sein
obachtungen folgendes schreiben:

„Über das ganze Land verteilt finden wir in Amerika mehrere D
soldiers-hommes, Soldatenheime. In den größeren Städten sind es en
Prachtbauten, mit 10—20 Häusern, mit Kirche, Konzerthalle, Kranken
kleinem Warenhaus usw. In Washington werden dort z. B. regelmäßig
Militärkonzerte abgehalten. Ein prächtiger Park umgibt die Häuserkomplexe
der Nähe von Los Angeles (Kalifornien) besuchte ich die Anstalt, die an
ideal schönen Stelle gelegen ist. Das Klima ist das mildeste, was ma
denken kann, mit den geringgradigsten Temperaturschwankungen der Erde.
fand dort sogar ein großartiges Vogelhaus mit den schönsten Tigerfinken
buntfarbigen tropischen Vögeln. Wir Besucher waren einfach voller Bewund
bei all der Pracht. Doch was war die Antwort, die uns die Invaliden g

„Ja das sähen sie nun alle Tage; es wäre immer dasselbe. Immer dasselbe schöne Wetter und dieselben schönen Vögel.“ Den gleichen Eindruck machten die Invaliden fast aller Institute: mißvergnügt, unzufrieden, durchaus nicht mehr anerkennend, was der Staat für sie tat. Selbstmorde sind gar nicht so selten; sie brauchen nicht zu arbeiten, wenn sie nicht wollen, sie haben im Lauf der Jahre auch den Sinn für Arbeit verloren und sind nur Nörgler geworden. Sie haben eben absolut keine Sorgen mehr; auch Trunksucht reißt leicht ein. Es ist eine große Seltenheit, unter ihnen einen freundlichen alten Mann zu finden oder einem Lächeln zu begegnen. Ganz abgesehen von den enormen Kosten, die diese Invalidenheime verursachen, verfehlen sie ihren Zweck: glückliche Gefühle in der Seele des alten Kriegers zu schaffen.“

Eine derartige Fürsorge für unsere Invaliden entspricht nicht der deutschen Art. Es wäre auch zwecklos, weil es nicht das Glück der Insassen zur Folge haben kann. Dieses Mißvergnügtsein, dieses Sichunglücklichfühlen ist nun einmal die notwendige psychologische Folge der Untätigkeit und der Zwecklosigkeit des Lebens. Unseren Kriegsinvaliden ein arbeits- und sorgenloses Leben verschaffen heißt nicht sie glücklich machen. Die gegenteilige Ansicht muß überall, wo sie sich findet, bekämpft werden, und zwar aufs nachdrücklichste bekämpft werden. Das obige Urteil über die amerikanischen Invalidenheime mit dem „süßen Nichtstun“ ist uns sehr wertvoll.

Viele werfen heute die Frage auf: Woher sollen wir die Riesensumme für die Kriegsrenten nehmen? Hierin sehen nicht wenige die Hauptschwierigkeit. Doch wer idealistisch gesonnen ist, der wird anders zu diesen Dingen stehen. Durch Mammon werden keine Schwierigkeiten in der Welt restlos gelöst. Die Hauptschwierigkeit liegt wie überall so auch hier auf geistigem Gebiet.

Sehen wir uns einmal unsere Verhältnisse vor dem Kriege an! Lebten wir da schlecht? Hatten wir da Mangel? Fehlte es uns da an Speise und Trank, an Kleidung und Wohnung? Ich denke nicht. Wir hatten alles im Überfluß. Und doch hat es mehr unzufriedene Menschen damals gegeben, die unzufrieden waren mit der ganzen Lebenshaltung, als jetzt in der Kriegsnot. Mit welchem Erfolg hat nicht damals die Sozialdemokratie ihre Verelendungstheorie an den Mann bringen können. Wir können den Kriegsbeschädigten so viel Rente geben, wie wir wollen, wenn die Herzensstimmung nicht die rechte ist, machen wir sie nicht zufrieden. Zufriedenheit ist niemals Geldsache. Die Schwierigkeit liegt auf geistigem Gebiet. Hier muß Arbeit geleistet werden.

Man vermute indessen nicht, daß ich damit die ganze Rentenfrage als unnütz und minderwichtig ansehe. Ich weiß es, wie manche Ungerechtigkeit bei der Feststellung der Rente hier und dort noch vorliegt. Die gesetzlichen Bestimmungen selbst zeigen noch viele Lücken und Unebenheiten auf, die durch neue Bestimmungen beseitigt und ergänzt werden müssen. Ich bin durch meine praktische

Tätigkeit mit diesen Dingen aufs genaueste vertraut. Mein Schriftchen „Kriegsverwundet", das in über hunderttausend Exemplaren an die Kriegsbeschädigten herangekommen ist, hat mir manche Antwort eingebracht, die ganz eigenartige Verhältnisse beleuchtet. Was will es sagen, wenn ein nervöser Mensch, der infolge Verschüttung an epileptischen Anfällen leidet, 26 Mark bekommt, trotzdem er völlig arbeitsunfähig ist? Die Unglücklichsten sind nicht allemal die, die einen Arm oder ein Bein verloren haben. In solchem Falle ist die Kriegsverstümmelung dem Arzt und dem Publikum sichtbar, da kann die Rente nicht später „gequetscht" werden. Anders liegt es dagegen bei den innerlich Kranken und bei den Nervenkranken. Die Verstümmelungszulagen kommen dann meistens in Wegfall, und die Rente ist gewöhnlich viel niedriger, obgleich die armen Menschen viel unglücklicher daran sind. Also hier mögen noch manche Ungerechtigkeiten vorliegen. Ich will nichts beschönigen und nichts vertuschen. Und wenn es irgendwie möglich ist, so erhöhe man die Rente. Ich selbst trete gern dafür ein.

Trotzdem, in diesen äußerlichen Geldangelegenheiten liegt die Lösung des Kriegsbeschädigtenproblems nicht. Die Schwierigkeit liegt auf seelischem Gebiet. Wir müssen darauf bedacht sein, wie wir die Kriegsbeschädigten von innen heraus stärken und froh machen, wie sie lebensbejahend und lebensfroh werden können. Von diesen Erwägungen aus ist es wichtig, daß man auch an die Arbeit denkt, die die Kriegsbeschädigten noch leisten können:

„Willst Du glücklich sein im Leben,
trage bei zu anderer Glück,
und die Freude, die wir geben,
kehrt ins eigne Herz zurück."

Wir müssen die Kriegsbeschädigten stark und fähig machen, daß sie irgendwelche Lebensaufgaben erfüllen können und in der Arbeit ihr Lebensglück finden. Wenn unsere Kriegsbeschädigten irgend etwas schaffen und leisten können, dann zieht auch das Glück wieder in ihre Seele ein. Wir müssen nun unumwunden unsere Anerkennung darüber aussprechen, daß die deutsche Kriegsbeschädigtenfürsorge von Anfang an den Arbeitsgedanken in den Vordergrund gestellt hat. Schon im Lazarett war man darauf bedacht, durch allerlei Beschäftigungen, die man den Kriegsbeschädigten bot, alle Grillen und Sorgen zu verbannen und sie wieder dadurch auf den Weg vom Lazarett hinaus ins praktische Leben zu führen. Wenn möglich, so soll der Kriegsbeschädigte in seiner alten Arbeit bleiben, die er schon vor dem Krieg getrieben hat. All das Wissens- und Erfahrungskapital, das er sich bisher durch seine Arbeit verschafft hat, kann er dabei verwerten. Man schreibt nach dem Psalmisten oft über ein Menschenleben: „Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." In diesem Sinne soll auch das Leben unserer Kriegsbeschädigten köstlich gewesen sein.

Daß dabei unseren Kriegsbeschädigten alle unsere Liebe und des Volkes Ehre teilhaftig werden soll, versteht sich von selbst. Der Dank des Vaterlandes

soll ihnen niemals versagt sein. Aber sie sollen auch noch diesem Vaterlande gegenüber sich zu Dank verpflichtet fühlen und diesem großen gemeinsamen Vaterlande gegenüber noch Werte schaffen und Dienste leisten. Wer für das Vaterland gestritten und gelitten hat, der muß auch im späteren Leben sich noch zur Arbeit und zum Dienst verpflichtet fühlen. Das Vaterland braucht auch in kommender Friedenszeit alle Kräfte seiner Söhne, seien auch diese Kräfte etwas geschwächt und gemildert. Erst durch diesen Dienst für andere wird das innere Gleichgewicht der Seele wieder hergestellt. Schlimm genug, wenn manche so beschädigt sind, daß sie gar nichts mehr leisten können und daß sie ganz und gar auf die Fürsorge angewiesen sind. Wohl aber auch denen, wenn sie innerlich reich sind oder durch das Leid erst innerlich reich geworden sind, daß sie auch im Hinblick auf ihr großes Opfer für das Vaterland das bittere Leid des Nichtstuns ertragen können.

Ganz verkehrt indessen ist es, den Kriegsbeschädigten mit Mitleid entgegenzutreten. Es ist eine seelische Mißhandlung, Kriegsbeschädigten immer und immer wieder die Größe ihres Leides mit mitleidvoller Miene vorzuhalten. Und ganz überflüssig ist es, wenn man aus mitleidigen Gefühlen heraus noch besondere Wohltätigkeit für nötig erachtet. Man verletze doch den stolzen Sinn unserer Krieger durch die Geste der Wohltätigkeit nicht. Die Kriegsbeschädigten haben ein Recht auf ihre Rente und auf geldliche Unterstützung. Auf jede Wohltätigkeit müssen sie indessen verzichten.

Es sind in unserem Vaterlande große Summen für die Kriegsbeschädigtenfürsorge gesammelt worden. Manche Vereine und Organisationen haben für diese Zwecke viel Geld aufgehäuft. Solange aber die Spender noch die Miene von Wohltätern aufsetzen, solange sind Gaben aus diesen Fonds für die Kriegsbeschädigten geradezu eine Beleidigung.

Ich bin dagegen, daß sich Vereine bilden, die nur aus Kriegsbeschädigten bestehen und die ihre wirtschaftlichen Interessen vertreten. Unsere Kriegsbeschädigten müssen möglichst schnell wieder in unsere Gesellschaft und in dem Wirtschaftsgetriebe des Handels und Verkehrs verschwinden. Es ist garnicht nötig, daß von vornherein die Kriegsbeschädigten äußerlich gekennzeichnet sind. Schlimm genug, wenn sie durch das künstliche Bein oder durch den flatternden Ärmel schon als solche gekennzeichnet sind. Sie sollen wieder möglichst genau wie alle anderen am wirtschaftlichen Leben teilnehmen. Dabei bin ich indessen der Meinung, daß sie viel mehr noch bei der Kriegsbeschädigtenfürsorge als Mitwirkende und Mithelfer zu Rate gezogen werden. Warum sollen die Kriegsbeschädigten nicht selbst mit starkem Willen ihr Schicksal in die Hand nehmen. Besonders ist es ratsam, daß die Kriegsbeschädigten in die Ausschüsse, die die Verwaltung der Fonds für Kriegsbeschädigtenfürsorge in der Hand haben, aufgenommen werden. Bedauerlich ist es, wenn die Spender selbst, die Gelder für solche Wohlfahrts-

zwecke gespendet haben, nun auch die Entscheidung bei der Verteilung dieser Gelder in der Hand behalten wollen. Hier lasse man tüchtige, erfahrene und weitsichtige Kriegsbeschädigte selbst mit tätig sein. Es kann dadurch viel Verstimmung und Mißverständnis von vornherein vermieden werden. Man spricht sehr viel davon, daß der Kriegsbeschädigte nicht Objekt der Fürsorge bleiben dürfe, sondern Subjekt werden müsse. Allein man zieht noch nicht aus solchem Satz die Folgerung für die Handhabung der Kriegsbeschädigtenfürsorge.

In der Kriegsbeschädigtenfürsorge handelt es sich durchaus nicht allein um körperliche Heilung, um Festsetzung der Rente, um Anschaffung von Prothesen, um Aufnahme in den Heilstätten, sondern hier handelt es sich vor allen Dingen um seelische Werte, die man den Kriegsbeschädigten erhalten und mehren soll. Diese seelischen Werte sind oft mit Äußerlichkeiten verkoppelt. Und das Ideal, das uns vor Augen schwebt, besteht darin, daß wir unsere Kriegsbeschädigten nicht verkommen lassen in dem Getriebe der Großstadt, sondern daß wir ihnen Siedelungsland und Wohnstätten bieten draußen in der schönen und freien Gottesnatur. So kommen wir noch auf die Kriegerheimstättenbewegung zu sprechen. Hoffentlich haben wir nach dem Kriege genug Land zur Verfügung, wo wir unsere Kriegsbeschädigten ansetzen können, wo wir ihnen nicht nur frische Luft und gesunde Wohnung, sondern auch befriedigende Arbeit gewähren können. Man hat in den weitesten Kreisen unseres Volkes für die Kriegerheimstättenbewegung das feinste Verständnis. Den Insassen solcher Heimstätten wächst die Liebe zum Vaterlande.

Vor allen Dingen kann in diesen Heimen der Kriegsbeschädigte das größte Glück finden, das man überhaupt in diesem Leben finden kann: das Glück eines frohen Familienlebens. Und dieses Glück, das der Kriegsbeschädigte in diesen Kriegerheimstätten finden kann, liegt auch in dem Besitz von Frau und von Kindern. Wohl dem Kriegsbeschädigten, dem ein schönes Eigenheim beschert ist, dem eine tüchtige und liebenswürdige Frau zur Seite steht und dem wohlerzogene Kinder bei der Arbeit und in der Wirtschaft helfen!

Somit ist die Kriegsbeschädigtenfürsorge gleichzeitig auch ein Appell an unsere deutschen Frauen. Sie sind in ganz besonderer Weise mit dazu berufen, das Glück unserer Kriegsbeschädigten wieder aufzubauen, das der wilde Krieg niedergerissen hat. Wo eine tüchtige Frau eine saubere und ordentliche Wohnung in Stand hält, sparsam und geschickt die Wirtschaft führt, treu ihre Arbeit verrichtet, liebenswürdig und freudig ihres Amtes waltet, da ist der Himmel auf Erden, auch wenn ein Kriegsbeschädigter dort wohnt. Doch wo eine Frau unsauber und unordentlich, verschwenderisch und gewissenlos, mißmutig und zänkisch den Hausstand leitet, da ist die Hölle auf Erden, auch dann, wenn allmonatlich eine reichliche Rente ins Haus kommt. Glück und Unglück unserer Kriegsbeschädigten ist den Frauen in die Hand gegeben.

Wenn alle diese Umstände zusammenwirken, dann können die Kriegsbeschädigten in unserer Mitte froh und glücklich werden, dann können sie sich in jeder Weise des Vaterlandes freuen, für das sie gestritten und gekämpft haben. Hoffentlich finden wir überall die rechten Wege, die zu diesem Glück und zu dieser Freude und zu diesem fröhlichen Tun und Schaffen der Kriegsbeschädigten für das Vaterland führen. Der gute Geist in unserem deutschen Vaterlande soll in kommender Friedenszeit vor allem auch durch unsere Kriegsbeschädigten verkörpert werden. Sie sind die Berufensten dazu.

Mittelpunktsucht und -flucht in Deutschland.

Von Privatdozent Dr. Albrecht Wirth, München-Thalkirchen.

Je länger der Krieg dauert, umsomehr steigt die Seelenkunde in ihrem Werte. Wir gewinnen den Krieg schließlich nicht so sehr durch Kanonen und Geld, durch Technik und gute Finanzen, als durch Selbstvertrauen und starke Nerven. Wir behaupten uns einer Welt gegenüber durch die Kraft unserer Überlieferung, durch die Kraft unserer Kultur. Nun aber beruht das Einzigartige der deutschen Bildung und der deutschen Seele auf dem wundersamen Zusammenklang der einzelnen deutschen Stämme. Zu stark betont, wurden früher oft die Gegensätze innerhalb unseres Volkstums ein Mißklang; richtig gefaßt und richtig verwendet, werden sie hoher Wohllaut. Sie tragen, wie kaum eine andere Eigenschaft, dazu bei, unser Leben zu bereichern und zu erhöhen, denn in keinem Lande der Erde gibt es eine solche Mannigfaltigkeit der Stammesart und infolgedessen der Gesamtentwicklung wie bei uns.

Der ausgeprägte Individualismus der Deutschen steht nun einer anderen Eigenschaft gegenüber, die erst in den letzten Jahrhunderten mehr hervorgetreten ist, dem Gehorsam vor dem Gesetze. Ohne ihn wäre die Höhe unserer Organisation nicht möglich. Diese aber führt zu einer einheitlichen Gebahrung, zur Zentralisation und, wenn sie übertrieben wird, zur Schablone. Die Organisation hat sich mit dem Individualismus, das Staats-Ich mit dem Einzel- und Stammes-Ich auseinanderzusetzen. Durch diesen Widerstreit erblüht buntestes Leben. Bei anderen Völkern tritt leicht die eine der beiden Eigenschaften, der Freiheitsdrang oder der Ordnungssinn allzu sehr in den Vordergrund, so daß die Harmonie der ebenmäßigen Entwicklung dadurch leidet. Der Italiener, der Russe hat eine wilde, anarchistische Ader, beide stehen den Gesetzen und den Behörden unabhängiger gegenüber als wir. Ich habe früher gelegentlich ausgeführt, daß Sibirien das freieste Land der Erde war. Jeder tat dort, was er wollte, und ein Bauer schaltete und waltete dort wie ein kleiner König auf seinem Gebiete. Das klang

den meisten ganz unglaublich; die Revolution hat da die Augen geöffnet und die innerlich ungebändigte Seele des Russen offenbart. In Sibirien kam es sogar vor — seit der Vollendung der großen Bahn, dem Wachstum der sibirischen Städte und dem Eindringen des Tschinownik ist das vorbei — daß ganze Niederlassungen sich dem Auge der Regierung entzogen und so sehr im Verborgenen blieben, daß weder Post noch Steuereinnehmer zu ihnen kam. Das ist der Typus schrankenloser Unabhängigkeit, ein Typus, den man hie und da noch im wilden Westen Amerikas finden kann. Umgekehrt ist auch allzu große Organisation vom Übel. Wir treffen sie bei den Chinesen, wo alles Kleinste in Staat und Gesellschaft, in Lebensführung und Tracht bis zur Anordnung der Betten und Stühle und der Blumen im Zimmer aufs genaueste geregelt ist. Die Schablone ist die Göttin der Chinesen. Sie hat am meisten dazu beigetragen, ein blühendes buntes Leben zu verhindern, zu ersticken. So kommt es, daß vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden des Riesenreiches zwar nicht dieselben Sprachen, aber so ziemlich dieselben Gebräuche und sicherlich dieselbe Tracht herrscht. Schrift und Kultur aber ist durchaus einheitlich, wie sie im Mandarin sich verkörpert, und eine einzige Stadt, Peking, ist in jeder Beziehung vorbildlich für das ganze Reich. Das Hochbild der Deutschen ist nun eine Versöhnung der widerstrebenden Wünsche, des Rufes nach Ordnung und der Sehnsucht nach der Entfaltung eines eigenen Ichs. Versöhnung, nicht Verschmelzung. Es soll sein, wie bei Wasser und Feuer, durch die der Dampf erzeugt wird; die beiden Elemente dürfen aber nicht ineinander übergehen, sonst bleibt ihre Vereinigung unwirksam. Bei uns ist sicherlich eine starke Neigung zur Zusammenfassung, zur Bürokratie. Mit ihr kämpft der Hang zur Ungebundenheit. Auf der richtigen Zusammenarbeit beider Strebungen beruht unser Staatsleben.

Schon das mittelalterliche Frankreich zeichnete sich durch Zentralisation aus. Die Hochschule von Paris stellte den Mittelpunkt seiner Bildung dar, von dem alle Rechtgläubigkeit ausfloß. Dem Papste war das höchst erwünscht, daß in jenem Lande nur eine Universität vorhanden war. Um so leichter konnte er auf sie, konnte er auf die theologische Fakultät der Sorbonne einen bestimmenden Einfluß ausüben.

Ganz anders bei uns. Durch die Vielheit der deutschen Hochschulen wurde die päpstliche Autorität erschüttert. Manche gehorchten zwar ohne weiteres dem Papst, waren sogar von ihm gegründet; andere dagegen verdankten ihren Ursprung den Landesherren und stellten sich gleich zu Anfang oder im Verlaufe feindlich gegen Rom. Die Vielseitigkeit deutschen Denkens war immer einer Maßregelung von oben abträglich; einerlei, ob die Vergewaltigung von der Kirche oder von den Fürsten ausging. Was von den Hochschulen, das gilt von allen deutschen Bildungs- und Kulturstädten, das gilt auch auf staatlichem Gebiete, gilt von unseren Fürsten und Bürgermeistern, gilt mit einem Worte von dem

so oft verspotteten und geschmähten Partikularismus. Dieser hat die größten Vorteile. Er läßt den Fluß der Entwicklung nie erstarren; er erzeugt munteres Leben und reiche Wechselwirkung. Bei unseren Nachbarn ist Paris schlechterdings alles. Und ähnlich weiter weg London. Neben diesen Hauptstädten spielen die anderen großen Orte gar keine Rolle. Sicherlich, sie dürfen Anspruch auf eine gewisse Eigenart erheben. In Lyon ist die Seidenindustrie, in der Picardie der Zuckerrübenbau, der die Millionäre von Cambrai und Heilig Quentin hervorgebracht hat. In Bordeaux ist der Weinbau, in Marseille der Seehandel zu Hause. Ähnlich behaupten Liverpool durch seinen Baumwollen- und Getreidehandel, Glasgow und Birmingham durch seine Industrieen eine Bedeutung neben London. Das hindert aber nicht im geringsten, daß dort sämtliche kulturlichen und politischen Bewegungen von Paris ausgingen, und daß ebenso London allein überall und in allen Dingen den Ausschlag gibt. Mit seinen bald sieben Millionen beherbergt London nicht nur fast ein Siebentel der Gesamtbevölkerung Großbritanniens, sondern es ist auch die Hauptstadt eines Kolonialreiches, in dem die Sonne nicht untergeht und dessen Bewohnerzahl sich einer Milliarde nähert. Dadurch drückt London auf alle seine Nebenbuhlerinnen und zwingt ihnen einen Ton der Lebenshaltung auf, der mit den örtlichen Bedingungen der anderen Städte garnicht zusammenklingt. Bei uns haben wir da viel erfreulichere Verhältnisse, die besser zu den berechtigten Wünschen der einzelnen Landschaften stimmen. Berlin verfügt nur über ein Dreißigstel oder je nach der Rechnung über ein Zwanzigstel der reichsdeutschen Gesamtbevölkerung. Es ist weder in Handel noch in Bildung so einzigartig, so ausschlaggebend wie London und Paris. Bis vor kurzem war es das auch nicht politisch; denn bis zum Ausbruch des Krieges, bis zu der Gründung der zahlreichen Kriegsgesellschaften lag der politische Schwerpunkt Preußens auf dem platten Lande, lag bei den Großgrundbesitzern. Zwar konnte auch eine andere Auffassung für möglich gelten; man konnte Preußen für eine Ellipse mit zwei Brennpunkten halten. Der eine Punkt wäre in Berlin gewesen, der andere weit weg von der Landeshauptstadt, nämlich in Rheinland und Westfalen, wo die Hütten- und Zechenbarone, wo die reichen Kaufleute von Duisburg, Köln, Krefeld und Düsseldorf ihr Herrschaftsgebiet besitzen. Schauen wir jedoch ganz Deutschland an! Da war ehedem Frankfurt die Hauptstadt (in späterer Zeit neben Regensburg) und hat es mit seinen erdumspannenden Interessen den Berlinern gleich und bis etwa 1880 sogar noch zuvor getan. Noch heute hat dort die Metallgesellschaft und die Gold- und Silber-Scheideanstalt eine überragende Stellung, und die Frankfurter Börse handelt mehr Merikaner und andere überseeische Papiere als ihre Nebenbuhlerinnen. Sodann Hamburg! Es hat den größten Hafen auf dem Festland. Seine Schiffe durchpflügen in Friedenszeiten alle Ozeane. Nicht minder erfreuen sich München, Dresden, Stuttgart, Leipzig einer Sonderstellung.

Der innigste Ausdruck des Gemütes ist die Musik. Deutsche Musikstä
sind: Salzburg, Wien, Frankfurt, München, Prag und Leipzig, dazu etwa n
Köln. Dann müssen wir unbedingt einen Namen nennen: Bayreuth. Stätt
der bildenden Kunst sind München, Wien und Berlin, und zwar nicht nur
Ansehung des Schaffens, sondern auch als Vertriebsplätze, als maßgebend f
den Verkauf. Kunst geht nach Gunst. So haben die Orte, die es am beste
verstanden, die Schöpfungen künstlerischen Geistes geschäftlich auszubeuten, d
Hauptanziehungskraft für die Schaffenden ausgeübt. Es gibt aber noch eine gan
Reihe von kleineren Orten, die für die Blüte unsrer Gegenwartskunst vo
höchsten Werte sind: man wird hier an Darmstadt und Worpswede denken, wir
ferner Weimar und Innsbruck erwähnen. Früher kamen Dresden, Karlsruhe
Mannheim, Hannover, Köln, Stuttgart und noch eine ganze Reihe kleiner Fürsten
und Bischofsresidenzen in Betracht. Man stelle sich nur vor, was die bischöf-
lichen Mäzene aus Salzburg, Würzburg, Münster und Brühl gemacht haben!
Auch Regensburg, wo die Thurn und Taxis mit unermeßlichen Mitteln schalten,
gehört in die Reihe. In der Nähe von Dresden, das im 18. Jahrhundert den
Ton in feiner Sitte und höfischer Kunst angab und das in den 1870er Jahren,
wenngleich in beschränktem Maße, eine Wiedergeburt gefeiert hat, ist Hellerau
zur Befriedigung eines neuen Schönheitsdurstes erwachsen. In der Buntheit der
Lebensgebarung, in der ungezwungenen und fruchtbaren Verknüpfung von
künstlerischem, wissenschaftlichem und Erwerbsleben, wozu noch allerhand Sport
und besonders der Alpinismus als belebendes Element kommt, nimmt unstreitig
München die vorderste Stelle ein. Aber auch Weimar ist wiederum in die Arena
getreten. Nach Goethe kam die Ära Liszt und nach ihm ein ausgebreitetes Wirken
von Bildhauern wie Klimsch, von Kunstgewerblern wie van der Velde, Schrift-
stellern wie Elisabeth-Förster-Nietzsche und Bartels, endlich von Malern, Philo-
sophen und Kunstgelehrten, das der alten Musenstadt neuen Glanz verlieh. In
Baukunst führt Berlin. Es hat die Villenvorstadt ersonnen, was denn seinerseits
zu der Ausbildung der Vorortbahn, ebenfalls in Berlin zuerst, den Anstoß gab.
Dagegen stammt der Stil der Villenhäuser, stammen sogar manche der hervor-
ragendsten Berliner Villenarchitekten aus München. Andere ragende Vorbilder
in der Baukunst hat Wien und im Völkerschlachtdenkmal Leipzig gegeben.

Wir haben vom Sport gesprochen. Er ist in der Tat geeignet, wenn richtig
betrieben, bei einer Wiedergeburt deutschen Volkstums, bei einer Schürung des
Heiligen Feuers wirksam mitzuhelfen. Wie kaum etwas anderes hat der Sport
der bürokratischen Zusammenfassung entgegen, hat für eine Entspannung, eine
Dezentralisation gewirkt. Das Gebirge spielt seit einem Menschenalter eine Rolle
wie in der Weltgeschichte nie zuvor. Nur der Harz ward schon früher oft be-
sucht und das Riesengebirge. Jetzt aber beleben sich die Alpen, ja die Karpathen.
Hier sind die olympischen Kampfplätze Deutschlands, hier die besten Vor-

bedingungen jugendfrischer Fortentwicklung. Jedermann sind die Namen Oberhof, Große Baude, Schliersee, Arlberg und St. Moritz geläufig. In steigendem Maße verlegt, wer kann, seinen Aufenthalt im Januar und Februar von den rauchumdüsterten Großstädten nach den sonnigen Schneebergen. Für Flugplätze allerdings können die Großstädte nicht leicht ausgeschaltet werden, da nur dort eine für den Fortschritt notwendige, zum Anreiz der Erfinder erwünschte Veranstaltung von Schau- und Wettflügen sich bezahlt machen kann. Eigentlich aber sind es, mit Ausnahme Mannheims, doch nur ganz kleine Orte, die als Geburtsstätten des heutigen Flugwesens bezeichnet werden können, als da wären Friedrichshafen, Bitterfeld, Gotha, Innsbruck und Schleißheim.

Geschäftlich, aber nicht künstlerisch, haftet das Schauspielwesen an Berlin. Die Oper blüht in Wien, Coburg, Dresden, Hannover, Wiesbaden und, jedoch nur für Wagner, München, sowie zeitweilig in Frankfurt. Sodann die Presse! Jede größere Zeitung glaubt natürlich, daß sie das ausschlaggebende Weltblatt sei. Das Eine kann man jedenfalls behaupten, ohne Sorge, auf Widerspruch zu stoßen: daß Berlin hier nicht unbedingt die erste Flöte spielt. Kölner, Hamburger und Frankfurter Zeitungen ringen erfolgreich mit denen der Hauptstadt. Für den Buchhandel war früher Frankfurt am wichtigsten. Jetzt ist Leipzig die Stadt des Reichsgerichts, des Pelzwerks und der Bücher. Selbst italienische und französische, ja indische und arabische Dichter und Gelehrte lassen nicht selten ihre Werke in Leipzig drucken. Der Buchhandel des ganzen Erdteils staut sich in Leipzig. Selbst die stolzen Töchter Albions kauften ihre Romane in der Edition Tauchnitz. Immerhin hat selbst Leipzig nicht das Monopol; Stuttgart, Berlin, Braunschweig und München ragen ebenfalls auf diesem Gebiete hervor. Wenn übrigens das Reichsgericht, das juristisch und auch gesellschaftlich eine besondere Note in die sächsische Stadt bringt, seit Jahrzehnten in Leipzig tagt, so hat wiederum Hamburg den Kolonialgerichtshof erhalten. Also wiederum Mittelpunktflucht, eine zuträgliche Dezentralisation.

Eine solche offenbart sich nicht minder in der Industrie. Schon deshalb, weil die wirtschaftlichen Vorbedingungen für sie von Ort zu Ort, von Landschaft zu Landschaft verschieden sind. Die chemische Industrie hat ihre Sitze in Höchst, Ludwigshafen und Elberfeld. Kohlen und Eisen schürft das Rheinland und Westfalen. Für Weberei und Spitzenklöppelei ist seit alters Sachsen berühmt; für Spielwaren Nürnberg und Erzgebirge; für Uhren der Schwarzwald und die Schweiz. Man sollte denken, daß Maschinenfabriken so ziemlich überall entstehen könnten. Merkwürdigerweise ist aber auch bei ihnen eine örtliche Spezialisierung zu beobachten. Werke für Mühleneinrichtungen sind hauptsächlich in Dresden, Braunschweig und Kassel. Die Hauptfabriken für Zuckerraffinerien sind in Magdeburg. Elektrische Maschinen werden in Nürnberg, Köln, Frankfurt und bei Berlin hergestellt. Die meisten und stärksten Lokomotiven liefert Maffei bei München.

Begreiflicherweise sind Reedereien an das Meer gebunden oder doch an die Nä des Meeres, wie denn Berlin selber bedeutende Anstrengungen gemacht hat, m der See in Verbindung zu kommen, um ein wichtiger Platz für Binnenschiffah zu werden. Durch ihre Reedereien sind die Hansestädte einzigartig und bringe durch sie einen völlig selbständigen Ton in die deutsche Gesamtmelodie. De größte Binnenschiffahrtshafen, und zwar nicht nur Deutschlands, sondern gan Europas, ist Duisburg, dessen Verkehr den durch den Suezkanal ganz bedeuten übersteigt. Im Heranreifen ist der Hafen von Regensburg, dessen Gesicht nac Osten, nach dem Balkan und dem Schwarzen Meere gerichtet ist, und der da durch wiederum seine besondere Eigenart erhält.

Trotz aller der geschilderten Einrichtungen und Zustände, die eine Mittel punktflucht begünstigen, ist nicht zu leugnen, daß in der Gegenwart die Mittel punktsucht auch in Deutschland zunimmt. Berlin hat bereits das ganze Banken wesen in seinen Mauern versammelt, beherbergt die acht Großbanken, von denen zu einem beträchtlichen Teil die deutschen Geschicke entschieden werden. Es hat nicht minder im Kunsthandel die Führung an sich gerissen. Nun hat es durch die Kriegsgesellschaften eine neue unermeßliche Förderung erfahren. Überhaupt geht ja die Neigung der Zeit zur Zentralisation, zur wissenschaftlichen, kommerziellen, industriellen und politischen Zusammenfassung. Auch wir Deutsche stehen in Gefahr, diesem Zeitgeiste, der keineswegs nur vorteilhaft wirkt, zu er liegen. Da wird uns aber eine Hilfe von den neuen Gebieten kommen, die irgendwie in den Rahmen des Reiches einbezogen werden. Durch die neuen Randländer tritt abermals eine Entspannung, eine Mittelpunktsflucht ein.

Germanische Schöpferkraft in der Tonkunst.

Von Geh. Regierungsrat Universitätsprof. Dr. Oskar Fleischer, Berlin.

Daß die Tonkunst die eigentliche internationale Sprache sei, ist eins von den Schlagwörtern, mit denen man bis vor dem Kriege die Welt zu nivellieren versuchte. Alle Menschen, alle Völker sind gleich, das ist von jeher die Lehre der mit leeren Ideen arbeitenden Weltbeglücker, folglich muß auch alle Musik auf eine einzige Wurzel zurückgehen.

Ich behaupte dagegen, daß es überhaupt keine internationale Kunst gibt. So wie es keinen „Baum an sich“ gibt, sondern immer nur einen Pflaumenbaum, einen Apfelbaum, einen Pappelbaum, so gibt es auch keine internationale Kunst. Der Baum als Begriff hat keine lebendigen Wurzeln, er fußt nicht im Nahrung gebenden, weiterbildenden Boden, sondern er schwebt als bloßer Begriff in der Luft. So ist es mit aller Kunst. Wurzelt sie nicht in einem wirklichen Volke, zieht

sie nicht ihre Kraft aus einer lebenden Volksseele, so ist sie ein blasser Schemen, ein Ding ohne Fleisch und Knochen, ein Gespenst.

Bis vor dem Kriege hat die unbedingte Herrschaft im ganzen großen Reiche der Tonkunst das deutsche Volk geführt. Mancher Deutsche hat es im Auslande des öfteren ausgeprobt, daß die Fremden sich wundern, wenn man als Deutscher nicht auch musikliebend ist wie die meisten unserer Volksgenossen. In England, Rußland, Amerika, überall wimmelten vor dem Kriege die Musikprogramme, die Konzertsäle, die Opernhäuser von deutschen Namen und Künstlern. Was wäre wohl auch ein großes Konzert ohne die Namen Bach, Mozart, Beethoven, Wagner usw.! Wenn unsere Feinde alle die deutschen Musiker, die sie bisher als führende Geister anerkannt haben, von ihren Konzertzetteln entfernen wollen, so schaden sie ihrer eigenen Kultur am allermeisten. Denn es kann als ausgemacht gelten, daß die deutsche Schöpferkraft in den letzten drei Jahrhunderten dermaßen die fremdländische Zeugekraft überwog, daß bei Ausmerzung der deutschen Tonkunst eine gedeihliche Weiterentwicklung der Musik überhaupt so gut wie unmöglich wäre. Mindestens gäbe es einen nicht wieder gut zu machenden Sprung in der Musikgeschichte.

Woher stammt diese unerschöpfliche Musikkraft der Deutschen? Ist sie angeboren oder anerzogen? Das ist die große Pilatusfrage.

Völker sind Individuen, sie entwickeln sich, wie die Menschen, aus denen sie bestehen, auf dem Grunde ihrer naturgegebenen Anlagen. Man mag ein unmusikalisch veranlagtes Kind mit noch so viel Musik füttern, es mag die Technik der Musikkunst durch Übung allmählich vollständig beherrschen, kurz, es kann alles gelernt haben, was es musikalisch zu lernen gibt — wird es dadurch ein musikalischer Schöpfergeist? Nein und tausendmal nein! Das eben ist's ja, was wie ein tiefer Riß hindurchgeht durch die große Schar der Musiker und sie scheidet in Musikhandwerker und schöpferische Talente und Genies. Schöpferkraft läßt sich wohl weiterbilden, aber nicht lernen; Künstlerschaft ist angeboren. Schon daraus läßt sich ohne weiteres abnehmen, daß die germanische Schöpferkraft in der Musik nicht von gestern und ehegestern ist, sie muß ein dauerndes Leben haben.

Sie kann nicht anders als naturgegeben, ureigen und ureingeboren sein!

Nun sagen freilich unsere Musikgeschichten nicht ganz selten, daß die Deutschen ihre Tonkunst erst von anderwärts bezogen hätten. Zuerst von Griechenland und Rom und später von Italien. Es war die Meinung dreier Jahrhunderte, daß das eigentliche Heimats- und Ursprungsland der schönen Kunst der Töne Italien sei. Und wahr ist es, wir haben von Italien viel gelernt. Hans Leo Hasler und Heinrich Schütz brachten uns die Formen und Mittel, die das 16. Jahrhundert in Italien ausgeprägt hatte, herüber nach Deutschland. Ohne die italienische Musik wäre weder ein Bach, noch ein Händel, noch auch Gluck, Haydn, Mozart das geworden, was sie uns bedeuten. In Italien entstand insbesondere jene moderne Form, die alle Welt allmählich in ihren Bann gezogen hat, die Oper.

Und wo wären ohne die Oper wohl Weber, Spohr, Marschner, Meyerbeer
Richard Wagner geblieben?

Es ist noch nicht gar zu lange her, da sprachen unsere deutschen Mus
nicht etwa deutsch als ihre — man verzeihe den Ausdruck — Geschäftsspra
sondern italienisch. Sie zogen in Scharen hinunter nach Italien, um dort
lernen, ebenso wie Italiener über die Alpen nordwärts fuhren, um ihre Kü
von den Deutschen bewundern und bezahlen zu lassen. Da wurde der deut
Gottlieb zu einem Amadeo, deutsche Namen wurden italianisiert, und wo
nicht recht gehen wollte, hängte man dem deutschen Namen wenigstens
italienisches -ini an. Ich habe noch vor kurzem in einer Provinzialstadt
Schild einer Gesanglehrerin Frau Crugeri gesehen, die im Privatleben eine einf
Frau Krüger war. Noch heute kennt der deutsche Musiker keine leisen
starken Töne, sondern singt, spielt und schreibt nur piano und forte. Man sch
sich, von langsam und schnell zu reden, man sagt vielmehr Adagio, Andan
Allegro, Presto. Wieviel musikalischer klingt es doch in unseren Oh
wenn man von martellato oder accelerando und crescendo spri
als von unseren deutschen „stoßend, schneller, anschwellend"! Das würde
unfachmäßig und roh, — kurz, „barbarisch" klingen. O süße deutsche Einf
die sich von jedem Fremdwort verblüffen („imponieren") läßt! Weißt du d
gar nicht, daß diese so hoch berühmte, viel gepriesene, unvergleichliche italieni
Kunst erst von germanischen Geisteshelden, Musikern deutschen Blutes, näm
von Niederländern, in jene sonnige Heimat der Tonkunst eingeführt worden
Was bedeutete Italien wohl in der Musikgeschichte, wenn es nicht erst von
niederländischen Musikern, einem Willaert, Cyprian van Rore, Areadelt „e t
quanti" zum Mittelpunkte der Musik gemacht worden wäre? Was wäre
berühmte päpstliche Kapelle wohl gewesen, wenn nicht die Niederlande sie zuná
mit Sängern versorgt hätten?

Mit welch unermeßlicher Ehrerbietung hat doch der deutsche Michel im
von der himmlischen Musik Italiens gesprochen! Man tut auch heute in
kunstgeschichtlichen Lehrbüchern noch so, als ob die eigentliche Feinheit und
edle Geist in aller Kunst dem deutschen Barbaren unerreichbar wären.
Ehrfurcht vor dem in sich geschlossenen, abgeklärten und noblen Geiste der italienisc
Renaissance steckt unseren akademischen Künstlern noch heutigen Tages in a
Gliedern, und die deutschen Gelehrten preisen noch immer mit Engelszungen
als die unerreichbare, unser Muster, unser Vorbild. Vornehmlich in der bilden
Kunst. In der Musik freilich haben allen voran ein Mozart, ein Beethor
ein Schubert, ein Karl Maria von Weber, ein Robert Schumann, ein Rol
Franz, Spohr, Marschner und Richard Wagner ganz erheblichen Wandel geschaf
Großgeist folgte in Deutschland auf Großgeist. Nicht wie Perlen an ei
Schnur reihen sie sich aneinander, sondern wie Dachziegel deckt sich ein Ne

über den andern. Der eine wird von den anderen nicht abgelöst, sondern ergänzt und vervollständigt. Und so hat sich ein Haus der Musik von grandiosem Ausmaße und köstlichem Gehalte zusammengebaut, der große Dom der deutschen Tonkunst.

Aber es muß mit aller Kraft der Lunge hier ausgesprochen werden, entgegen allem Schein und allem Behaupten: der Unterbau dieses prächtigen und herrlichen Gebäudes ist nicht allein die griechische, römische und italienische Musik! Denn die deutsche Tonkunst, die jetzt wie ein riesenhafter Eichenbaum die Kulturwelt mit ihren Zweigen überschattet, hat viele Wurzeln, und sie strecken sich weithin und gehen hinab in unermeßliche Tiefen.

Irgendwer hat einmal gesagt, daß ein jedes Volk seine eigene Tracht habe, nur der Deutsche habe die Tücher von allen Ländern genommen, um sich daraus ein Gewand selber zu fertigen. So ist's in Wahrheit auch mit unseren Künsten, voran der Musik. Der moderne deutsche Musiker hat den anderen Völkern alle ihre Tonkünste abgelauscht, bis er schließlich selbst musizieren konnte wie ein Italiener, wie ein Franzose, wie ein Spanier, und zu dem, was er von allen Nationen lernte, brachte er hinzu das Beste, was es in der Kunst gibt: das eigentliche Künstlertum, nämlich die große, gewaltige Schöpferkraft. Nur so sind unsre Größen, wie Bach und Händel und Mozart zu verstehen.

Als die deutschen Musiker bei den Italienern in die Schule gingen, hatte Deutschland schon weit mehr geleistet als Italien selber. Im 16. Jahrhundert, also in der Zeit eines Palästrina, lebte und wirkte in Deutschland Orlandus Lassus. Germanischen Blutes war er, ein Niederländer, nicht geringer als jener göttlich gepriesene italienische Meister, aber voll von Leidenschaft, von origineller Schöpferkraft; unvergleichlich vielseitiger, sprühend von Anregung nach allen Seiten hin. Und neben ihm stehen im gleichen Jahrhundert ein Paul Hofhaimer, Ludwig Senfl, Johannes Eccard, die vielen Dutzende kleinerer Geister nicht mitgezählt. Wollte man Italien und Deutschland in jenen Zeiten mit der Elle messen, ich glaube, Deutschland würde obsiegen.

Nicht anders ist es in den Jahrhunderten vorher. Ja durch das ganze Mittelalter hindurch sind es fast ausschließlich Deutsche und Franken, die für die Entwickung der Tonkunst überhaupt in Betracht kommen. Man hat so viel Wesen gemacht von den wenigen Namen, die im früheren Mittelalter von Italiens Seite aus in der Musikgeschichte zu nennen sind, Ambrosius von Mailand, Papst Gregor I. und Guido von Arezzo. Auf diese drei Namen hat man alle Lorbeeren gehäuft, die herrenlos im Mittelalter zu finden waren. Ja es hat lange Zeit die Musikgeschichtsschreiber der Gedanke beherrscht, nach diesen drei Namen die Hauptabschnitte der musikalischen Entwicklung zu rechnen. Nichts kann verfehlter sein als das! Ich will bloß darauf hinweisen, was entweder den meisten nicht bekannt ist, oder was man absichtlich nicht hat betonen mögen: Ambrosius ist kein gebürtiger Italiener, er ist in Trier geboren und erzogen worden. Über

Gregor I., nach dem man den ganzen liturgischen Gesang der katholischen Kirch den „gregorianischen Choral" benannt hat, hat die neuere Forschung erheblich Zweifel aufrichten müssen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach gebührt der ihm zu gemessene Lorbeer nicht ihm, sondern irgend einem seiner Nachfolger gleichen Namens. Und von Guido von Arezzo kann man die Italienerschaft mit ziemlicher Sicherkeit anzweifeln, er war wahrscheinlich ein Franke. Diesen drei italienisch aufgebauschten Namen stehen aber Dutzende von deutschen Namen gegenüber, denen die Musikentwicklung im Mittelalter ihr Schönstes verdankt: Notker der Stammler, Tutilo, Ratbert, Regino, Hukbald, Berno, Hermann der Lahme, Wilhelm von Hirschau, Franko, Notker der Deutsche — was sollen sie hier alle genannt werden? Es genügt zu sagen, daß es kaum einen Namen gibt unter den praktischen wie theoretischen Musikern des Mittelalters bis hinein in die Zeit der deutschen Minne- und Meistersänger, welcher nicht germanischer Abkunft gewesen wäre oder wenigstens auf Germanengeschlecht zurückführte.

Das klingt alles so chauvinistisch oder, wie man sich heutzutage auszudrücken beliebt, so alldeutsch, und entspricht doch so sehr der geschichtlichen Wahrheit! Sind wir denn immer noch solche Kinder geblieben trotz der furchtbaren Erfahrungen dieses Weltkrieges, trotz all der Germanenhetze, daß wir es nicht wagen, bei der Wahrheit zu bleiben, nur weil sie unserm Volke schmeichelhaft ist? Die Unwahrheit ist stets verabscheuenswert, auch wenn sie sich in das anrüchige Gewand sogenannter wissenschaftlicher Objektivität kleidet. Die Objektivität, die da nur nach Makel und Flecken des eigenen Volkstums schielt, um den Ruhm anderer Völker umso lauter verkündigen zu können, ist schmachvoll und albern zugleich. Es mag hier ein furchtbares Pröbchen solchen Geistes Platz finden. Als Mozart gestorben war und man behauptete, der große Musikmeister sei von seinen italienischen Feinden vergiftet worden, da rief ein deutscher Kapellmeister — seinen Namen decke Vergessenheit — als er diese Nachricht hörte, aus (versteht sich in italienischer Sprache!): „Dummköpfe, was hat denn der geleistet, um solch eine Ehre zu verdienen?" Nicht jeder drückt sich so unverblümt gesinnungslos aus; die Gesinnung selber aber teilen viele im deutschen Volke. Leider nur zu viele, und ganz besonders solche, die als Führer unseres Kulturlebens bei der großen Menge gelten und uns zu demjenigen Niedrigstande der Selbstschätzung heruntergebracht haben, auf dem wir uns leider befinden. Eben darum ist es die Pflicht der Leute, deren Geist ein wenig weiter und tiefer in die Vergangenheit und Zukunft schauen kann, mit allen Kräften Widerspruch zu erheben gegen die unberechtigte deutsche Überschätzung der Fremden, und alles hervorzuheben, was unsere eigene Selbstschätzung auf eine wahrheitsgemäße Grundlage stellen kann.

Man hört nicht selten Männer der Wissenschaft sagen: Wie kann die Musik von Hause aus eine deutsche Kunst sein, wenn die Bezeichnungen der elementarsten

Begriffe fremdländische sind? Worte wie Ton, Melodie, Harmonie, Takt, Instrument, Rhythmus — alles Ausdrücke für grundlegende Dinge der Musik, sind doch griechisch und römisch! Mithin, so schließt man, haben die alten Germanen diese Begriffe nicht selbst gehabt, sondern sie sind ihnen erst von Griechen und Römern überliefert worden. Denn was gehört wohl mehr zu den Begriffen der Tonkunst, als das Wort „Ton" selber? Und wo auch die Begriffe von Melodie und Takt und Rhythmus und Harmonie und alle die übrigen Worte fehlen, da könne man doch schließlich kaum von einer Ursprünglichkeit der Tonkunst im deutschen Volke reden? Ja das Wort für die Kunst selber, „Musik", habe uns erst aus der Ferne von den Griechen zugeführt werden müssen. Wenn aber unsere alten germanischen Vorfahren nicht einmal die allereinfachsten Grundbestandteile zu einer Tonkunst besaßen, wenn sie also nicht einmal die Urbegriffe der Musik kannten, dann wäre es doch eine Tollkühnheit, von einer germanischen, ursprünglichen, volkseingeborenen Tonkunst zu reden. So denken und sprechen manche unserer Gelehrten.

Welch ein wundervoller Trugschluß! Nehmen wir ein Beispiel zu Hilfe. Die deutschen Wörter Mauer und Ziegel, Kalk und Pfosten, Keller, Küche, Tisch usw. sind ja eigentlich auch nicht deutsch, sondern erst aus lateinischen Wörtern für unseren Gebrauch zurecht gemacht. Folglich haben unsere germanischen Vorfahren weder Häuser noch Keller noch Tische gehabt. Das wäre dieselbe Schlußfolgerung. Und doch spricht Tacitus ganz ausführlich von Häusern der Germanen, noch dazu von solchen, deren Wände mit glänzendem Bewurf wie mit Malerei verziert gewesen seien. Er spricht von germanischen Kellern als den Zufluchtsstätten für den Winter und dem Aufbewahrungsraum von Früchten. Mit gleichem Rechte wie von der Nichtkenntnis von Häusern, Kellern und dergl. könnte man auch folgendermaßen schließen: die deutschen Wörter Ohr und Nase (so hat man in der Tat früher behauptet) sind entlehnt von den lateinischen Bezeichnungen auris und nasus, — folglich hatten die alten Germanen weder Nasen noch Ohren!

Mit solchen nur sprachlichen Schlüssen kommt man, wie man sieht, nicht weiter als höchstens zur Abgeschmacktheit. Gewiß hatten die alten Germanen keine Häuser wie die Römer, nämlich nicht von Stein, sondern von Holz. Eine besondere Form des Häuserbaues nur war es, die die Römer von Italien her in Deutschland eingeführt haben und damit zu gleicher Zeit die sprachlichen Bezeichnungen. Der Hausbau selbst ist nicht Import. Wenn man in späteren Zeiten einmal von unseren Phonographen und Telephonen und Grammophonen, Phonolas, Harmoniums usw. hört, wird mancher dann nicht vielleicht glauben, daß hier ebenso viele Erfindungen des griechischen Volkes vorlägen? Aber bekanntlich sind die Griechen an diesen Erfindungen ganz unschuldig. Der gute deutsche Meister und Magister liebt nun einmal die fremden Fachbezeichnungen oder „termini technici"; er hat, Pedant wie er oft ist, eine große Abneigung

gegen natürliche, ungekünstelte und volksgegebene Ausdrucksweise, denn die ist ihm zu wenig „kompliziert", zu einfach, zu schlicht und darum nicht „intellektuell" genug.

Wer da behauptet, daß die alten Deutschen keine Tonkunst gehabt hätten, bloß, weil sie ihre musikalischen Fachausdrücke aus dem Griechischen, Lateinischen und Italienischen entlehnten, der ist auf einem holprigen Holzsteig. Die deutsche Ausländerei fing auch in der Musik erst bei der näheren Bekanntschaft der Germanen mit den Römern an. Unter dem dauernden Einflusse der fremden Missionare und Mönche, die ja schließlich das gesamte germanische Geistesleben ummodelten und leider nur zu oft in durchaus deutschfeindlichem Sinne beeinflußten, erstarkte die Fremdländerei bei uns immer mehr und mehr, sodaß schließlich die deutsche Sprache ganz einzugehen drohte und auf die untersten Schichten des Volkes beschränkt wurde.

Die fremde Religion brachte auch eine fremde Musik mit sich. Die war von Hause aus die geborene Feindin der völkisch-heidnischen Tonkunst im Germanenlande. Selbst wenig großzügig und von geradezu beschränkter Natur, verdrängte sie, unterstützt von geistlicher und politischer Gewalt, die einheimischen Lieder und Klänge, von deren Dasein uns griechische und römische Schriftsteller vielfach berichtet haben. Wie weit das ging, zeigt uns das Beispiel des deutschen Kaisers Ludwig des Frommen. Von ihm berichtet sein Biograph Thegan ausdrücklich, daß er „die heidnischen Lieder, die er in seiner Jugend gelernt hatte, verachtete und sie weder lesen, noch hören, noch mitteilen wollte." Sein Vater Karl der Große hatte wohl etwas günstiger über diese Volkslieder gedacht; denn wir wissen aus seiner Lebensbeschreibung von Eginhart, daß er die heidnischen Lieder sammeln ließ. Welch unermeßliches Bedauern befällt einen bei dieser Nachricht, daß wir von solcher Sammlung nicht viel mehr als eine Spur überliefert bekommen haben! Freilich trotz dieses Sammeleifers hat es sich auch der große Karl recht angelegen sein lassen, die einheimische germanische Tonkunst im praktischen Leben mit Stumpf und Stil auszurotten und an ihre Stelle die christlich-römische dem Volke einzuimpfen. So war's auch schon mit Karls Vater Pipin dem Kleinen gewesen; der liebäugelte ebenfalls schon mit Rom, auch darin ein Nachfolger der Merowinger, die sich völlig in den Dienst des römischen Kirchengesanges mit seinem steten Psalmodieren gestellt hatten. Ist es da ein Wunder, daß sich infolge solcher $3^1/_2$ hundertjährigen gründlichen Ausrottungspolitik allmählich fremde Musik und Musikausdrücke an die Stelle des altüberlieferten väterlichen Gutes setzten?

So ward die altgermanische „Weise" (wisa) zur „Melodie", der altdeutsche „Laut" (liut) zum römisch-griechischen „Ton", der germanische „Klang" (chlang) zum fremden „Akkord", die Kunst von „Sang und Spiel" (sang unde spil) zur — man schaudert vor der gelehrten Langatmigkeit! — „Vokal- und Instrumentalmusik". Was die alten Germanen einfach und bescheiden „Maß" (maz) nannten, das ward nun „Takt" genannt, und der alte „gart-

sang", d. h. das Lied, in das bei feierlichem Tanze eine ganze Gesellschaft einstimmte, das nannte man nun „Choral". Das kurze, behend zu sprechende „Spiel" (spil) ward zu einem schön gewandeten, gelehrten und langweiligen „Instrument". Und so ging es ins Ungemessene weiter.

Die Gelehrten, zu allen Zeiten überaus gelehrige Schüler der mittelalterlichen fremden Mönche und Klosterschulen, folgten dem uns gewaltsam anerzogenen Selbsterniedrigungstriebe, und ihre Nachfolger, die Alt-Philologen, suchten selbst dort einen griechisch-römischen Ursprung festzustellen, wo er erst durch Haarspaltereien herbeigezogen werden mußte. Da kamen denn nicht selten recht drollige Einfälle zutage. So z. B. mußte nach ihrer Meinung das alte Instrument der Harfe selbstverständlich griechisch-römisch sein. Nun waren freilich Harfen bei Griechen und Römern nicht nachzuweisen, aber — tut nichts! — harpa klang doch so wunderschön griechisch; es mußte unter allen Umständen griechisch sein. Harpa (harpê) heißt allerdings im Griechischen die Sichel, und Sichelform hatte die alte Harfe nun einmal ganz und gar nicht. Aber man erklärte, daß das Wort Harfe entstanden sei aus dem griechischen Zeitwort harpázein, d. h. hastig ergreifen, raffen, reißen; denn die Saiten der Harfe reißt man doch an. Folglich ward die alte nordische (ursprünglich keltische) Harfe eine Entleihung aus dem geliebten Griechentum. Hier haben wir ein hübsches Pröbchen von der Fremdensucht unserer Philologen.

Ein anderes, noch ergötzlicheres Beispiel! In Otfrieds Evangelienharmonie begegnen die Musikinstrumente lira und fidula, d. i. Leier und Fiedel. Die Lira ist unzweifelhaft ein griechisches Wort, ein griechisches Instrument; so muß denn die Fidula zum mindesten ein römisches sein. Aber wie? Es gelang einem Forscher, dessen Name mir zu hoch steht, um ihn hier mit einer offenbaren Entgleisung zusammen zu nennen, das uralt germanische Wort fidula von einem lateinischen abzuleiten, nämlich — man höre und staune! — von vitulari, d. h. wie ein Kälbchen hin und her springen. Denn der Bogen eines Fiedlers hüpfe ja auch im lustigen Spiel hin und her, wie ein munteres Kalb. Leider muß ich hier als gewissenhafter Chronist berichten, daß für die damalige Zeit, also für die Zeit eines Otfried vom Jahre 868, der Fiedelbogen noch gar nicht nachzuweisen ist, sicherlich wenigstens nicht für Deutschland und das übrige Europa. Erst nach frühestens einem Jahrhundert tauchen Streichinstrumente auf. Aber das philologische Sprachgewissen war befriedigt. Mit der Ableitung vom lustigen Kälbchen war die sprachliche Herkunft des Namens und mithin die griechisch-römische Herkunft der Sache für die Römerfreunde völlig erwiesen.

So wurde die alte germanische Musik aus der Welt gebracht, und z. B. ein Rochus v. Liliencron konnte seine Musikgeschichte in dem Grundriß der germanischen Philologie mit den Worten beginnen: „Die Grundlegung und erste Entfaltung der modernen Musik vollzieht sich ausschließlich auf dem Boden der Kirche, in

ihren Schulen und für ihre Zwecke." Gerade als ob die germanischen Kloster schüler von ihren germanischen Müttern und Ammen nie und nimmer ein Wiegenlied, einen Ammengesang, einen lustigen Kindervers gehört hätten! Kein Wunder, daß man jetzt erst noch gezwungen ist, all diesen aufgehäuften philologischen Schutt wegzuräumen, um Glaubwürdigkeit für die Behauptung zu erwerben, daß deutsche Musik früher da war, als die christlich-römische.

(Schluß folgt.)

Das deutsche Soldatenlied.

Singend sind Deutsche in den Tod geschritten. Das will den fremden Beobachtern wie ein wahrhaftes Wunder erscheinen. Es ist klar: Die Musik ist die eigenste Kunst des Deutschen geworden und geblieben. Das Lied ist ein Teil jenes Aufgehens in die Ewigkeit, des Ringens zu Gott. Unsere Soldatenlieder sind nicht Spiel und Genuß, wie mancher meint, sondern letzten Dinges Religion und Glaube an das Beste. Es ist ihre Eigentümlichkeit, daß sie in den Dingen stehen und sich fern von ihnen erheben. Sie sind eigentlich ein Weltbild, das unsere tiefsten völkischen Regungen und Wünsche spiegelt und so eine Erscheinung echt deutscher Seelentiefe, die uns Kunde von jener Welt gibt, die über der Mißgunst, dem Neide und vor allem der Ratlosigkeit dieser Erde steht. Wie lebensfroh und erdfest das Soldatenlied auch mitunter anheben mag, am Ende bewahrt es seinen Glanz und bindet Widersprüche in wohlgeordnete Einheiten.

Im Soldatenliede liegt die Weltsehnsucht eines Jung-Siegfried: die Geheimnisse der deutschen Volksseele sind darin verborgen. Wer etwa von der Zeit der Landsknechte am Soldatenliede bis in unsere Zeit wandert, geht durch das Land der deutschen Volksseele.

Er kennt zugleich die Herzensgeschichte der vielen deutschen Kämpfe. Kein Volk der Erde hat seit seinem Eintreten in die Weltgeschichte so viele, schwere Kämpfe durchfechten müssen als das deutsche. Seine Geschichte hallt wider von Waffenklang. Wo aber der Deutsche zuschlug, da schlug er freudig zu. Ohne Gesang wurde kein Krieg begonnen oder beendet. Schon an der Zahl der Lieder, die irgendwie mit Streit und Kampf zusammenhängen, gehen wir allen Völkern voran.

Unser Soldatenlied gehört zu jenem allgemeinen deutschen Kriegsgesang, von dem die römischen Schriftsteller schon erzählen. In diesen Rahmen muß es vor der genauen Wertung eingerückt werden.

Krieg bedeutet hier vor allem ein Hochwogen alles Seelischen vor auslösender Tat; das Lied ist ein Ausbruch dieses wogenden Innenlebens, die ursprüngliche Kraft, die den Menschen zum Singen führt, ist ein Drang nach Befreiung. Als sich dann ein ganzes Volk in den Kampf stürzt, das gleiche Ziel vor Augen, ist das Kriegslied die ordnende Kraft, es ist der Rhythmus der fortreißenden Bewegung des Körpers und der Seele.

Von den römischen Schriftstellern wissen wir, daß die Germanen einen mehr lyrischen Kriegsgesang besaßen, der im heimischen Lager erklang, aber auch das Spottlied übten, das den Feind höhnisch herausforderte. Von hier führt der Weg zum schauerlichen Barditus, mit dem sich ganze Schlachtreihen der Kämpfer in den Tod stürzten. Von den alten Heldengesängen ist uns vieles nur sagenhaft überkommen, seit der fromme König Ludwig sie dem Feuer überlieferte, daß wir von ihrem Feuer, ihrer Kraft, etwa nach dem Vorbilde des alten Hildebrandliedes, dem Ludwigsliede, dem Gesange der Schlacht bei Göllheim eben nur ahnen können. Welche Herzensleidenschaft muß in ihnen gebrannt haben, daß sich ihr Feuer, oft verhalten wie die

Glut unter der Asche, selbst in die vielen örtlichen Streitlieder, in die Gesänge der Landsknechte, in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinüberrettete, da sich das deutsche Volk aus unsäglicher Finsternis und Kälte heraufarbeitete.

Diese große Naturgeschichte des Stammes darf nicht übersehen werden, wenn vom Soldatenliede die Rede ist. Es ist auch immer wohl zu beachten, daß Haß, Niedertracht, Mut niemals ein Kriegslied ausmachen. Die Herzensleidenschaft tut es allein. Man hole sich z. B. nur einmal einige französische Kriegslieder, so den töricht gerühmten Schlachtgesang der Republik, zum Vergleiche mit dem geringsten der unzähligen deutschen Kriegslieder herbei, um sogleich das Gerede, den Schwulst zu erkennen. Nur die Weise hält dort drüben oft mühsam den seichten Redeschwall aufrecht. Das deutsche Kriegslied und mit ihm das Soldatenlied steht in dem gesamten Weltschrifttum einzig da.

In diesem Kriege hat oft des Feindes Mund die tiefe Wirkung unseres Soldatenliedes bezeugt, das für den Kämpfer ein Stück Leben geworden ist. Ausländische Berichterstatter, die im Oktober 1915 die deutschen Kampflinien aufsuchen durften, hörten in der Kirche von Thiaucourt, wo der erbittertste Kampf getobt hatte, deutsche Soldatenlieder singen. Auch Franzosen hatten sich herbeigestohlen. „Es ist kein Auge trocken geblieben", sagt einer der Erzähler, „und noch lange nachher konnte keiner von uns ein Wort hervorbringen." Das deutsche Soldatenlied ist Herzensleidenschaft! Daß nicht alles von derselben Wucht der Empfindung ist, bleibt verständlich. Aber wahrhafte Herzenstöne finden wir überall.

Gewiß schien es oft, als sei der Stern des soldatischen Sanges verblaßt. Die traurigste Zeit ist hier der Dreißigjährige Krieg. Ein traurigeres Blatt gibt es nicht in der Geschichte des deutschen Soldatenliedes. Das Kriegshandwerk war hetuntergekommen, der vaterländische Sinn fast gestorben. Bei derartiger Seelenverwüstung konnte kaum frische Kraft lebendig bleiben. Doch wie wir oft im verwüstetsten Lande die blauesten Blumen finden, so hat uns doch jene Zeit ein Lied gesungen, das eigentlich das Soldatenlied aller Soldatenlieder darstellt. Es mag kaum damals häufig gesungen worden sein, heute legt man unter diesem Sange die deutschen Kämpfer oft in das kühle Grab:

Kein sel'ger Tod ist in der Welt
Als wer vorm Feind erschlagen ...
Davon wir haben
Unsterblichen Ruhm.
Die Helden fromm,
So setzen Leib und Blut
Dem Vaterland zu gut.

Mit Brandenburg-Preußen setzt später der große allgemeine Aufschwung im deutschen Soldatenliede ein. Dort wird der Soldat und auch das Soldatenlied der neuen Zeit erzogen.

Hatten noch die Landsknechte ihre Lieder im Zelt, am Lagerfeuer gesungen, wird jetzt der Marschgesang allmächtig. Die neuzeitliche Regimentsmusik wächst auf, es kommt die Zeit der alten herrlichen Preußenmärsche, darunter der Torgauer und der Hohenfriedberger die besten Vertreter bleiben. Alles ist so einfach und echt, hebt fest an, um im Gange immer feuriger und bewegter zu werden, wie wenn der Wind in die preußischen Fahnen zu wehen beginnt. Mit dem Marschgesang kommt der Kehrreim zur Geltung und ist oft bis auf den heutigen Tag für die ganze Weise entscheidend. Die Weise übernimmt bei allen Neuformungen von Ereignis zu Ereignis die Führung. Der schöne, frohe Kehrreime entscheidet immer wieder. Wir haben heute ein lebendiges Beispiel:

Die Vöglein im Walde,
Die singen wunder- wunderschön
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibts ein Wiedersehn!

Mit dem neuen Soldatenstande, — der Soldat ist nicht mehr der Herr der zerrütteten Welt — wächst ein neues Leben empor. Aber es bleibt echt deutsches Leben! Man fühlt überall den Pulsschlag, der das Soldatenherz zu begeistern beginnt, wenn auch die Zeit dauert, da Soldat zu sein „in Preußen als ein Unglück, im übrigen Deutschland als eine Schande" gilt. Das Vaterlandsgefühl gewinnt mit dem Vaterlandsbürger immer größeren Raum. Und auch der echte deutsche Humor findet sich wieder ein.

Mit vielem Humor wird besoders das Leben in den Kasernen, im Manöver besungen. Es gibt jetzt besondere Rekruten-, Grenadier-, Musketier-

lieder. Vor allem ist es die Infanterie, die durch ihr Singen berühmt ist. Gleichmäßig verteilt sich die Sangespflege nicht über das ganze Heer.

Bei einzelnen Heeresgruppen wird durch unvermeidliche Marschgeräusche, Hufgetrappel, Wagengefahre das Singen oft unmöglich gemacht. Doch naht die Stunde der Erregung wie in den Augusttagen des Jahres 1914, verschwindet die Dichtung des Friedens, der Kasernen- und Manövergesang. Ein Lied wie „Die Wacht am Rhein", „Deutschland, Deutschland über alles" wird in solchen Stunden zum Soldatenliede schlechthin, besonders wenn der Soldat reisergeschmückt hinauszieht, um dem Vaterlande sein Leben zu weihen.

Immer wieder steigen die ernsten, echten Volksweisen inbrünstig zum Himmel hinauf; Kunstlied und Volkslied befruchten sich wohl immer wieder, aber es sind doch nur verhältnismäßig sehr wenige Lieder, die der Soldat von der Kunstdichtung herübernimmt. Wer etwas von der Volkspsychologie versteht, weiß, wo die vielerlei Gründe liegen. Wortlaut und Weise sind hier entscheidend. Für allen unechten, nicht gewachsenen Klang, für allen Schwall statt Herzensleidenschaft hat das Volk ein feines Gefühl. Nie wird der Gassenkram das echte Lied überwuchern. In Stunden der Erhebung werden oft verschollene Lieder wieder hervorgeholt. Da wird der Geist der Väter lebendig. Das ist ja das Zeichen aller wahrhaften Dichtung, daß sie zu rechter Zeit immer wieder aufersteht. Gerade beim Soldatenliede der neuen Zeit können wir beobachten, wie die Volksseele ihren Traum träumt. Sie wendet sich ab von der Welt des Krieges und dichtet vom Wiedersehen, von den Vögeln im Walde, der Allerliebsten. Von Blut und Kampf, wie in den Liedern der alten Zeit, ist keine Rede mehr. Das zu überliefern haben die Zeitungen übernommen. Wenn etwas von dem großen deutschen Idealismus Kunde gibt, der auch mitten im Weltbrande nicht verloren geht und immer wieder wie das Morgenrot aus den Wetterwolken tritt, ist es das deutsche Soldatenlied. Von den Kunstgedichten werden eben nur die volkstümlich, die diese Töne anzuschlagen verstehen: „Morgenrot", „Nun ade, du mein lieb Heimatland". —

Solcher Seelenstimmung zu Liebe zersing das Volk Lieder. Gerade in diesem Kriege erleben wir es an dem Liede des guten Kameraden. Der Kehrreim von der Heimat durchbricht die alte Form. Das Lied wird im Sinne des Sieges aller Heimatliebe über die Not des Lebens zersungen. Das ist für den lehrreich, der die Eigenart deutschen Wesens, den Sinn des deutschen Liedes erkennen will. Die Weise der Worte von den Vöglein im Walde geht auf ein Lied des alten Abraham Peter Schulz zurück, der die Hauptforderung für alles volkstümliche Liederschaffen aufstellte: Die Melodie muß jedem von vornherein vertraut vorkommen. Solches Zersingen ist gerade bei Marschliedern bemerkenswert, der Kehrreim bietet den frischen Sinnen der Soldaten gesunden Humor, Gelegenheit zum Atemholen. Die Weise gewährt unaufhörlich Freude und Befriedigung.

Heimat und Vaterland, die ewig alte, ewig junge Liebe mit Scheiden und Meiden, Treue und Untreue, das Leitbild vom guten Kameraden, vom Tode auf grüner Heid sind die leuchtenden Sterne des Soldatenliedes. So ist das Reich des Soldatenliedes von Freude und Ernst erfüllt. Gerade die Philosophie des Soldaten, wie sie sich in seinen Liedern spiegelt, ist eine ganz eigene Philosophie. Der Tod ist ihm ein Durchgang zu neuem Leben. Es ist der Tod zu Tausenden, der keine Trennung, sondern ein Zusammensein bedeutet. Das ist für den Soldaten das Entscheidende:

Im engen Bett sonst einer allein
Muß an den Todesreihen,
Hier findet er Gesellschaft fein,
Fallen wie die Kräuter im Maien.

Das ist der höchste Glanz einer deutschvölkischen Lebensbejahung. Daneben tritt der Glanz des Vaterlandes. Hier ist es, wo sich das deutsche Soldatenlied zu den Höhen der Menschheit emporschwingt.

Alle liebe, gute deutsche Seele liegt in den einfachen, namenlosen Liedern des deutschen Soldatenvolkes. Uralte germanische Sehnsucht verbirgt sich oft in einem einzigen Kehrreim, der die Liedweise in Bewegung setzt und den Gleichtakt des Marsches durch den ganzen Körper singt. Von tiefem Gefühl beseelt, ist das Wort

oft noch im Schmerz zerspalten, den die Weise dann aussöhnt.

So ist das einfachste Lied am Ende eine Ausstrahlung von Siegesgewißheit. Es ruht oft dahinter mehr, als viele denken. Es ist die Antwort der deutschen Welt auf das Schicksal.

Wilh. Schremmer.

*

Volkskirche und Christentum.

Unter diesem Titel hat Johannes Müller eine Schrift hinausgesandt[1]), die uns Anlaß zu einigen Bemerkungen geben soll. Nicht daß wir ihren Inhalt wiedergeben wollen, es werden wohl recht viele Leser zu dem Hefte selbst greifen. Sie mögen sich das Lesen nicht durch die nachlässige Sprache Müllers, die manchen zuerst abschrecken mag, verdrießen lassen. Der Verfasser hat so Wichtiges zu sagen, daß man ihn hören muß. Es denken wohl sehr viele: Was kümmert uns die Kirche, wir gehen unsern Weg auch ohne sie! Wer Müllers Worte liest, wird erkennen, daß wir unsern Weg nicht ohne die Kirche gehen können, und daß wir darum so ziel- und weglos sind, weil wir ohne die Hilfe der Kirche sind. Wir müssen uns einmal daran erinnern, daß, als wir zur gotischen Zeit eine wirklich deutsche Kultur hatten, die das ganze Leben des Volkes durchdrang, diese von der Kirche als der berufenen Sachwalterin der Seele getragen wurde. Wir wissen aus den Zeugnissen der Kunst, daß wir mit dem Auftreten Luthers eben im Begriff waren, diese Kultur nach der Seite des Deutschen, also, da wir eben Deutsche sind, des Wurzelhaften hin zu vertiefen und zu erweitern. Wenn der Protestantismus seine größte Aufgabe bisher nicht erfüllt hat, so liegt das an dem gleichzeitigen Eindringen des Humanismus. Fichte will die offenbare Kulturfremdheit der romanischen Völker damit erklären, daß ihre Sprachen, als das Ausdrucksmittel der Seele, auf eine tote Wurzel gepfropft sind, daß diese Völker damit nie zum Grunde, zur lebendigen Wurzel kommen. Wir gehen heut in der Erkenntnis der Ursache noch tiefer; aber etwas Richtiges ist in Fichtes Erklärung. Und so hat uns der Humanismus von den Wurzeln abgeschnitten. Wir sitzen in einer aufgepfropften Krone, in welche die Säfte nicht recht dringen wollen. Spätere Geschlechter werden diese nun schon vierhundertjährige Verirrung gar nicht begreifen. Luther begrüßte einmal das Eindringen des Humanismus, weil er ihm durch die Sprachen ein wichtiges Hilfsmittel gab. Aber er in seiner gewaltigen Kraft gedachte ihn als Werkzeug zu gebrauchen, ein schwächeres Geschlecht beugte sich unter ihn als seinen Herrn. Als sich der Protestantismus dem Humanismus verschrieb, welche Schuld nicht etwa Luther, sondern seine Jünger und Nachfolger trifft, entfremdete er sich den Lebenswurzeln des Volkes. Über hundert Einzelforderungen hinaus ist das die Grundforderung an ihn, daß er diese Fesseln von sich abschüttelt. Dann erst wird er wieder an die Quellen des Lebens treten, dann wird eine wirkliche Volkskirche entstehen, wie Müller sie fordert; in ihrem Schoß wird sich dann eine wahrhaft deutsche Kultur entfalten, die doch immer nur aus dem Leben im Göttlichen erwachsen kann. Ich glaube, daß auch Johannes Müller diese Erkenntnis nicht fremd ist, wenn er sie auch nicht so ausdrücklich ausspricht. Jedenfalls sagt er:

„Es ist die sehr ernste und schwere Frage, ob unser Volk mehr von der rein menschlichen, bleibenden Wahrheit des Evangeliums ergriffen und befruchtet oder mehr von der jüdischen Fassung des religiösen Lebens gesetzlich und von der griechischen Fassung intellektualistisch vergiftet worden ist. Jedenfalls ist das aber keine Frage, daß unsere Kirche nur Volkskirche werden kann, wenn sie die Wahrheit, die Jesus offenbarte und verkörperte, so rein und völlig verdeutscht und vergegenwärtigt, daß von der griechischen und jüdischen Fassung nichts mehr übrig bleibt. Keine Fremdstoffe in unserm Blut! Das ist unsre heilige Pflicht."

Und an anderer Stelle:

„Die bisherige christliche Praxis ist ganz intellektualistisch geartet und befangen." Schon die oft gehörte Frage: Ist das noch Christentum, was sich zu Anfang des Krieges religiös regte? ist ihm ein Beweis für die Herrschaft des Intellektualismus, sagen wir besser des Begreifens

1) Verlag der Grünen Blätter, Elmau, Post Klais (Oberbayern). Preis 1,50 M.

von außen her, das der Humanismus in unser Volk getragen hat, und das sich im Dogma ausspricht, von dem er die Kirche freimachen will. Das Dogma hat ja auch mit wahrer Religion, wie wir Deutsche sie aus der Tiefe erfassen, nichts zu tun. Es ist nicht Leben, es ist Erstarrung. Religion beruht im Unaussprechlichen und erstarrt, wenn sie ausgesprochen wird. Johannes Müller legt den Wert auf das Unbewußte, Unwillkürliche, Unmittelbare, Elementare, das Unbegriffene und Unsagbare, wie er es ausdrückt. So findet er auch das tadelnde, dabei treffende Wort, man habe bisher unser Bewußtsein für unser Wesen gehalten. Wenn er das Unbewußte, Unsagbare in den Vordergrund stellt, und wenn er die Wahrheit, die Jesus brachte und die ewig bestehen wird, weil sie göttlich ist, völlig verdeutschen will, dann muß er notgedrungen größeren Wert auf die Offenbarung Gottes in der Natur legen. Aus ihr ist die gesamte Gottverehrung unserer Vorfahren entsprossen, unserm Blute ist die dazu nötige Offenheit der Seele von Gott gegeben, aber die jüdisch-griechisch-romanische Form, in der das Christentum zu uns kam, hat das nicht beachtet, weil den anderen Völkern, die das reine, ewigmenschliche Christentum nach sich selber wandelten, diese Gabe nicht gegeben war. Weil die Kirche das aus den Tiefen der deutschen Seele aufsteigende Bedürfnis nicht befriedigte, darum hungern und frieren die Deutschen so.

„Das gesamte innere Leben des Volkes muß seinen Herd in der Kirche finden," fordert Johannes Müller. Dann muß die Kirche allen Seiten dieses inneren Lebens Genüge tun. Erst dann kann aus ihrem Schoße eine wahrhafte, allseitig geschlossene Kultur erwachsen. Und das ist nur möglich durch die Kunst, die doch immer die große Mittlerin bleibt. Sehr viele, alle, die im Bann des Humanismus stehen, werden mich nicht verstehen; sie haben ja, ohne sich dessen bewußt zu sein, den Boden ihres Volkstums verlassen; sie lieben vielleicht ihr Vaterland glühend, aber von der ersten Lateinstunde in der Sexta an ist ihr Geist so in eine andere Richtung gezwängt worden, daß sie die Eigenkräfte der deutschen Seele zu einem großen Teil überhaupt nicht kennen. Sie sehen in der Kunst vielleicht einen Schmuck, aber erkennen nicht die das ganze Wesen durchdringende Kraft; sie betrachten sie mit romanischem Formensinn, wissen aber nichts vom Sinn deutschen Wachsens von innen heraus, aus dem göttlichen Quell. Sie sehen nicht, wie die Kunst aus den Zufälligkeiten des Lebens das Bleibende löst, wie sie unmittelbar aus dem göttlichen Gesetz selber erwächst. Wer das nicht etwa aus Tilman Riemenschneiders Blutaltar in Rothenburg erkennt, wer sich nicht vor ihm in unmittelbarer Nähe Gottes fühlt, der ist noch nicht zu ihrem Herzen vorgedrungen. Weil aber solche Kunst die tiefsten Notwendigkeiten der deutschen Seele erfüllt, muß die Kirche ganz in ihr aufgehen, will sie im Sinne Johannes Müllers zur Volkskirche werden. Wie wenig unter der langen Herrschaft des Humanismus, den man ganz scharf als eine ausgeprägte Richtung des Geistes erfassen muß, von dieser Verbundenheit zwischen Kirche und Kunst geblieben ist, das weiß am besten der Künstler, der eigentliche Schöpfer unserer Kultur. Deshalb konnte das neue Aufblühen unserer Kultur seit Goethe ganz neben und außerhalb der Kirche vor sich gehen, darum konnte das Volk der Kirche fremd werden und die Kultur in der Masse des Volkes einen felsigen Boden finden und nicht einen, der bereit war, den Samen zu nähren. Der Künstler aber geht unverstanden, unbeachtet, ja verachtet neben der Kirche, wie auch neben der vorzüglichsten Bildungsstätte, der Hochschule, her. Daher die ganze Verlorenheit unseres Kunstlebens, das, weil man es im Winde treiben läßt, so oft in die Hände betriebsamer, meist volksfremder Geschäftemacher gerät, so oft auch mit seinen Trägern, die solche Rettung verachten, hilflos in den Wellen versinkt. Der Kirche erwachsen Aufgaben, so riesengroß, wie sie in ihrer Gesamtheit heut kaum ahnt. Wird sie den großen Schritt tun, daß sie die Zusammenfasserin deutschen Lebens werde? Die Seele unseres Volkes fände wieder eine Heimat. Wie heimatlos sie heut ist, erkennen wir an den furchtbaren Erscheinungen dieses Krieges, ich meine nicht draußen an der Front, sondern mitten unter uns in der Heimat. Das Aufglühen zu Beginn des Krieges war ein Aufschrei nach der Heimat. Wilhelm Kotzde.

Dr. Ludwig Wilsers Germanen-Werk [1]).

I.

Ist heute Begriff und Wesen des Germanentums bereits allseitig anerkanntes wissenschaftliches Gemeingut? Man sollte meinen, daß auf Grund der Germania des Tacitus die Akten darüber schon vor Jahrhunderten hätten geschlossen werden können. Aber noch vor zwei Menschenaltern wollte Adolf Holtzmann die Germanen zu Kelten machen und sie so um „ein Jahrtausend ruhmvoller Vergangenheit" bereichern. Und kein geringerer als Otto Hauser bekennt sich in seiner neuesten Schrift „Die Germanen in Europa" zu der Ansicht, daß die Goten, die wir doch bisher als eines der berühmtesten germanischen Völker schätzten, den Germanen nur anzufügen, nicht einzufügen seien. Damit sind aus der großen Anzahl strittiger Punkte auf dem Gebiete der germanischen Altertumskunde nur zwei besonders hervorstechende genannt.

Die Schwierigkeiten für die richtige Deutung liegen zum Teil in der Taciteischen Schrift selbst schon begründet. Bekanntlich teilt Tacitus die Germanen in drei große Völkergruppen (wahrscheinlich Kultverbände), die Ingävonen, Istävonen und Herminonen, fügt dann aber gleich hinzu, die alten, echten Namen seien Marsen, Gambrivier, Sueben, Vandilier. Der Name „Germanen" sei zuerst den Tungern beigelegt worden, dann sei der „primum a victore ob metum" angenommene Name allmählich auf alle nunmehr „germanischen" Völker übergegangen. Eine nach Jakob Grimm verzweifelte Stelle, die zu vielen Auslegungen Veranlassung gegeben hat. Man weiß nicht genau, wer unter dem „Sieger" verstanden werden und auf wen sich das „ob metum" beziehen soll. Tacitus hat sich hier in einer für die Nachwelt nicht mehr ganz verständlichen Kürze ausgedrückt. Wie konnte er auch ahnen, daß seine kleine Schrift noch nach bald zweitausend Jahren die wertvollste Quelle für die germanische Altertumskunde bilden würde!

Für Dr. Wilser, dem der Plan vorschwebte, das Germanentum in vollem Umfange zu zeichnen und zu charakterisieren, stand daher, um aus den vielen Widersprüchen zu einem geordneten, organischen Ganzen zu kommen, vorerst nur der naturwissenschaftliche Weg, die Anthropologie, offen. War auch der Name „Germanen" für die Zeitgenossen des Tacitus neu, so mußte sich doch das Germanentum selber weiter ins graue Altertum zurückführen lassen, soweit bei seinen einzelnen Stämmen die ausgesprochen germanische Natur in Erscheinung trat. Dann war die Stellung des Germanentums innerhalb der verwandten Völkerfamilien zu untersuchen, und schließlich mußten auch alle diese wieder eingestellt werden in den Ring der allgemeinen Menschheitsentwicklung. Damit war Friedrich Hebbels Forderung, daß der einzelne sich fragen müsse, was sein Ich in seinem kleinen Kreise, dann aber auch im größeren und größten darstelle, auf das Leben der Völker im Großen übertragen.

Die Ergebnisse seiner anthropologischen Studien, die zunächst zu einer genauen Unterscheidung zwischen Rassen und Völkern führen, hat Dr. Wilser in drei Stammbäume zusammengefaßt, die durch ausgiebig erläuternden Text unterstützt werden:

1. vom „Pithecantropus atavus" bis zum „Homo europaeus" (Bd. I, S. 50),
2. die vom Homo europaeus ausgehenden Ströme der sogenannten indogermanischen (arischen) Völker (S. 79),
3. der vom Homo europaeus als mittlerer und jüngster unter den arischen Völkern ausgehende Strom der germanischen Völkerfamilie (S. 91).

„Homo europaeus" ist die schon vor fast zweihundert Jahren von Linné gewählte Bezeichnung für die „weiße nordische Rasse". „Fügen wir dem anschaulichen (von Linné vom homo europaeus entworfenen) Bilde noch einen einzigen Zug, den der Langköpfigkeit hinzu, so entspricht es in jeder Hinsicht der Menschenart, die seit der ersten Besiedelung des Landes, d. h. seit vielleicht 15 000 Jahren in Schweden wohnt und sich dort, geschützt durch die Fluten der Nord- und Ostsee, bis auf den heutigen Tag am reinsten erhalten hat."

1) „Die Germanen, Beiträge zur Völkerkunde, von Dr. Ludwig Wilser. Neue, den Fortschritten der Wissenschaft angepaßte und mehrfach erweiterte Bearbeitung." Leipzig, Verlag von Theodor Weicher. Bd. 1, 1913, XII und 265 Seiten; Bd. 2, 1914, 370 Seiten. Jeder Band geh. M. 6.—, geb. 7.— M.

Nach Dr. Wilser, der diese Lehre als erster unter den zeitgenössischen Forschern verkündet hat, ist somit Schweden das Ausstrahlungsgebiet der indogermanischen Völkerfamilie mit dem Germanentum als dem Kernvolke. Fast alle älteren germanischen Geschichtsquellen stimmen damit überein. Man hat ihre Berichte über die Herkunft der Germanen in der Regel als verfehlt betrachtet. Aber: welches Interesse konnten sie gerade an Schweden haben? Eine „monumentale" weltgeschichtliche Erinnerung wie etwa ein zerstörtes Troja — an das allerdings einige fränkische Chronisten anknüpften — stand ihnen dort doch nicht zur Verfügung.

Alle Erscheinungen des indogermanischen und germanischen Lebens führt Dr. Wilser auf das Ausstrahlungsgebiet in Nordeuropa zurück, und so lösen sich für ihn viele Rätsel, deren Deutung bisher die größten Schwierigkeiten verursacht hat. Alle Gebiete der germanischen Altertumskunde müssen schließlich zur Anerkennung der nordeuropäischen Heimat der Germanen führen, und es ist kein Wunder, daß der Verfasser nach Jahrzehnte langen Kämpfen wider irrige Ansichten sein Werk gerade auf diesen Ton gestimmt hat.

Bevor Dr. Wilser zur Schilderung der Germanen übergeht, widmet er den ihnen verwandten Nachbarvölkern eingehende Kapitel. Die „Indogermanen" haben sich von Nordeuropa aus in drei großen Strömen über Europa und bis nach Asien hinein ergossen: nach Südwesten hin der „Keltenstrom", aus dem außer dem uns als „Kelten" bekannten Volke in mehreren aufeinander folgenden Wellen die Italer, Latiner, Sabiner, Umbrer, Keltoligyer, Keltiberen, Belgen, Scoten, Caledonier und Kimbern hervorgegangen sind; nach Osten und Südosten ein sich in drei Arme teilender Strom, und zwar der litauisch-thrakisch-hellenische (von dem sich auch die Thyrsener-Etrusker abzweigen), der wendisch-slavisch-indische und der sarmatisch-skythisch-persische Arm. Zwischen beide große Ströme schieben sich als dritter und jüngster die Germanen, die mit der letzten Welle des westlichen Keltenstromes engere Fühlung hatten, als mit dem schon früher abgewanderten östlichen Slavenstrome.

Alle diese Völker, einerlei ob Kelten, Slaven, Skythen oder Perser, werden gleichermaßen nach Rassen- und Sprachen-Zusammenhang, Gemeinsamkeit der Sitten, Gebräuche und Mythen untersucht. Wenn der Verfasser einem Bericht des Herodot über die Perser den Satz hinzufügt: „Wenn man solches liest, glaubt man die Germania vor sich zu haben", so ist man versucht, das, was Carus Sterne im Tuisko-Land über Sitten und Gebräuche der Thraker berichtet, danebenzustellen, und man würde auch hier zu dem Schlusse kommen: das ist ja völlig germanische Art! Carus Sterne rechnet dann auch die Thraker unbedenklich den Germanen zu: „So sahen wir also bereits im Altertum germanische Stämme vom Atlantischen Ozean bis zum Schwarzen Meere verbreitet." Dr. Wilser schließt sich dem nicht an; immerhin möchte ich eine Erweiterung des germanischen Kreises nach dieser Richtung für möglich halten. Ob die von Livius für einige Alpenvölker gewählte Bezeichnung „Semigermanen" auch auf diese östlichen Völker zutrifft? Zweifellos aber sind sie aus dem gleichen nordischen Urquell hervorgegangen, dem auch die Germanen entstammen.

Den Namen „Kelten" erklärt Dr. Wilser als „Helden", im Gegensatze zu anderen Forschern, die wie Dr. R. Kleinpaul den Namen von Kelt = Streitaxt herleiten. Wem die Wilsersche Erklärung unwahrscheinlich oder etwa „unbescheiden" klingt, erinnere sich dessen, daß auch unsere Vorfahren, wie der Anfang der Lex salica beweist, sich ihres Wertes vollbewußt waren. Auch haben die antiken Schriftsteller des öfteren berichtet, daß die germanischen Völkerschaften ihrer äußeren Erscheinung nach sich vorteilhaft von den Nachbarvölkern abhoben. Der Name „Arier" wird denn auch sinngemäß auf das griechische „aristos" = „der Beste" zurückgeführt.

Ein sehr ausführliches und anziehendes Kapitel über den mutmaßlichen Reiseweg des Pytheas leitet dann zur Schilderung der Germanen über.

Bei den Germanenstämmen sucht Dr. Wilser die Taciteische Dreiteilung (Ingävonen, Istävonen, Herminonen) mit den vier als „alt und echt" überlieferten Völkergruppen zu ver-

einigen und entscheidet sich für folgende Verbreitungswellen:

1. kambrivisch-kimbrisch-ingävonischer
2. marsisch-istävonischer
3. suebisch-herminonischer
4. vandilisch-gotischer

} Stamm.

Zwischen den zweiten und dritten Stamm schiebt sich als fünfter der von Tacitus nicht genannte, sondern erstmalig von Ptolemaeus erwähnte, den Herminonen nahestehende Stamm der Sachsen, der das Verbindungsglied zwischen Germanien und dem skandinavischen Norden darstellt.

Damit verabschiedet Dr. Wilser die bisher übliche Einteilung in Ost-, West- und Nord-Germanen, denn alle Germanen haben einmal im Norden gewohnt. Es muß indessen dazu bemerkt werden, daß auch die Vertreter dieser Einteilung, soweit mir bekannt, einen einheitlichen Ursprung der Germanen lehrten.

Daß wir den Kimbern sowohl bei den Kelten wie bei den Germanen begegnen, ist nach Dr. Wilser nicht auffällig, denn „sie bilden das Bindeglied zwischen beiden und stellen zugleich die letzte Welle der keltischen und die erste der germanischen Völkerwanderung dar." Die alte Streitfrage, ob die Kimbern und Teutonen den Kelten oder den Germanen zuzurechnen seien, ist nach Dr. Wilser gegenstandslos; die nationalen Unterschiede sind an den Grenzbezirken beider Völker so gering wie möglich.

Ähnlich äußert sich Prof. Th. Birt in seiner neuesten Schrift „Die Germanen" (S. 59): „Begreiflich ist, daß, als späterhin der Germane Alarich Rom bedroht, dieser Alarich von Claudian, Bell. Pollent, 431, mit Brennus gleichgesetzt wird; seine Goten gleichen den Senones u. Cimbri."

„Cambrivii" wählt Dr. Wilser an Stelle des überlieferten „Gambrivii" unter der Voraussetzung, daß dieser Name mit den Kimbern, Kimmeriern und Kymren — die somit ein und dasselbe Volk darstellen (oft angezweifelt!) — das gleiche Wurzelwort camb = glänzend teilt. Die von Arbois de Joubainville vermißte Lautverschiebung vom keltischen c zum germanischen h hat sich vielleicht in dem Namen des nordischen Eisriesen „Hymir" (nach Uhland: Der Dämmerer) vollzogen. Vergl. damit den Ausdruck „kimmerische Nacht."

Den Namen der Bernsteininsel Basilea (I, S. 197) halte ich nicht für verstümmelt und nicht mit Baltia oder Bornholm identisch, glaube vielmehr, daß Dr. P. H. K. von Maack in seiner Urgeschichte des schleswig-holsteinischen Landes (1860) Recht hat, wenn er „Basilea" mit den norddithmarsischen Orten Wesseln und Wesselburen gleichsetzt. Der ehemals insulare Charakter dieser Gegend leuchtet noch jetzt aus dem Landschaftsnamen „Stapelholm" hervor.

Das Kapitel „marsisch-istävonischer Stamm" zerfällt in drei Unterabteilungen: 1. Die Franken, 2. Siegfried Arminius, 3. Die Varusschlacht. Nach Dr. Wilser sind aus den Marsi — der Name hat sich in „Thetmarsi", „Stormarst" und Ortsnamen wie Marsberg und Merseburg erhalten — die Völker hervorgegangen, die später den Frankenbund bildeten. Es sind dies alle jene Völker, deren Name mit dem Hauchlaut Ch beginnt: Chatti, Chamavi, Chasuarii, Chauci, Cherusci. Das Hauptvolk der Franken, die Chauken, wird — ebenso wie die Cherusker —. oft fälschlich den Sachsen zugeteilt; ihr Name ist Hugen, die Quedlinburger Jahrbücher melden, „daß einst alle Franken Hugonen hießen."

„Linea Francorum" (auf S. 62, Bd. II in einem Zitat erwähnt) scheint mir das Urbild des in der französischen Literatur schon sehr früh auftretenden Ausdrucks „race des Francs" oder „des Français" zu sein; für mich ein weiterer Beweis für die germanische Herkunft des Wortes „Rasse", das verwandt ist mit Grundriß, Reißzeug usw. und „die lange Linie" bedeutet. Die Beschreibung der Franken leitet zwanglos zum Kapitel „Siegfried-Arminius" über. In Armin, dem Befreier Deutschlands, erblickt Dr. Wilser die Verkörperung der Siegfriedsgestalt im Nibelungenliede, zu dessen Ausbau der fränkische und burgundische Sagenkreis — vielleicht auch noch andere — beigetragen haben.

Eine genaue Beschreibung der römischen Erfolge und Mißerfolge im Cheruskerlande unter eingehender Berücksichtigung und kritischer Durchmusterung der für die einzelnen Geschehnisse in Betracht kommenden Örtlichkeiten schließt den fränkischen Teil des Werkes ab. Daß in diesem

letzten Kapitel der alte emsige Forscher August Schierenberg wieder zu Ehren gekommen ist, hat mich besonders erfreut.

II.

Mit der Beschreibung des suebisch-herminonischen Stammes beginnt der zweite Band. Auch hier wird zunächst die Herkunft von Schweden nachgewiesen. Der Name Sueben ist vielleicht in „Schweden" enthalten; die sprachliche Übergangsform bildet „Suehans" (bei Jordanes), und „suebisches Meer" hieß nach Tacitus die Ostsee; dagegen bezieht sich der „Sinus Codanus" nach Dr. Wilser auf den Skagerrak. Die Lunder Jahrbücher haben „Byrgerus dux Suevorum" neben „Sueonum". Von Schweden aus haben sich die Sueben — in ihrem alemannischen Zweige — bis in die Schweiz vorgeschoben, woselbst die Sage von Tells Apfelschuß, die in gleicher Form schon von Saxo Grammaticus (Gesta Danorum) erzählt wird, die nordische Erinnerung bewahrt.

Außer den Schweden bezeichnet Tacitus als suebische Völker: Semnonen, Langobarden, die Nerthus-Völker, Hermunduren, Naristen (nach Dr. Wilser Warisker), Markomannen und Quaden. Fast alle diese Völkerschaften drängen sich in ihrer ersten geschichtlichen Entwickelung nach der kimbrischen Halbinsel und den unmittelbar benachbarten Länderstrichen zusammen. Wenn das Gesetzbuch der Thüringer (lex Angliorum et Verinorum) Angeln und Varnen als Vorfahren der Thüringer voraussetzt, so scheinen auch die Hermunduren zunächst in der Nähe der Ostsee gewohnt zu haben. Schon Leibniz hat sich deshalb für zwei thüringische Reiche entschieden: eins am Meere und eins unter Hermanfrid im Binnenlande.

In „secretiora Germaniae", in die unerforschten, geheimnisvolleren Gegenden Germaniens, d. h. weiter nach Norden hinauf, erstreckt sich nach Tacitus der Teil der Sueben, der dem Nerthus-Kult huldigt. In Übereinstimmung mit anderen neueren Forschern verlegt Dr. Wilser den in Kap. 40 der Germania erwähnten heiligen See nach Seeland, in der Erklärung „Aertha" für Nerthus weicht er jedoch von allen ab, hat aber darin doch vielleicht das Richtige getroffen.

Dem nachmals so berühmten Volk der Langobarden, ehemals durch „seine geringe Zahl ausgezeichnet", bezeugt eine große Anzahl von Quellen die skandinavische Herkunft.

Die Alemannen scheinen sich in ähnlicher Weise von den Semnonen gelöst zu haben wie nach Tacitus' Bericht die Bataver und Mattiaken von den Chatten. In der neuen Heimat hat dann der alte Name „Schwaben" den neuen „Alemannen" verdrängt; mit letzterem benennen die Franzosen alle Deutschen.

Besondere Schwierigkeit bereitet die Einfügung der Baiern in eine der germanischen Stammesgruppen. Den alten noch von Otto Bremer und Rud. Much begangenen Weg über die Markomannen verlassend, betrachtet Dr. Wilser die Baiern als das unter neuem Namen weiter südwärts erscheinende Volk der Lugier. Die bisherige Erklärung war, daß die Baiern den Namen des Landes Böhmen (Bojohaemum), das nach den Bojern die Markomannen besetzt hatten, übernommen haben sollen. Nach Dr. Rud. Kleinpaul ist „Bajuvaren" aus „Bojer" und „Avaren" zusammengesetzt. Nach Dr. Wilser geht „Baiern" auf das vom Geographen von Ravenna nach älteren gotischen Quellen erwähnte Baias als eines Teiles des Elblandes zurück. Eingehende Untersuchungen machen es wahrscheinlich, daß „Baias" mit dem lugischen Wohngebiet zusammenfällt. (S. 66).

Zum gotisch-vandilischen Stamme gehören die Ost- und Westgoten, Wandalen, Burgunden, Gepiden, Skiren, Rugier, Heruler, Teifalen, Wiktofalen und Leonen (bei Tacitus Lemovii verschrieben für Leonovii). Unzählige Quellen berichten von der skandinavischen Herkunft der Goten, deren „hochberühmter Name noch heute an ihrer nordischen Heimat haftet."

Für die Urgeschichte der Heruler verweise ich besonders noch auf Seelmanns Aufsatzreihe in den Jahrbüchern für niederdeutsche Sprachforschung, 1886. (XII).

Zu S. 106. „Baduila" scheint nach dem Zeugnis der Münzen der richtige Name für Totila gewesen zu sein.

Zu S. 107. Über die Krimgoten hat m. W. zuerst Pirkheimer berichtet (1530); in neuerer Zeit haben sich namentlich Tomaschek und

Conrad Müller mit dem Stoffe beschäftigt. In einer Anmerkung wird auf das Germanentum in den romanischen Ländern ein wenig eingegangen. Nachdem Dr. Woltmann mit genauen Untersuchungen über das Germanentum in Italien und Frankreich den Anfang gemacht hat, wäre es jetzt an der Zeit, auch die iberische Halbinsel auf ihre germanischen Bestandteile in Sprache, Kunst, Volkscharakter usw. zu untersuchen.

Der Gotengeschichte schließt sich ein ausführliches, im höchsten Grade anregendes Kapitel über die Geschichte der Burgunden an. Das im 1. Bande behandelte Kapitel „Siegfried-Arminius" wäre hier teilweise zur Ergänzung heranzuziehen. Bei dem „historischen Labyrinth", das nach einem französischen Urteile des 16. Jahrhunderts die Geschichte der Burgunden bietet, ist die genaue Darlegung derselben durch Dr. Wilser mit Dankbarkeit zu begrüßen.

Ein nicht minder anziehendes Kapitel über die Wanderwege der Wandalen beschließt den gotisch-vandilischen Abschnitt.

Mit Recht tritt Dr. Wilser der ungerechten Beschimpfung eines der edelsten germanischen Stämme durch den Ausdruck „Vandalismus" entgegen. Vielmehr waren die Wandalen, als sie nach Afrika kamen, „noch von solcher Sittenstrenge, daß sie Salvianus, der rechtgläubige Bischof von Marseille, trotz ihrer arianischen Ketzerei den Römern als Muster und Tugendspiegel vorhalten konnte."

Das letzte Kapitel der germanischen Stammeskunde „Niederländer und Sachsen" schließt sich zwanglos dem im ersten Bande über den kimbrisch-ingävonischen Stamm vorgetragenen an. Kimbrische Wellen waren es, die nächst den keltischen das Gebiet des heutigen Holland und Belgien überfluteten, Franken rückten nach. Die holländische Sprache ist zwar der Hauptsache nach niederfränkisch, aber, wie auf S. 154/5 auseinandergesetzt, aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Aus den Niederlanden stammen auch die Siebenbürger „Sachsen", die eigentlich „Franken" heißen müßten.

Gern hätte ich entweder früher bei den Angeln oder bei den Sachsen ein näheres Eingehen auf die Besiedelung Englands gesehen. Aber abgesehen davon schließt Dr. Wilser die germanische Stammeskunde mit einem Ausblick auf die weite Ansiedelungstätigkeit des Germanentums.

Der Unterschied des Wilser'schen Werkes von anderen Werken über germanische Stammeskunde ist m. E. der, daß in letzteren die germanischen Volksstämme meist der Reihe nach beschrieben werden, wie sie eine nach den Angaben des Tacitus oder des Ptolemaeus entworfene Karte zeigt, während Dr. Wilser die naturwissenschaftlich-genealogische Methode anwendet, die die einzelnen Völker auf ihren Zusammenhang mit dem Urstamme untersucht. Diesem genealogischen Interesse verdanken wir in dem vorliegenden Werke wertvolle Stammbäume germanischer Fürstengeschlechter, die Dr. Wilser mit Sorgfalt, großer Mühe und Arbeit zusammengestellt hat. Dem Leser dieser Besprechung wird es willkommen sein, diese Stammbäume im einzelnen nachgewiesen zu sehen:

Bd. I, S. 220 Karls des Großen Vorfahren,
Bd. I, S. 245 Stammbaum Armins,
Bd. II, S. 17 Stammbaum des Thüring. Königshauses,
Bd. II, S. 24 Stammbaum des alemann. Herzogsgeschlechts,
Bd. II, S. 48—58 Stammbaum der Langobard. Könige,
Bd. II, S. 94 Stammbaum der Agilolfinger,
Bd. II, S. 109 Stammbaum der Balthen,
Bd. II, S. 110 Stammbaum der Amaler,
Bd. II, S. 120 Stammbaum des Burgund. Königshauses,
Bd. II, S. 145 Stammbaum des wandalischen Königsgeschlechts.

Dr. Wilser legt dagegen Verwahrung ein, sich durch schwärmerische Vaterlandsliebe zu einer übertriebenen Wertschätzung des germanischen Volksstamms haben verleiten zu lassen. „Wenn aber eine von verschiedenen Seiten ausgehende, mit strengster Sachlichkeit unternommene Forschung unseren Vorfahren eine eigenartige, eine hervorragende Stellung im Kreise der Völker zuweist, dann müßte man wahrhaftig ein Narr oder ein Verräter am eigenen Blute sein, wollte man dies aus allzu großer, unsern Nebenbuhlern und Mitbewerbern um die Weltherrschaft unverständlicher Bescheidenheit verschweigen."

Wie sollte es auch anders sein? Geht doch schon aus Cäsar und Tacitus die Überlegenheit der Germanen über die Nachbarstämme hervor. Die Belgier „plerosque Belgas ortos esse ab Germanis“ —, Nervier und Trevirer rühmen sich germanischer Abstammung, letztere, als ob sie sich durch solchen Adel des Blutes (per hanc gloriam sanguinis) vorteilhaft von den verweichlichten Galliern unterschieden. „Gallisches Lumpengesindel“ wird das in den „agri decumates“ hausende Volk genannt. Und ebenso beobachtet Tacitus im Osten bei nichtgermanischen Stämmen einen niedrigeren Kulturstand. Späteren römischen und griechischen Geschichtschreibern erschienen die Germanen in ihrer Schönheit, in dem Ebenmaße ihres Körpers, wie vom Olymp herniedergestiegene Götter.

So würde denn auch für Dr. Wilser das Werk unvollständig gewesen sein, wenn er ihm nicht einen wichtigen kulturgeschichtlichen Teil beigefügt hätte. „Kupfer und Erz“, „Runen“, „Zeitrechnung“, „Heilkunde“, „Sang und Dichtung“, „Germanische Kunst“ sind die einzelnen hier behandelten Gebiete.

Über die der Bronzezeit vorausgegangene Kupferzeit in Europa hat Matth. Much das bahnbrechende Werk geschrieben. „Kupfer“ wird allgemein als Lehnwort aus latein. cuprum = „aes cyprium“ gehalten, doch läßt sich auch der germanische Ursprung des Wortes verteidigen, und „aes cyprium“ scheint sich wirklich nur auf cyprisches Erz zu beziehen. Schweden hat indessen noch heute reiche Kupfer-Ausfuhr und muß sie schon in Vorzeittagen gehabt haben. Da ist denn höchstwahrscheinlich, daß in dem Lande reicher Kupfergewinnung auch die formschönen Bronze-Arbeiten hergestellt sind, zumal das Zinn, der zweite Bestandteil der Bronze, auch aus nächster Nähe, Britannien, bezogen werden konnte. Fast in allen geschichtlichen Werken findet sich dagegen die Ansicht vertreten, daß die Bronze aus Asien eingeführt werden mußte. Es ist geradezu erstaunlich, was die Indogermanen und besonders die Germanen alles nicht geleistet haben sollen. Ganz allmählich scheint sich allerdings dank der tief grabenden Arbeit Dr. Wilsers und anderer berufener Vorgeschichtsforscher ein Umschwung in den allgemein herrschenden Anschauungen zu vollziehen, aber man darf diesen Fortschritt weniger in den Werken der „offiziell“ beglaubigten Wissenschaft suchen. Diese, noch allzu sehr geblendet durch den Glanz des klassischen Altertums und befangen im „Trugbild des Ostens“, folgt nur langsam und zögernd.

Manches von dem unter „Kupfer und Erz“ vorgetragenen spielt schon in das Kapitel „germanische Kunst hinein, bei der Dr. Wilser zwischen Zier- und Baukunst unterscheidet. Auch hier ist unter Zugrundelegung der neuesten Forschungen darauf Wert gelegt, das Ursprüngliche germanischer Kunst herauszustellen. Von den germanischen Goldschmiedearbeiten aus der Zeit der Völkerwanderung sagte schon Prof. Lichtwark, sie seien so zierlich und künstlerisch fein ausgearbeitet, daß die heutigen Goldschmiede davor erröten müßten. Große Beachtung schenkt Dr. Wilser dem germanischen Holzbaue, und der romanische Stil ist nichts anderes als „eine Übersetzung des altgermanischen Holzbaues in Stein“.

Als wichtig möchte ich noch erwähnen, daß mittellatein. „bastire“ ebenso wie französ. „bâtir“ (bauen) dem Germanischen entstammen, wie denn überhaupt die Verfolgung germanischen Einflusses auf die romanischen und slavischen Sprachen manch interessanten Aufschluß gibt.

„Runen“ und „Zeitrechnung“ gehören zusammen, weil sich alle Kenntnis altgermanischer Zeitrechnung vorzugsweise aus runischen Aufzeichnungen, wie Runenkalendern, herleitet. Wie die Runen innerhalb der europäischen Schriftengruppe — gegen alle bisherige vorgefaßte Meinung — germanischen Ursprung, nicht Entlehnung aus den römischen Schriftzeichen, erkennen lassen, so scheint man den Germanen auch auf dem Gebiete der Sternkunde und der Zeitrechnung wissenschaftliche Vorrechte zuerkennen zu dürfen. Ein Beweis ist schon die nach dem Mondwechsel eingerichtete siebentägige „Woche“, ein Wort, das nur den germanischen Sprachen eigen ist. Auch scheinen die Germanen, um nur noch eines hervorzuheben, Kenntnis von dem 19jährigen sogen. Metonischen Zyklus gehabt zu haben. Immer nach 19 Jahren

fallen die Mond-Erscheinungen auf dieselben Daten. Es scheint in dem vorliegenden Werke Alles zusammengetragen zu sein, was sich theoretisch zu „Runen" und „germanischer Zeitrechnung" sagen läßt, weshalb ich schon 1916 (in der Geschichte der Germanenforschung in Skandinavien) bat, diese beiden Kapitel noch einmal gesondert herauszugeben. Diese Bitte scheint mir auch durch die inzwischen erschienene „Deutsche Vorzeit" und den kürzeren Runen-Aufsatz in den „Nornen" IV, 3, 1917, nicht überflüssig geworden zu sein. Der Anhang „unsere Zahlzeichen" könnte dem natürlich beigefügt werden. Auf keinem Gebiete sonst beharren wohl Sprach- und Geschichtsforscher so hartnäckig wie hier auf dem Standpunkte der Entlehnung aus den südlichen Kulturen.

In dem Abschnitte „Heilkunde" beschäftigt sich Dr. Wilser zunächst mit der archäologisch wichtigen Frage der Trepanation und weist denn auf Grund antiker Überlieferungen nach, daß sich bei den Germanen besonders die Frauen in den Dienst der Heilkunde gestellt haben.

Überlebte Vorurteile sucht Dr. Wilser endlich auch in dem Kapitel „Sang und Dichtung" zu entkräften. Die besondere musikalische Veranlagung der Germanen geht schon aus den bis ins 2. Jahrtausend vor Chr. zurückgehenden „Luren" hervor, die, weil sie in der Regel paarweise gefunden wurden, auch für die Kenntnis mehrstimmiger Musik zu sprechen scheinen. Daß das rhythmische Gefühl bei unseren Vorfahren ebenso ausgeprägt war wie bei uns, geht aus der Vergleichung des bekannten „Eiris sazun idisi" mit dem noch bekannteren „Gaudeamus igitur" hervor.

Eine wenn auch noch so eingehende Besprechung eines groß angelegten Werkes wird sich dem ganzen gegenüber immer nur wie ein kümmerliches Gerippe ausnehmen. Besonders einem Werke gegenüber, das sich durch die äußerst zahlreichen Bezugnahmen auf eigene und fremde Arbeiten als das Ergebnis einer vieljährigen Forscherarbeit darstellt und eigentlich als „Lebenswerk" zu bezeichnen ist. So mußte ich mich oft nur auf Andeutungen beschränken, die aber, wie ich hoffe, auf den reichen Inhalt schließen lassen.

Alles in allem habe ich den Eindruck gewonnen, daß Dr. Wilser — abgesehen von der germanischen Stammeskunde — sich besonders solchen Gebieten der germanischen Altertumskunde zugewandt hat, um die noch heute ein heißer wissenschaftlicher Kampf tobt. Das ist leicht verständlich: im Kampfe wachsen die Kräfte und schärft sich das Urteil. Aber gerade darum hätte ich auch gern der germanischen Mythologie ein besonderes Kapitel vorbehalten gesehen — etwa im Sinne Carus Sternes. Der Streit um diesen ausgezeichneten Natur- und Mythenforscher hat sich ja noch nicht gelegt; was z. B. Prof. R. M. Meyer in der altgermanischen Religionsgeschichte über ihn schreibt, ist doch nichts weiter als glatte Verhöhnung. Dagegen wandeln Dr. Wilser und Carus Sterne oft gleiche Bahnen.

Dr. Wilsers Germanenwerk ist allen denen zu empfehlen, die nicht zu gelegentlicher Nascherei, sondern mit dem Vorsatze ernster, den Stoff durchdringender Arbeit an die großen Fragen germanischer Vorzeit herantreten wollen.

Theobald Bieder.

*

Demokratie und Wahlrecht [1]).

Der Streit um die Demokratie ist heute im Wesentlichen ein Ringen um die Vorherrschaft der Kapital-Gewalt gegen die alten Autoritäten: Monarchie, Adel, Kirche. Die Inhaber der Kapitalmacht schützen das demokratische Ideal nur vor, um die Gunst der Masse zu gewinnen und diese vor ihren Triumphwagen zu spannen. In Wahrheit verwandelt sich jede „Demokratie" sehr bald in eine „Plutokratie", in eine Vorherrschaft des spekulativen Kapitals. —

Die demokratische Lehre hätte niemals so viel Boden gewinnen können, wenn die alten Regierungs-Systeme sich nicht mit schwerer Schuld beladen hätten. Jedes Regierungs-System — und sei es das beste — schwebt beständig in Gefahr, einer Erstarrung, Einseitigkeit und Ausartung zu verfallen. Die herrschenden Schichten

1) Aus: F. Roderich-Stoltheim, Der demokratische Gedanke, Hammerschrift Nr. 12, Leipzig, Preis 30 Pfg.

sind geneigt, sich vom Volke abzuschließen, in verengerten Anschauungen aufzuwachsen, die Fühlung mit der Volksseele zu verlieren, gegen die aus der allgemeinen Entwicklung sich ergebenden neuen Aufgaben blind zu bleiben und auf solche Weise ein falsches Bild von den Zuständen und Bedürfnissen des Volkes und Staates zu gewinnen. —

Die Monarchie wäre die vollkommenste Regierungs-Form, wenn eine Gewißheit bestände, daß allezeit ein begabter, charaktervoller Fürst auf dem Throne säße, — und reichte seine Befähigung auch nur so weit, daß er — unbestochen durch Äußerlichkeiten — allezeit die rechten fähigen Männer heraus zu finden wüßte, um ihren Händen die Regierungs-Geschäfte anzuvertrauen. Es ist eine schwere Sünde am Staat wie am Gemeinwohl, die wichtigsten Posten der öffentlichen Verwaltung in die Hände der Beschränktheit und Unfähigkeit zu legen, weil durch deren Mißgriffe nicht nur die Gemeinschaft geschädigt, sondern auch das Vertrauen zum Staate erschüttert wird. —

Das Maß des Rechtes — d. h. des Anspruches zur Mitwirkung am Gemeinwohl und somit die Würdigung des Einzelnen innerhalb der Gesamtheit — soll abhängig sein von dem Maße der Leistung, der geistigen Begabung und sittlichen Kräfte. Aller Fortschritt in Natur und Leben beruht auf Scheidung, auf Unterscheidung und Ausscheidung. Das Untaugliche muß ausgeschieden und beiseite gedrängt, alles Vorzügliche emporgehoben werden. Nur so bleibt der Weg zur Aufwärts-Entwicklung offen. Alles unterscheidungslose Gleichsetzen und Gleichbewerten hemmt die Entwicklung, zieht ins Niedrige hinab und ist daher kulturfeindlich. —

Die besten Kräfte im Volke gehören dem Staat, und eine Regierung, die sich diese Kräfte entgehen läßt, versündigt sich am Gemeinwohl und an sich selber.

*

Es ist ein schweres Unrecht gegen den geistig hochstehenden und den um das öffentliche Wohl verdienstvollen Mann, wenn er bei Wahlen seine Stimme derjenigen eines beliebigen Straßenkehrers gleichgesetzt sieht. Alle Werte der Bildung, Begabung und des Verdienstes werden hierdurch mißachtet und herabgewürdigt. Es bleibt ein Unfug, wenn die Stimme des Ministers, des Reichsgerichtsrates, des hervorragenden Gelehrten und Künstlers derjenigen eines Ochsenknechtes gleichgesetzt wird. Ein Wahlsystem von so vernunftswidriger Grundlage kann vor dem gesunden Menschen-Verstande nicht bestehen, und diejenigen, die es verteidigen, zielen ganz gewiß auf anderes hin als auf den Sieg der Gerechtigkeit und den geistigen Fortschritt des Menschengeschlechts. —

Man muß sich endlich wieder daran erinnern, daß der Staat und die in ihm lebende Gesellschaft ein organisches Gebilde sein müssen, wenn sie inneres Leben und Entwicklungs-Fähigkeit besitzen sollen. Darum muß alles, was im Staats-Interesse geschieht, auf organischen Grundlagen beruhen. Unsere heutigen Wahlen nach Stimmen-Mehrheit sind ein rein mechanischer Vorgang, ohne jeden organischen Zusammenhang mit dem Volksleben. Von Zufällen und geschickten Machenschaften hängt es ab, ob heute diese Mehrheit zusammen kommt und morgen eine andere. Zwischen Wähler und Gewähltem besteht keinerlei organischer Zusammenhang. Unorganisch, unvernünftig und ungerecht ist vor allem der Umstand, daß immer nur die absolute Mehrheit bei den Wahlen zu ihrem Recht kommt, und die Minderheiten, auch wenn sie bloß um wenige Stimmen zurück stehen, völlig unvertreten bleiben. Dieses Mehrheits-Wahlrecht beruht auf einem Prinzip der gegenseitigen Vergewaltigung. —

Soll eine vernunftvolle Vertretung — der organischen Natur des Volkes und Staates entsprechend — geschaffen werden, so muß sie auf organische Elemente des Volkslebens sich aufbauen und dadurch mit diesem in organischem Zusammenhang stehen. Die organischen Grundlagen des Volkslebens aber sind die verschiedenen Bevölkerungs-Klassen — die Berufsstände. So gewiß wie ein neuzeitliches Kulturvolk nicht bestehen kann ohne Bauernstand, Handwerker, Kaufleute, Industrielle, Gelehrte, Künstler, Beamte, Lohnarbeiter und so fort, so gewiß muß auch jeder dieser Stände in eine vernünftig zusammengesetzte Volksvertretung seine Abgeordneten entsenden.

Lebensweisheit im Völkerkriege.

In Tagen des Kampfes und stets erneuter Gefahr bedarf es gesammelter Besinnung mehr als in ruhigen Zeiten, in denen das Leben sich gemächlicher abspielt. Da gewinnen kleine tapfere Bücher, in die man auch während des Ringens mit schweren Sorgen einen Blick werfen kann, einen besonderen Wert. Eine Schrift dieser Art sind die Spruchgedichte von Wilhelm Müller-Rüdersdorf, die unter der Benennung „Des Glückes Brücke" in Fr. Seybold's Verlagsbuchhandlung in München erschienen sind (geb. 1.20 M.).

Ein sinnvoller Spruch kann wie ein gutes Volkslied ganze Welten von Erlebnissen in sich zusammenfassen. Das menschheitliche, ins Ewige tragende Geistesleben will auch im Alltag durch die Seelen rauschen. Es muß uns hier mit der ganzen Gewalt des Unmittelbaren in Bild und Rhythmus erfassen. So gewährt es uns einen Ersatz für vertieftere Seelen- und Geistespflege, die uns die harte Gegenwart so oft versagt.

Müller-Rüdersdorf gehört zu jenen Dichtern, die mit der Seele des Volkes ringen. Daher sind seine Spruchgedichte echte Lebensweisheiten, die man so leicht nicht vergißt.

Hier eine kleine Lese:

„Der spürt das Glück nur halb,
Das er im Herzen trägt,
Der, während er's genießt,
Es mißt und wägt."

„Das dünkt mir Freiheit, reichste, segensvolle:
Ein eig'nes Heim auf eig'ner, freier Scholle."
„Die wahre Lieb', ob sie auch ärmlich wohne,
Sitzt spendefroh auf reichem Königsthrone
Und trachtet nie nach einem Dank und Lohne:
Selbstlosigkeit ist ihre goldene Krone."

„Willst frohe Herzen du gewinnen,
Mußt mit der Bitte du beginnen;
Klopf' nicht an eine Tür erst an,
Wenn du sie selbst schon aufgetan!"

„Erst in der Enge, Freund,
Mußt du dich dehnen lernen,
Eh' du empor dich reckst
Zu höhern Sternen!"

„Ins Hohe bauen,
Ins Tiefe schauen,
Nach oben leben,
Nach unten geben!
Mit ernstem Ringen
Ins Weite dringen,
Doch im Entfalten
Zusammenhalten."

„Das ist das Häßlichste, was je man schaut:
Ein uralt Werk, dem Neues angebaut,
Ein Häuschen, schief gegiebelt und gebückt,
Stolz übertüncht und jugendhaft geschmückt,
Ein kernig Wesen, zierlich aufgeputzt,
Zu Schein und eitlem Werk zurechtgestutzt,
Ein schlicht Gewand, dran Prunkwerk blitzt
und blinkt,
Und ein gefaltet Angesicht geschminkt."

„Nicht zuviel schützen! Zu ei'gnem Mühen
Nicht zuviel stützen! Stärke die Schwachen,
Laß stets im Führen Such' ihnen Hilfe
Kräfte sich rühren! Entbehrlich zu machen!

Möge das Büchlein den Weg zu vielen Lebenskämpfern finden, um die Brücke zu bauen, die zu einer geschlossenen Persönlichkeit führt.

Über des Glückes Brücke will uns der Verfasser leiten. Das schönste Glück aber besteht darin, zu wissen, daß der Geist, wie das die Spruchsammlung beweist, so schlicht und anspruchslos als Berater und Helfer zu uns kommen kann.

Hans Würtz.

*

Ein deutsches Erziehungsheim.

Das Erziehungsheim junger Mädchen zu deutschen Frauen in Bad Friedrichroda (Thüringen) möchte, der eindringlich mahnenden Forderung unserer Zeit folgend, im jungen weiblichen Gemüte den Sinn und das Verständnis für heiliges Deutschtum erwecken und in ihm das Bewußtsein deutschen Wesens stärken. Es soll in den zukünftigen Müttern Deutschlands vor allem das Verantwortlichkeitsgefühl großgezogen und die unter der Jugend besonders herrschende Gedanken- und Geschmacklosigkeit zum Wohle künftiger Generationen erstickt werden. Verantwortlichkeitsgefühl und Gründlichkeit, Treue gegen sich und andere und die Liebe zum Guten, Wahren und Schönen, das sind die Ziele, zu welchen — auf Grund eigenen inneren Erlebens und langjähriger, glücklichster Unterrichts- und Erziehungserfahrung — an der Hand unserer erhabenen deutschen Vorbilder die jungen Seelen nach und nach hingeleitet werden sollen. Um nähere Auskunft wende man sich an die Leiterin

Frau Frida Hoeke-Kriele.

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Der Weltkrieg.

+ Möller, W.: Baldiger U-Boot-Friede? 71 S. 1.—

⋄+ Ober-Oſt, Das Land. Deutſche Arbeit in Kurland, Litauen u. Bialyſtok-Grodno. Bearb. v. d. Presſeabteilung Ober-Oſt. 484 S. Geb. 6.—

+ Steinwäger, L.: U-Boot, Englands Tod! 80 graph. Darſtellungen. 1.—

Deutſche Geſchichte und Politik.

Kaufmann, E.: Bismarcks Erbe i. d. Reichsverfaſſung. 114 S. 2.80

Heyck, Ed.: Das Deutſchland v. morgen. Kriegs- u. Friedenspolitik. Volkstum u. Volksrechte. 220 S. Geb. 5.—

Hoetzſch, O.: Der Krieg u. d. große Politik. 2 Bd. Bis z. Eintritt Rumäniens i. d. Krieg. 492 S. Geb. 12.—

Führende Deutſche.

Bode, W.: Goethe in vertraul. Briefen ſeiner Zeitgenoſſen. 1749—1803. 836 S. 12.10

Luther u. wir Deutſche. Fünf Vorträge z. Gedächtnis der Reformation. 78 S. 2.—

+ Storm, Th.: Gedenkbuch zum 100. Geburtstage. Hrsg. Fr. Düſel. 216 S. Geb. 4.—

Deutſches Land und Volk.

+ Bölke, O.: Die Flamen in Belgien u. d. Flamen in Deutſchland. 99 S. 1.50

+ Holdegel, G. u. W. Jentzſch: Deutſches Schaffen u. Ringen im Ausland. 2. Bd. (Rußland, Amerika.) 160 S. Geb. 3.—

Nieuwenhuis Nyegaard, D.: Flandern frei! Ein nationales Programm. 84 S. 1.—

Deutſche Kultur u. Weltanſchauung.

Kaerſt, J.: Die Reformation als deutſches Kulturprinzip. 77 S. 2.—

Sellmann, A.: Deutſche Volkskraft, ihre Erhaltung u. Mehrung. 24 S. —.40

Wenigen, Die, u. d. Vielen. Bauſteine zu e. nachkriegl. prakt. Idealismus. 318 S. Geb. 5.50

Deutſches Wirtſch.- u. Geſellſchaftsleben.

Berger, R.: Die deutſche Sozialdemokratie im dritten Kriegsjahr. 131 S. 1.90

Fabarius, E.: Deutſchlands Baumwollſorge in Krieg u. Frieden. 119 S. 2.—

Schöll, F.: Der Ausbau unſerer Kriegswirtſchaft m. beſ. Berückſ. d. Volksernährung. 20 S. —.50

Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

Bartels, A.: Die beſten deutſchen Romane. 12 Liſten z. Auswahl. 4. Aufl. 143 S. 1.25

+ Labler, W.: Kling-Klang-Gloria. Deutſche Volks- u. Kinderlieder. 66 S. Geb. 4.80

+ Mörike, E.: Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe. 235 S. Geb. 4.50

Deutſche Erziehung u. Schule.

Eckardt, F.: Die Jugendwehrfrage n. allen Beziehungen. 191 S. Geb. 4.—

Gaudig, H.: Deutſches Volk — deutſch. Schule! Wege z. nation. Einheit. 196 S. Geb. 4.20

Itſchner, H.: Lehrerbildung und Volkstum. 164 S. Geb. 3.40

Deutſche Kunſt.

Dinter, A.: „Mein Ausſchluß aus d. Verbande deutſcher Bühnenſchriftſteller." 36 S. 2.—

+ Pfordten, H. v. d.: Deutſche Muſik, auf geſchichtl. u. nation. Grundlage. 348 S. Geb. 9.—

+ Scheffler, K.: Der Geiſt d. Gotik. Mit 107 Abb. 112 S. Geb. 6.—

Völkiſche Unterhaltungs-Schriften.

Blankenburg, J.: Weihnachtsgruß f. deutſch. Soldaten. 1917. 32 S. —.15

König, Eberh.: Treue u. Schläue. 48 S. —.75

Stille, G.: Oſterworth. (Quickborn-Bücher, 16. Bd.) 56 S. —.60

mit + Abbildungen. ⋄ mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen.

Freimaurer im Weltkriege (Auf Vorposten 1917, Heft 4/5).

v. Freytag-Loringhoven: Bleibende Werte d. Geschichte (Deutsche Revue 1917, Nov.).

Grotthuß, J., Freihr.: Ein deutscher Frieden — ohne Annexionen (Türmer 1917, Nov. II).

Heyck, Ed.: Der Kernpunkt der schlechten Politik (ebda.).

Junker, M.: D. notwendige Erweiterung unserer Kriegsziele (Deutschlands Erneuerung 1917, Sept.)

Richter, O.: Internationalismus in der deutschen Politik (Deutschlands Erneuerung 1917, Dez.).

Schachermayr, A.: Zur Neugestaltung Österreichs (ebda.).

Spina, F.: Das tschechische Problem (Deutsche Arbeit 1917, Nov.-Dez.).

Wach, E.: Die Kriegsverlängerer (Deutschlands Erneuerung 1917, Nov.)

Deutsche Politik in Einzelfragen.

v. Below, G.: Das Schicksal von Elsaß-Lothringen (Deutsche Wacht, Bonn, 1917, Nr. 44).

Heil, C.: D. Geldbedarf f. Kriegerheimstätten (Jahrb. d. Bodenreform XIII, H. 1).

Heyck, E.: Volkswille u. Volksvertreter (Zeitfragen, 23. Aug. 1917).

Holstein, G.: Luther u. der deutsche Staat. (Bayreuther Blttr. 1917, 10.—12. Stück.)

Kanzlers, Die Erbschaft des ledernen — (Wirklichkeit 1917, H. 21).

Lischka, V.: Die „demokratische Welle" u. d. demokratisch-staatssozialistische Kriegswirtschaft (Polit.-Anthrop. Monatsschr. 1917, Aug.).

Wach, E.: Die Sozialdemokratie (Deutschlands Erneuerung 1917, Sept.).

Wagemann, A.: Rechtliche Erwägungen zur Judenfrage (Deutschlands Erneuerung 1917, Dez.).

Wahlrecht. Die Begründung des gleichen — (Deutsche Wacht, Bonn, 1917, Nr. 50).

Zorn, Ph.: Preußen, d. Grund- u. Eckstein d. deutschen Entwicklung (Konserv. Monatsschr. 1917, H. 9).

Deutsche Kultur und Weltanschauung.

Crommelin, A.: D. german. Ausländer in seinem Verhältnis zur deutschen Kultur (Bayreuther Blttr. 1917, 7.—9. Stück).

Wolff, K.: Im Kampfe um unsere Weltanschauung (Polit.-Anthrop. Monatsschr. 1917, Aug.).

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Corbach, O.: Bevölkerungsfrage u. innere Kolonisation (D. Land 1917, Nr. 21).

Jäger, E.: Dr. Gust. Ruhland, ein konservat. Wirtschaftspolitiker (Soz. Kultur 1917, Juli, Aug., Sept.).

v. Kautzsch, V.: Der bürgerliche Gesellschaftsstaat, die Trusts und die Sozialdemokratie (Natur u. Gesellschaft 1917, Nov.).

Pfitzer, E.: Wucher wider Siegeswillen (Natur u. Gesellschaft 1917, Aug.).

Stille, G.: D. Kriegsernährung i. Jahre 1917 (Blätter f. biolog. Medizin 1917, Nr. 3—4).

Waltemath, K.: D. Kampf gegen d. Landflucht u. d. Slavisierung d. platten Landes (Archiv f. Innere Kolonisation 1917, Sept.).

Deutsche Außensiedlung u. Wanderung.

Graß, W.: Erinnerungen an die Zeit der Russifizierung [in d. Ostseeprovinzen] (Süddeutsche Monatshefte 1917, Sept.)

Hartmeyer, H.: Deutsche Bauern-Ansiedlung in Steiermark (Hammer 1917, 15. Aug.).

Krammel, M.: Siedlungsarbeit in Siebenbürgen (Archiv f. Innere Kolonisation 1917, Juli—Aug.).

Deutsche Erziehung u. Schule.

Luntowski, A.: Städt. Volkshochschulen (Deutsches Volkstum 1917, Aug.).

Maßmann, K.: Staatsbürgerliche Erziehung als Aufgabe des V. D. St. (Akadem. Blttr. 1917, Nr. 10).

Deutsche Kunst.

Ambros, A.: Das alte Nürnberg (Süddeutsche Monatshefte 1917, Dez.).

Schrey, R.: Fritz Boehle (Deutsches Volkstum 1917, Okt.).

Aus der Arbeit des Deutschbundes.

Dr. Friedrich Lange †.

Nach langem Leiden ist am 26. Dezember in der Landesirrenanstalt Lemgo Dr. Friedrich Lange verschieden, der Gründer und langjährige erste Bundeswart des Deutschbundes. Am 10. Januar 1852 in Goslar geboren, besuchte er das Progymnasium seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog die Universität Göttingen. 1876 wurde er Mitarbeiter, dann Leiter des „Braunschweiger Tageblattes", 1881 siedelte er als Mitarbeiter und späterer Herausgeber der „Täglichen Rundschau" nach Berlin über. 1894 stiftete er den Deutschbund als Lebens- und Arbeitsgemeinschaft völkisch gerichteter Männer, der seine Gemeinden und Pflegschaften über ganz Deutschland ausgebreitet hat und gegenwärtig von Prof. Langhans in Gotha als Bundeswart geleitet wird. Mit Hilfe des Deutschbundes gründete Fr. Lange 1896 die „Deutsche Zeitung", die sich bis auf den heutigen Tag als wertvolles Werkzeug der nationalen Bewegung erwiesen hat. In den Anfängen der kolonialen Bewegung 1884—88 war Lange als Mitbegründer Deutsch-Ostafrikas tätig gewesen, 1889 gründete er den „Verein für Schulreform" und gab die „Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen" heraus. 1902 errichtete er den Nationalen Reichswahlverband, der 1905 mit dem Reichsverband gegen die Sozialdemokratie verschmolz. Während seines in Detmold verbrachten Lebensabends widmete er sich vor allem der Förderung der nationalen Arbeiterbewegung. Mit ihm ist ein rastloser Arbeiter am Ausbau des Deutschen Reiches, ein aufrechter Kämpfer für nationalen Fortschritt, ein glänzender Meister der Feder dahin gegangen. Am 2. Jan. sind seine sterblichen Reste in Berlin-Lichterfelde beigesetzt worden. Im Waldesrauschen angesichts des Hermanns-Denkmals wird ihm der Deutschbund ein Erinnerungsmal errichten an der Stätte, an der das Herz des Verewigten mit allen Fasern hing und an der er zuerst dem versammelten Deutschbunde vor 23 Jahren die tiefe Bedeutung seines Wahlspruches kündete: Im deutschen Namen Heil!

Die Bundesbücherei des Deutschbundes, die „Deutsche Nationalbücherei"

tritt 1918 in das siebente Jahr ihres Bestehens. Was bei ihrer Gründung als Wagnis erschien, der Erforschung des deutschen Volkstums eine eigene Bücherei mit Aussicht auf dauernden Bestand zu widmen, darf heute, nach sieben Jahren, als Erfolg angesprochen werden.

Die Deutschbewegung der letzten Jahrzehnte hat zu neuem Leben auf allen Wissensgebieten geführt, die sich mit dem deutschen Volkstum und seinen Beziehungen zu anderen Volkskulturen befassen. Aber es fehlte bisher eine Sammelstelle, die den Arbeitern auf dem Gebiet der Erforschung des Deutschtums die einschlägige Literatur lückenlos zur Verfügung stellt. Sie sollte erstehen in der Gestalt einer „Deutschen Nationalbücherei" im Herzen des deutschen Sprachgebiets, in Gotha. Diese soll enthalten alle Arbeiten zur germanischen Stammesforschung, zur deutschen Landes- und Volkskunde, zur Geschichte der Deutschen aller Zeiten und Stämme, zur deutschen Sprach- und Mundartenforschung, zur deutschen Kulturarbeit auf der ganzen Erde. Eingehend berücksichtigt wird das Kirchen-, Rechts-, Gesellschafts-, Wirtschafts- und das allgemeine Sittenleben der Deutschen; auch die vielgestaltigen Äußerungen deutscher Kunst dürfen der Deutschbücherei nicht fremd bleiben. Eine weitere Abteilung bildet das deutsche schöngeistige Schrifttum aller Zeiten, soweit es nur immer beiträgt zur klaren Erfassung deutscher Eigenart und Geistesblüte.

Den großen Plan fördern zu helfen, rufen wir alle völkischgesinnten Deutschen ohne Unterschied des Bekenntnisses oder der Staatsangehörigkeit auf, zu spenden für die Beschaffung der einschlägigen Literatur und zur Erstellung eines würdigen Heims. — Geldspenden werden erbeten an die Herzogl. Landeskreditanstalt in Gotha (für Rechnung der „Deutschen Nationalbücherei"), Bücherspenden an Professor Paul Langhans in Gotha, Ülleberstr. 3. — Die Unterschriften der Männer, die vor sieben Jahren den Gründungsaufruf der „Deutschen Nationalbücherei" erließen,

mögen auch dieser Bitte Nachhall und Erfüllung sichern.

Felix Dahn †. Ferdinand Avenarius. Houston Stewart Chamberlain. Heinrich Claß. Adolf Damaschke. Gustav Groß. Ernst Haeckel. Albrecht Haupt. Gerhart Hauptmann. Theodor v. Heigel †. Wilhelm Kienzl. Emil Kirdorf. Hans v. Köster. Karl Lamprecht †. Joseph Lauff. Friedrich Lienhard. Friedrich v. Lindequist. Hans Meyer. Eugen Mogk. Artur Moeller van den Bruck. Adam Müller-Guttenbrunn. Anton Ohorn. Wilhelm Rein. Bernhard Rogge. Peter Rosegger. Otto Sarrazin. Dietrich Schäfer. Emil v. Schenkendorff †. Bruno Schmitz †. Gustav Schreiner. Paul Schultze-Naumburg. Heinrich Sohnrey. Martin Spahn. August Sperl. Karl Freiherr v. Stengel. Friedrich Teutsch. Henry Thode. Hans Thoma. Siegfried Wagner. Heinrich Wastian. Hans Freiherr v. Wolzogen. Ernst Zahn. Philipp Zorn.

Obige Zeilen waren kaum gesetzt, als ein tückisches Geschick den größten Teil der Sammlung vernichtete. Eine Feuersbrunst unbekannten Ursprungs hat in der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember tausende von Bänden und Mappen in Asche verwandelt; ebenso viele sind durch Wasserbeschädigung unbrauchbar gemacht. So niederdrückend das Unglück für den Augenblick wirkt, um so tatkräftiger regt sich der Wille zum Neuaufbau des Zerstörten. Um so dringlicher ergeht an alle, die vorstehenden Aufruf lesen, die Bitte um hochherzige Hilfe. Möchten überall in deutschen Landen sich Herzen und Hände regen, das Verlorene zu ersetzen, das Verbliebene zu vermehren und dadurch dem deutschen Volkstum ein Ehrenmal zu errichten nicht aus Erz und Stein, sondern als lebendiger Wissensquell und belebendes Schaubild seines innersten Wesens.

An der siebenten Kriegsanleihe

beteiligten sich die Kassen des Deutschbundes und seiner Gemeinden mit 24000 Mark, während sie auf die ersten sechs zusammen 76000 Mark gezeichnet hatten. Von der Gesamtsumme von 100000 Mark entfielen auf den Bundesschatz (das Eiserne Vermögen des Bundes) 30000, auf die Deutschbund-Hilfskasse 21000, auf die Deutschbund-Sterbekasse 10000, auf die Bundesbücherei 6000, auf die Langhans-Stiftung 5000, auf andere Sonderkassen 11000 Mark. Der Rest verteilte sich auf 26 Gemeinden, von denen 20 von 100—500, 3 von 500—1000, weitere 3 von 1000—7400 Mark zeichneten.

Die Vorbereitungen für die Beteiligung an der 8. Kriegsanleihe sind bereits im Gange.

Neue Pflegschaften des Deutschbundes

wurden errichtet in Anklam (Barnimsland; Pfleger: Oberlehrer Dr. Bruinier), Barth (Am Barther Bodden; Pfleger: Realschuldirektor Dr. Ost, z. Z. im Felde; Vertreter: Oberlehrer Gadow), Demmin (Peenegau; Pfleger: Postdirektor Reimann) und Mühlhausen i. Th. (Hainich; Pfleger: Sanitätsrat Dr. Hapke). In der Umgebung vorgenannter Städte wohnende Herren und Frauen, die Anschluß an den Deutschbund gewinnen möchten, wollen sich unmittelbar an die Pfleger wenden. Im Übrigen erteilt Auskunft über den Anschluß an den Deutschbund dessen Bundeskanzler Oberbürgermeister Maß in Görlitz, Holteistr. 12.

Inhalt der „Deutschbund-Blätter“ 1917, Nr. 11—12:

Wählt völkische Bücher als Festgeschenke! — Unsere Toten — Deutscher Grabgesang: „Schlaf nun im Schoße heil'ger Mutter Erde.“ Von Fr. Eduard Gildemeister — Amtliche Bekanntmachungen des Bundeswarts — Nachrichten aus dem Bunde: a) Für unsere Hilfskasse. Von Br. M. Spatz; b) Neue Frr.; c) Gemeindeleben: Dresden, Hannoverland, Hainich; d) Db.-Sterbekasse — Aus der Deutscharbeit von Brr. und Frr. — Völkische Bücher für jeden Weihnachtstisch. — Beilage: Titel und Inhaltsverzeichnis des 22. Jahrgangs 1917.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceſtr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

3. Jahrgang Heft 3/4 März/April 1918

Mahnung.

So mächtig herrscht kein König, daß er mich bitten sah,
So stark verstricket Gold nicht, daß je mir Schimpf geschah.
Denn meine Mannheit lieb' ich und meines Namens Ehr',
Doch Deinen Namen lieb' ich, mein deutsches Volk um Vieles mehr!

Ich sah Dich noch in Zwiespalt und litt an Deinem Gram
Und glühte, als der hohe, der Tag der Flammen kam.
Das quoll mir in die Seele, als ich ein Jüngling war —
Mein Volk, ich muß Dich lieben mit junger Liebe immerdar.

Die Chronik Deiner Tage ist aller Leiden Buch,
Daraus die Völker lernen, was Völkern wird zum Fluch.
Du litteſt und Du lernteſt, gerecht und mild zu ſein —
Nun laß Dein gütig Herz nicht dir neuer Leiden Quelle ſein!

Drum zügle Deine Güte und härte Deinen Zorn
Und ſchütze Deinen Rücken, ſonſt biſt Du doch verlor'n.
Denn gegen glatte Argliſt und gleißende Ehrbarkeit
Warſt Du im eignen Hauſe ſeit Siegfrieds Tagen ungefeit.

Langmütig ſei der Arbeit und ihrer ſchweren Not,
Die Dir mit ſchwieligen Fäuſten ein Evangelium droht.
Ihr öffne Deine Seele, ſie iſt Dir Kraft und Gut,
Drin Deiner grünen Eiche tiefeingeſenkte Wurzel ruht!

Doch Deinen Zorn laß flammen, und trifft er, treff' er recht
Und schleudre zum Gewürme das Wucherergeschlecht,
Das protzend hoch zu Rosse vor Deiner Schlichtheit fährt
Und doch die geile Selbstsucht von Deinem Schweiß und Marke nährt.

Und immer bleib Dein Eigen, sei von Dir selbst erfüllt,
Denn siehe, Dein Gewissen ward Gottes Spiegelbild.
Dies schreibe fest ins Herz Dir, — und wer Dir anders rät,
Den sollst Du wohl erproben, ob er in Liebe zu Dir steht.

Friedrich Lange †.

Ein deutscher Volkswart.

(Zum Gedächtnis Friedrich Langes. Gestorben am 26. Dezember 1917.)

Von F. A. Lange, Stolp.

„Für so manches deutsche Volksgut, das jetzt unter dem Strandspülicht unseres öffentlichen Lebens verborgen liegt, wäre der sicherste Helfer ein recht herzhafter gefährlicher Krieg, und wer es mit dem deutschen Volke gut meint, der wird von Gott erbitten, daß er unserm Kaiser zu rechter Stunde den Mut seiner großen Verantwortlichkeit, den Entschluß zu einem guten Kriege gebe. Bleibt der aber aus, so müßte es wohl ein Mann mit großer Kraft der Volkstümlichkeit, ein Luther des reinen Deutschtums sein, der das Deutschgewissen des kleinen Mannes aus seinen Fesseln wachrütteln könnte".

So schrieb mein Vater in einem der letzten Kapitel des „Reinen Deutschtums." Sein erster Wunsch, den er übrigens damals mit vielen Deutschgesinnten teilte, ist in Erfüllung gegangen. Der Krieg, den Deutschland heute durchzukämpfen hat, läßt an Herzhaftigkeit und Gefährlichkeit nichts zu wünschen übrig. Einer schärferen Probe ist wohl noch nie ein Volk unterworfen worden. Und wie glänzend hat es sie bisher bestanden! Daß dieser Krieg ein guter war, das zeigten die Augusttage von 1914, wo die deutsche Volksseele in sieghafter Schönheit neu erstand aus dem Schlamm und Schutt einer in Materialismus versunkenen Friedenszeit. Ein Eroberungskrieg, den unser Ehr- und Gerechtigkeitsgefühl übrigens nie zulassen würde, hätte diese Kraft nimmer in uns wachgerufen. Mit stolzer Freude nahm mein Vater Anteil an den Erfolgen unserer Waffen, fand er doch darin seine hohe Meinung vom deutschen Heere, dessen Organisation er als die deutscheste, d. h. also beste unserer Kultureinrichtungen bezeichnete, und seine Auffassung von dem deutschen Offizier und Soldaten als den standhaftesten Vertretern des germanischen Adelsmenschen aufs glänzendste bestätigt. Mit vollem

Vertrauen sah er dem Ausgang des großen Entscheidungskampfes entgegen. Den zweiten Teil des Krieges, die furchtbare Prüfung, die uns in politischer Beziehung auferlegt werden sollte, hat die Vorsehung ihn gnädigerweise nicht mehr mit vollem Bewußtsein miterleben lassen. Sein reges politisches Verantwortungsgefühl und seine stets wache Sorge um das Vaterland haben ihm auch in weniger kritischen Zeiten manche schwere Stunde bereitet. Der politische Verfall, in dem wir jetzt stehen, hätte ihn tief niederbeugen müssen. Denn mit allen Fasern seines Herzens hing er an seinem Volk, in dessen Leben er sein eigenes Leben und Schicksal beschlossen sah. Wie diese Liebe beschaffen war, zeigen die Worte, die er einmal gegen den überschwenglichen Bismarckkultus fand. Er sagte: „Dergleichen berührt mich nicht, mein Freiheitsdrang und meine Religion gestatten mir keinerlei Menschenanbetung, und wenn ich Gottes Willen an mir erkennen will, so blicke ich auf mein Volk, von dessen Art und Eigenschaften Bismarck auch nach meinem Urteil eine der bedeutendsten Verkörperungen ist; doch bleibt das Ganze mir stets reicher als der Teil. Und wenn die Art meines Volkes sich auch oft stumpf und unzulänglich, ja oft töricht und schwächlich bewährt hat, so weiß ich doch, daß schließlich nur die eingeborenen stillen Kräfte dieses Volkes, nicht seine Fürsten und nicht seine großen Männer den deutschen Namen durch allen Jammer der Vergangenheit hindurchgerettet und bis zu diesem Tage in Ehren gehalten haben. Der Volksgeist ist zugleich die Mutter und das hilfsbedürftige Kind alles persönlichen Heldentums; gegen seine Mutter kann niemand sich überheben und gegen das Kind können wir wohl Liebe und Geduld, aber nicht Geringschätzung üben. Darum ist auch heute noch nicht überflüssig, das Wort des ausgefeimten Epikuräers Horaz: „Odi profanum vulgus et arceo“ eine Anmaßung zu nennen und gegen ihn zu bezeugen: Ich liebe das Volk, auch das gemeine Volk und erkenne selbst in diesem Spiegel das Bild des nationalen Ideals, das mich beglückt und erhebt“. Die selbstverständliche, stille, ruhmlose Aufopferung unserer Brüder an der Front bekräftigt aufs neue, daß der Deutsche allerdings nichts Würdigeres und Höheres zum Gegenstand seiner Liebe machen kann als sein eigenes Volk.

Fürst Bülow sprach uns aus dem Herzen mit dem Wort, daß dem deutschen Musketier nach diesem Kriege an erster Stelle ein Denkmal gebühre. An diesem rührend schlichten und doch weltgestaltenden Heldentum gemessen, wächst die Schuld derer, die, jedes natürlichen Deutschempfindens bar, die Feigheit vor dem Feinde zum politischen Grundsatz erheben, dem größten Heldenvolk der Weltgeschichte den Sieg aus der Hand nehmen und ihm das Maß ihrer Minderwertigkeit und Kleinkrämergesinnung aufzwingen wollen, ins Riesenhafte. Die bittere Erfahrung, daß dieser Weltkrieg, der in allem ganz neue Maßstäbe schuf, auch den politischen Wucher, den Verrat im eigenen Lager so ins Ungemeine erhob, daß er zum offenen Wappenschild einer großen Sippe Entarteter in Parlament und Regierung, in

Volk und Gesellschaft werden konnte, diese Erfahrung hätte meinen Vater, der — trotz des Zwietrachtbazillus im deutschen Blut — zeitlebens an die hohe Sendung des Deutschtums geglaubt hat, mit der Wucht eines Keulenschlages getroffen.

Wie alle kraftvollen deutschen Naturen war mein Vater in seinem Empfindungsleben fest mit der Heimat verwurzelt. Die Harz- und Kaiserstadt Goslar mit ihrem herben würzigen Atem, dem dunklen Hintergrund ihrer runden Berge, mit ihren Zeugnissen versunkener Kaiserherrlichkeit und der selbstgewachsenen Eigenart ihrer Menschen zog ihn immer wieder in ihren Bann. Der Zwinger am Wall, an dessen Fuß er als Knabe gespielt, der „Turm von Niedersachsen" wurde ihm zum Sinnbild seiner Heimat, seines Stammes.

Viel Jahrhundert grüßt des Frühlings
Morgenrot den treusten Turm,
Viel Jahrhundert schon vergeblich
Rüttelt ihn vom Harz der Sturm,
Viele Jahre sind vergangen,
Seit ich fern der Heimat bin,
Aber stets ein ernster Mahner
Lenkt er Herz mir noch und Sinn —
Festgefügt und erdverwachsen
Treuer Turm von Niedersachsen.

Und das macht, weil an des Turmes
Fuß die lieben Veilchen stehn,
Holde Geister meiner Kindheit,
Die auf Kindes Spuren gehn;
Und das macht, weil an des Turmes
Kranze noch die Ulme rauscht,
Der ich einst den kühnen, hohen
Traum der Zukunft abgelauscht —
Festgefügt und erdverwachsen
Treuer Turm von Niedersachsen. —

Sein starkes Heimat- und Stammesgefühl, das oft auf Anschauung und Ausdruck bestimmend wirkte, verleitete ihn aber nie zu engem Kirchturmpatriotismus. „Meine geistige Heimat hat niemals engere Horizonte gehabt, als das gesamte deutsche Volkstum". Und auf einen Mann von so guter philosophischer Schulung und gediegener Bildung mußte dieser geistige Nährboden in vielseitiger Richtung befruchtend wirken. Der Gymnasiallehrer sattelte, da sich eine entschiedene Abneigung gegen die äußere Technik und das Beamtentum dieses Berufs in ihm entwickelte, zum Zeitungsschreiber um. 5 Jahre war er als solcher am Braunschweiger Tageblatt tätig. Aber bald lockte es ihn aus der Enge des kleinen Bundesstaates in die freiere Luft Berlins. An der Täglichen Rundschau, der damals Friedrich Bodenstedt das Gepräge gab, fand er ein dankbares Feld für seine zunächst vorwiegend unpolitischen und literarischen Neigungen. Mein Vater hat später als Politiker und auch im „Reinen Deutschtum" von den Früchten seines schöngeistigen Schaffens meist nur im Tone der Geringschätzung gesprochen, obwohl er wie wenige Schriftleiter seiner Zeit das deutsche Schrifttum zu wecken und zu beleben verstand — das Feuilleton stand damals noch ganz im Zeichen Paul Lindaus und Oskar Blumenthals. Die Tägliche Rundschau übte durch die Vielseitigkeit und Gediegenheit ihres Inhalts und die ansprechende Form, in der er geboten, eine große Anziehungskraft auf alle Gebildeten aus, soweit sie nicht dem Pariser Feuilletonismus verfallen waren. Man hatte als Leser das sichere Gefühl, daß man sich in guter Gesellschaft befand. In damaliger Zeit verschmähte es das

Schrifttum auch noch nicht, neben dem Verstand das Herz und Gemüt in besonderer Weise anzusprechen. Eine Reihe bedeutender dichterischer und schriftstellerischer Talente, die später Namen und Berühmtheit erwarben, haben von der Täglichen Rundschau aus den Weg in die Öffentlichkeit gefunden. Wo starke und echte Begabung, Persönlichkeit und gesunde Eigenart sich zeigten, stießen sie sofort auf lebendigstes Interesse und fanden sie verständnisvolle Förderung. Mit sicherem Empfinden hielt mein Vater aber alles Krankhafte, Freche und Manirierte fern. So wurde die Tägliche Rundschau ein getreuer Spiegel des Strebens und Suchens jener Zeit und eine stete Quelle der Anregung für alle, die in ihr wirkten. Aus der großen Zahl der Mitarbeiter, die damals nähere Beziehungen zu dem Blatte unterhielten, seien nur die folgenden genannt: Hans von Wolzogen, Bruno Wille, Wilhelm Bölsche, Maurice Reinhold von Stern, Ernst von Wolzogen, Gabriele Reuter, Frieda von Bülow, Wolfgang Kirchbach, Hans Hopfen, Hermann Heiberg, Elisabeth Gnade, Cäsar Flaischlen, Karl Beyer, Victor Blüthgen, Michael Georg Conrad, Otto von Leixner, Max Dreyer, Emil Gött, Heinrich und Julius Hart, Otto Ehlers, Hans Parlow, Hans Schliepmann, Carlot Reuling, u. a. m. Viele von diesen, nicht alle, folgten meinem Vater, als er an der von ihm begründeten „Deutschen Zeitung", die heute in vorderster Front gegen die innere Zersetzung kämpft, in der „Deutschen Welt" eine ähnliche Stätte der Deutschbildung und Erbauung schuf, wie an der Täglichen Rundschau. Es gesellten sich hier noch eine Reihe vortrefflicher neuer Mitarbeiter zu den alten. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit — da mir die erforderlichen Unterlagen zur Zeit nicht zugänglich sind — nenne ich die folgenden: Fritz Lienhard, Gustav Renner, Johannes Müller, Karl Storck, Adolf Bartels, Heinrich Bandlow, Friedrich Düsel, Karl und Richard Weitbrecht, Ernst Clausen, Teodhore von Rommel, Otto Ammon, Rudolf von Koschützki, Johannes Gillhoff, Karl Bulcke, Rudolf Huch, Helene Christaller, Luise Algenstaedt. Mein Vater hatte eine zu lebendige Auffassung von seiner Tätigkeit als Journalist und literarischer Sachwalter, als daß er an einem kühl geschäftlichen Verkehr mit seinen Mitarbeitern Genüge gefunden hätte. Vielmehr gab und suchte er Anregung in geselligem Umgang mit ihnen, soweit die scharf angespannte Tagesarbeit das zuließ. Durch diese lebendige Wechselwirkung gewann die „Rundschaugemeinde" an innerer Geschlossenheit. Im „Freitagklub" lernte mein Vater auch verschiedene aufstrebende Künstler und Musiker kennen, u. a. den Balladenkomponisten Martin Plüddemann, die Maler Philipp Frank, Fritz Rumpf und Hermann Hendrich. Mit letzterem unternahm er eine nordische Reise, deren Ausbeute für den Maler eine Fülle von Motiven, für meinen Vater eine Reihe von Gedichten war, die auch z. T. in der Täglichen Rundschau veröffentlicht wurden. Das beste seiner rein dichterischen Tätigkeit ist übrigens in dem etwas unter dem Einfluß Dickens' stehenden Roman „Harte Köpfe", und dem auch im Reinen Deutschtum

genannten sozialen Drama „Der Nächste", sowie dem Epos „Lothar" niedergelegt. Weniger bekannt sind einige Lustspielversuche.

Wenn mein Vater in seiner Tätigkeit als Schriftleiter in einem Rausche von Arbeitslust das Hochgefühl eines ununterbrochenen inneren Aufstieges empfand, so wird dazu neben dem frohen Bewußtsein erfolgreich geleisteter Arbeit am Deutschtum nicht wenig auch der belebende Einfluß und die Bereicherung beigetragen haben, die er durch die Bekanntschaft bedeutender Persönlichkeiten aus allen Gebieten des geistigen und praktischen Lebens erfuhr. An ihm bewahrheitete sich der Dichterspruch: „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten". So verband ihn jahrelange Freundschaft mit der feinsinnigen Danziger Schriftstellerin Johanna Niemann. Sein gastfreies Haus sah mancherlei Menschen besonderer Prägung, manche Persönlichkeit, die heute im deutschen Geistesleben eine führende Rolle spielt. Der gesellige Verkehr war, wie sich das bei Gesinnungsverwandten fast von selbst versteht, von konventionellem Zwange frei, hatte aber als Grundlage und selbstverständliche Voraussetzung die Freude an anregender Unterhaltung und geistiger Bereicherung. Nicht umsonst lachte auf unserm Treppenflur in der Mommsenstraße in Lichterfelde der Spruch von der Wand: „Behüt uns Gott vor Sturm und Wind und vor Gesellen, die langweilig sind". Die Wahl des geselligen Umganges war weder an Stand noch Beruf gebunden. Aber etwas war ihnen allen gemeinsam, denen das besondere Interesse meines Vaters sich zuwandte, mochten sie nun Künstler, Gelehrte, Politiker, Bauern oder Handwerker sein: ein ehrlicher, lebenskräftiger Idealismus auf dem Grunde deutscher Gesinnung. Bei seinen Gegnern im liberalen Lager, besonders beim „Berliner Tageblatt", das damals dem deutschen Leben ebenso fremd wie heute gegenüberstand, galt er freilich als „Wotananbeter", als „Urteutone", ein enges Schema, aber doch bequem genug für den jüdischen Doktrinarismus, um sich eines unbequemen Gegners zu entledigen. Ein ungerechterer Vorwurf, als der der Enge des Denkens, des Eingeschworenseins auf eine bestimmte „Richtung" konnte aber diesem Geist, der ganz aus der Fülle starker innerer Erlebnisse heraus geworden und gewachsen war, nicht gemacht werden. An so vielen in unserm Volke macht heute der Krieg die Probe aufs Exempel: Nur ein ganzer, innerlich gefestigter Mensch kann ein rechter Kämpfer sein. Und auf Kampf war dieses ganze Leben gestellt. Aber mehr noch: Er war ein Führer und Vorkämpfer. Was heute Gemeingut vieler geworden ist, was wir in der Heimat heute in hartem Entscheidungskampf gegen eine ihres Sieges schon beinahe sichere Fremdherrschaft zu verteidigen haben, dafür hat in der Friedenszeit, einer Zeit äußeren Aufschwunges seit Bismarcks Reichsgründung, dann aber wachsender innerer Verflachung, wie wir heute rückblickend erkennen, einmal der Sinn geweckt und der Boden bereitet werden müssen. Dafür bedarf es eines besonderen, geistigen Rüstzeuges, das nur gediegene äußere und innere Bildung, das nur ein starkes

und reiches Menschentum zu geben vermag, „Viele sind berufen, aber wenige auserwählet". Wie in der Fremde das Heimatgefühl erstarkt, das Gefühl für die Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes, so bringt auch ein Geist, der sich in fremden und entlegenen Gefilden getummelt hat, unter Umständen ein viel weiteres und feineres Fassungsvermögen für die Kraft des eigenen Volkstums auf. Die nationalen Entdeckerfreuden, die mein Vater auf dem Wege aus der Gedankenwelt der klassischen Philologie in das damals nur erst von Bismarck in Umrissen vorgeschaute werdende Reich erlebte, hat er ja im „Reinen Deutschtum" anschaulich geschildert. Besonders kennzeichnend für die Vielseitigkeit seiner Anschauungs- und Gedankenwelt ist für mich immer die Tatsache, daß er vor seinem Eintritt in die politische Arena jahrelang eine Tätigkeit auf schöngeistigem und literarischem Gebiete ausüben konnte, die so außerordentlich befruchtend für das deutsche Schrifttum gewesen ist, und daß er später, als der politische Kampf seine Kraft schon voll in Anspruch nahm, in der „Deutschen Welt" ein Organ für die feineren geistigen Bedürfnisse des gebildeten Deutschtums zu schaffen verstand, das bei zwangloser Unterordnung unter den deutschvölkischen Gesichtspunkt die besten Kräfte in sich vereinte und den praktischen Beweis lieferte, daß die bewußte deutsche Welt nicht als engherziger Katechismus zu wirken braucht, sondern ein weiter Garten ist, in dem sich's wohl sein läßt.

Wann wird der „Tag des Deutschen" kommen, wo er, seiner Eigenart und Tüchtigkeit bewußt und froh, den Platz auf der Erde einnimmt, der ihm zukommt? An dem Tage, an dem unser Volk das Nationale als seine selbstverständliche Lebensbetätigung erkennt. Fast möchte man daran verzweifeln, ob dieser Tag je einmal erscheint, wenn man sieht, wie auch dieser uns an den Lebensnerv greifende Weltkrieg bisher so wenig vermocht hat, diese Erkenntnis zu einer allgemeinen zu machen, daß der größte Teil unserer Volksgenossen noch heute jeden Augenblick über der Doktorfrage miteinander in Streit gerät, wie weit man deutsch denken und handeln darf, ohne in den Geruch des „Alldeutschen" zu kommen. Dieser philiströse Bodensatz im deutschen Charakter muß immer wieder überwunden werden. Noch immer haben wir Angst vor dem eigenen Mut. Noch immer fürchten wir uns, das deutsche Gewissen als alleinigen Richter über unser Denken und Handeln anzuerkennen. Das „Reine Deutschtum" weist uns den Weg zu dieser inneren Befreiung. Dies Bekenntnis- und Erlebnisbuch ist aus glühender Liebe zum deutschen Volke geboren, und ein an Arbeit, Kampf und Erfolgen reiches Leben, das seinen höchsten Zweck im Dienst am Deutschtum sah, liegt ihm zu Grunde, ist das Siegel darauf. Wir wollen es als teuerstes Vermächtnis in Ehren halten. Zum ersten Mal ist hier der Deutschgedanke zu einer Weltanschauung ausgebaut, ist dargelegt, daß all unserm Streben und Wollen kein höheres Ziel gesetzt werden kann als die Bewahrung und Weiterentwicklung deutscher Kraft und Größe. „Ich habe", so schrieb der Verfasser im

Vorwort zur ersten Auflage, „in diesen Aufsätzen mit bewußt erzieherischen Absichten alles niedergelegt, was von Erfahrung, Erkenntnissen und idealem Wollen in mir lebendig ist. Ich weiß, daß unser Volk nach all den Zersetzungen und traurigen Abstumpfungen seines natürlichen Empfindens einer Gesundung entgegenharrt; ich glaube zu wissen, daß diese Gesundung uns nur aus gläubigem Vertrauen zur eingeborenen und wiederherzustellenden Kraft unseres Volkstums kommen kann. Darum habe ich zu zeigen versucht, welcher Stärke unser Deutschtum fähig ist, und daß es uns nicht nur äußerlich stolzer machen, sondern bis ins innerste Herz beruhigen und erquicken könnte, wenn wir es nur recht nach allen Seiten und nach der ganzen Tiefe seines Wertes ermessen wollten."

Mit unermüdlichem Eifer und mit den verschiedensten Mitteln hat er dieser Überzeugung Geltung verschafft. So wurde er der eigentliche Begründer der nationalen Presse, die vor der Zeit seines Wirkens noch ein fremder Begriff gewesen war, da man nur Parteien kannte. So wurde er führend in der Kolonial- und in der Schulreformbewegung, so schuf er den Deutschbund. Die Größe seines Zieles verlor er nie aus den Augen, mußte er auch manchmal das Instrument wechseln. Duldsam gegen fremde Anschauungen, sofern sie nur nicht den Stempel enger und kleinlicher Denkart trugen, hielt er selbst zäh fest an dem einmal mit sicherem nationalem Instinkt als richtig Erkannten. Von der Anschauung und Erkenntnis schritt er immer sogleich zur Tat. In seinem publizistischen Wirken ist ebenso wie in seinem Lebensbuch etwas wie ein Niederschlag Bismarck'scher Kraft zu spüren. Der Energie seiner Deutschgesinnung, die auf dem Grunde lautersten Charakters und zartester Herzensbildung erwuchs, entsprach auch die Kraft der gedanklichen Entwicklung und Durchbildung der Sprache, die nicht zu Unrecht mit Gustav Freytags Prosa verglichen wird. Daß ihn sein hochgespanntes nationales Verantwortungsgefühl im Kampfe gegen ausgesprochene Schädlinge unseres Volkstums und gegen gewisse unausrottbare Schwächen des deutschen Michels oft zu Ausdrücken schärfsten Zornes und Spottes hinriß, soll nicht geleugnet werden. Indessen wird ihm gerade heute wohl niemand, der es ehrlich mit seinem Vaterlande meint, einen Vorwurf daraus machen können. Treitschke sagt einmal: „Jedes Wirken eines starken Mannes ist seiner Natur nach einseitig und nicht denkbar ohne rechtschaffenen Haß und tiefen Ekel". Eher müßte man Klage führen, daß diese beredte Stimme des Gewissens so oft überhört wurde. Haben sich trotz der über alle Begriffe wundervollen kriegerischen Bewährung unseres Volkes nicht viele seiner schlimmsten Erwartungen erfüllt? So scheint sich, um nur eins herauszugreifen, buchstäblich bewahrheiten zu sollen, was der Altbundeswart einst besorgten Herzens in einer Deutschbundrede auf Wilhelmshöhe mit Bezug auf jene Volksgenossen ausführte, die die Liebe zum sozialen Gedanken mit einer an Verrat streifenden nationalen Sorglosigkeit betreiben: „Läge es an diesen Anhängern und Freunden der Sozial-

demokratie, ſo würden ſie Deutſchland zum Verſuchs- und Schlachtfeld des ſozialen Gedankens machen, geradeſo wie ehemals die deutſchen Anhänger der Reformation ihre Ideale für die Menſchheit unter Zertrümmerung des eigenen Vaterlandes retteten".

Stehen wir nicht heute, in einer Zeit ſchlimmſter Kriegsnot, mitten drin in dieſem Zertrümmerungswerk, an dem auch andere als die Sozialdemokratie nach Kräften mitwirken?

Möge es die Vorſehung gnädig mit uns meinen und nach ſchwerſten Heimſuchungen, deren unſere politiſche und völkiſche Trägheit bedurfte, uns wieder einer hellen und frohen Zukunft entgegenführen. Auf dem Wege in dieſe beſſere Zeit ſoll uns Dein Panier voranleuchten durch Blut und Tränen, Not, Kummer und Verzagtheit. Wecke die Geiſter, ſtähle den Willen, ſtraffe den Mut, Du Freund und Führer vergangener beſſerer Tage, Du ruheloſer Kämpfer in friedlicherer Zeit, Du treuſorgender Erzieher zu deutſcher Art und Tat!

Germaniſche Schöpferkraft in der Tonkunſt.

Von Geh. Regierungsrat Univerſitätsprof. Dr. Oskar Fleiſcher, Berlin.

(Schluß.)

Ich habe geſagt, daß es eine internationale Tonkunſt nicht geben kann als nur in der Form einer Abblaſſung und Nivellierung verſchiedenartiger Nationalmuſik. Was aber nennt man denn national in der Muſik? Wer einmal in weiter von uns abgelegenen Gegenden geweſen iſt, z. B. im Orient, wird, ohne ſich Rechenſchaft darüber geben zu können, den Unterſchied zwiſchen deutſcher und orientaliſcher Art leicht mit dem Gemüte erfaſſen. Wenn ein Araber ſeine Melodien ſingt oder auf der Zurna bläſt, ſo werden wir es bald überdrüſſig, ihm zuzuhören; denn es bleiben immer dieſelben Tonfälle von geringem Umfange in wenigen Tönen, die durch allerlei ſchnörkelhafte Trillerchen, Schleifer und andere tonliche Arabesken aufgeputzt ſind. Wir finden keinen rechten Sinn und Verſtand, keinen Zuſammenhang und kein Ziel in dieſen Melodien. Wenn dann plötzlich eine deutſche Liedweiſe dazwiſchen klingt, wie ganz anders wirkt ſie doch auf uns ein! Hier ſind feſte Töne ohne trillerhaftes Schwanken, die alle durch eine beſtimmte Tonart wie durch ein einheitliches Band zuſammengeſchloſſen ſind und uns durch den akkordiſchen Untergrund wie zu einem Bau feſt verbunden erſcheinen. Die Grundlage der Tonalität iſt es, auf der dieſes melodiſche Gebäude aufbaut. So können wir ganz gewiß und zwar ſelbſt der

Laie herausfühlen, was orientalisch und was germanisch ist. Tonart und Akkord regieren unsere Melodien; ohne sie würden sie nicht deutsch sein.

Wie stark der Akkord, die Harmonie, der Dreiklang unsere deutschen Volksweisen beherrscht, können wir am besten daraus ersehen, daß sehr viele von ihnen, und zwar gerade die volkstümlichen am meisten, die Töne des Dreiklanges gern am Anfange eines Liedes nacheinander anschlagen und so den Akkord in gebrochener Form melodisch verwenden. Einige Beispiele werden das am besten zeigen. „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein", eine alte Volksweise, stellt die Töne des Dreiklanges sozusagen als Thema der Melodie gleich im Anfang auf, nämlich c | c e g | c h a | a g g | e; oder „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein" mit dem Anfang c e | g g ag | eg c; „Die Rosen blühen im Tale" g-c-e-c-e-c-e-g-e; oder „So leben wir" g | cg eg | cg eg | c usw. Dutzende von solchen Melodien, deren Eingang der gebrochene Dreiklang c-e-g bildet, würden sich hier nennen lassen. Ich will nur noch ein paar anführen: „Alle Vögel sind schon da"; „Im Krug zum grünen Kranze"; „Was kommt dort von der Höh'; „Schier 30 Jahre bist du alt"; „Komm, lieber Mai"; „Der Papst lebt herrlich in der Welt"; „Überall bin ich zu Hause" usw. usw. Wer da etwa behaupten wollte, daß diese Melodien erst in moderner Zeit entstanden seien, folglich auch keinen Beweis liefern könnten für einen ursprünglichen Charakter deutscher Liedweise, der braucht nur einmal einen Blick zu tun in alte Liedersammlungen, deren wir aus dem 15. und 16. Jahrhundert genug besitzen, z. B. in der Forsterschen Liedersammlnng von 1540 das Lied: „Lieblich hat sich gesellet", oder in der Sammlung von Reuterliedlein (Reiterliedern) von 1535: „Wach auf, wach auf mit heller Stimme"; oder das Lied vom Landsknechtsorden: „Gott gnad' dem großmächtigen Kaiser frumm". Allbekannt ist ja auch heute noch das auch von modernen Tonsetzern (z. B. Reger) vielfach benützte Lied aus dem 14. Jahrhundert, das so wunderschön in den Worten: „Josef, lieber Josef mein, hilf mir wiegen mein Kindelein", das Schaukeln der Wiege durch das Auf- und Absteigen in den Dreiklangstönen g-e | c-e | g-a | g darstellt. Wem aber das nicht genügt, der mag sich die Lieder der Minnesänger ansehen, bei denen dieselbe Erscheinung oft genug deutlich zutage tritt. Es gibt aus dieser Zeit Lieder, die überhaupt aus weiter nichts bestehen als nur aus den Tönen eines einzigen Dreiklanges.

So war es also schon vor 500 und 700 Jahren. Sollte es noch früher nicht auch so gewesen sein? Und in der Tat läßt sich eine Melodie, deren Alter ich zurückführen konnte bis in die Karolingerzeit, für diese unsere Anschauung ins Feld führen. Es ist die Melodie zu der Hymne „Conditor alme siderum", die aus dem Volke in die Klöster und Kirchen gedrungen ist, und beginnt mit den Tönen g-c-e-g.

Es versteht sich wohl von selber, daß der gebrochene Dreiklang nicht überall am Anfang erscheint und nicht bei jedem Liede aus früherer deutscher Zeit zu

finden ist. Gar manche Weise ist ja auch aus der Kirche ins Volk gedrungen, hat also den umgekehrten Weg gemacht wie die zuletzt genannte Melodie von „Conditor alme". Aber gerade, daß die Weisen der katholischen Kirche sich des gebrochenen Dreiklanges noch heute grundsätzlich enthalten, kann man als Beweis dafür nehmen, daß sie einen melodischen Gegensatz zu den Volks- und weltlichen germanischen Liedern bewußt darstellen wollten. Jeder Musiker weiß, welche großen Schwierigkeiten es macht, eine alte gregorianische Melodie zu harmonisieren, d. h. mit Akkorden zu versehen, deren Folge nichts Gezwungenes an sich tragen soll. Umgekehrt aber sind deutsche Volkslieder um so leichter zu harmonisieren, je echter volkstümlich sie sind. Und unsere modernen Operetten-Melodien, Tänze und Gassenhauer, die sich doch gewiß zunächst an das Volksempfinden wenden, bestehen nicht ganz selten überwiegend aus gebrochenen Dreiklängen, wie z. B.: „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt!" oder der so beliebte Walzer „Von der schönen blauen Donau."

Nochmals also sei es betont: der Dreiklang ist wesentlich ein volkstümliches Element der deutschen Volksmusik. Drum wollte man auch in jenen Zeiten, in denen die Kirche alles Geistesleben in Deutschland beherrschte, vom Akkord so gar nichts wissen. Die in den Klöstern gebildeten, für Kleriker schreibenden Musiktheoretiker des frühen Mittelalters schließen den Akkord völlig aus dem Reiche der Frau Musika aus, obgleich sie ihn unter dem Namen der „Symphonien" sehr wohl kennen. Was wäre wohl unsere heutige Musik, wenn sie den Dreiklang nicht besäße? Keinen Bach, keinen Händel, keinen Mozart und Beethoven gäbe es ohne ihn. Er ist es, der überhaupt erst den gewaltigen Ausbau der deutschen Musikgeschichte ermöglicht hat.

Erst um das Jahr 1000 n. Chr. fangen die christlichen Musiker langsam an, dem Akkorde ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, gleichsam als ob er in dieser Zeit erst entstanden wäre. Und tatsächlich meinen ja auch heute noch viele Musikgeschichtsschreiber, daß die Musikwelt bis dahin im harmonielosen Dämmerzustande hingelebt hätte. Um so größer wäre dann das Verdienst desjenigen Volkes, das diesem argen Mangel in den Grundlagen der Tonkunst ein Ende bereitet hat.

Dieses Volk war das germanische. Die Beweise dafür liegen uns handgreiflich vor in den sogenannten Luren, die ja seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen haben, nachdem sie mehr als 100 Jahre lang von der Wissenschaft nahezu völlig unbeachtet gelassen worden waren. Es sind das bekanntlich Blasinstrumente aus Bronze, die man in den Küstenländern der Ostsee in reichlicher Zahl gefunden hat, und die zum Teil noch heute so gut blasbar sind, als vor 3000 und mehr Jahren, wo sie in diesen Ländern gefertigt wurden. Technisch bilden sie für unsere Zeit ein Rätsel. Denn sie sind von Bronze gegossen in einer Weise, die unseren Gießern vollständig rätselhaft ist. In schönem

Schwunge erweitert sich der Durchmesser der Röhre vom Mundstücke bis zum Schallstücke völlig gleichmäßig, und innen sind sie vollständig glatt, wie es zur Hervorbringung eines vollen, klangschönen Tones durchaus notwendig ist. Röhren von dieser Form aus Bronze zu gießen, scheint unserer Zeit nicht mehr möglich zu sein. Wenigstens haben die bisherigen Bemühungen zu keinem Erfolge geführt. Schon äußerlich stellen sich diese Blasinstrumente dar als annähernd die vollkommensten Metallblasinstrumente, die bisher überhaupt in der Welt jemals erzeugt worden sind. Aber auch musikalisch genommen gehören sie zu den schönsten ihrer Art. Denn der Ton, den man durch geeignetes Anblasen daraus erzielt, ist von einer solchen Abwandlungsfähigkeit, wie wir es bei keinem modernen Instrumente besser finden, wenn man den Fachleuten nicht glauben mag, daß sie tonlich überhaupt die schönsten sind. Der Klang ist bei leisem Anblasen von einer unnachahmlichen Weichheit, bei starkem aber von einer Majestät und Schallkraft, die jeden Zuhörer feierlich stimmt. Da die Instrumente meistenteils zwei Meter lang und darüber sind, so ist nach einem bekannten physikalischen Gesetze eine große Zahl von Tönen durch Veränderung der Lippenstellung erzielbar, so daß man ganze Tonreihen daraus ziehen kann. Und ebenfalls nach einem bekannten physikalischen Gesetze stellen die acht ersten dieser Töne nichts anderes als einen gebrochenen Akkord dar. Was über ihm an Tönen hinaus liegt, ist schwerer hervorzubringen, und bewegt sich in den Tonstufen einer Dur-Tonleiter.

Diese Meisterwerke der technischen wie der musikalischen Kunst sind also berechtigt, die größte Aufmerksamkeit der Wissenschaft zu beanspruchen. Um so verwunderlicher, daß man sie so lange unbeachtet gelassen hat! Wir sind es unseren Vorfahren schuldig, wenn nicht uns selber, immer und immer wieder auf das Dasein dieses handgreiflichsten aller Beweise für das Bestehen einer germanischen Tonkunst in den dunkeln Urzeiten unseres Volkes hinzuweisen, so entschieden wir es nur vermögen. Denn sie sind in einer Zeit entstanden, wo von anderen Kulturvölkern wie Griechen, Römern, Etruskern, Phöniziern, Juden noch gar nicht die Rede war. Die Kultur, die sie hervorgebracht hat, ist gleichzeitig mit der von Babylon und dem alten Ägypten.

Nun hat man in letzter Zeit versucht, ihre Beweiskraft für eine musikalische Urkultur der Germanen nach zwei Seiten hin abzuschwächen. Erstens behauptete man kühnlich, sie seien „selbstverständlich" gar nicht in den Ostseeländern entstanden, sondern von anderwärts dorthin eingeführt. Aber niemand konnte auch nur den geringsten Fingerzeig geben, von wo denn sonst diese Wunder der Technik und Musik gekommen seien. Bei ägyptischen und babylonischen Denkmälern findet man sie nicht. Von Blasinstrumenten sieht man da nur ganz geringwertige Beispiele, etwa von der Drittelgröße einer menschlichen Figur. Und dabei sind diese ägyptischen und babylonischen Blasinstrumente einfache gerade Röhren, also herstellbar ohne große Kunstfertigkeit. Aber auch die späteren Kulturvölker, die

der Zeit nach hier gar nicht in Betracht kommen können, haben es nicht vermocht, derartige auch nur annähernd vollkommene Instrumente zu erzeugen.

Die andere Behauptung ging darauf aus, dem Volke, das die Luren hervorgebracht, die germanische Zugehörigkeit abzusprechen. Mit derselben Erfolglosigkeit. Denn weitaus die meisten Luren, 23 an der Zahl, sind in Dänemark gefunden worden, das übrige Dutzend auf der zimbrischen Halbinsel, in Mecklenburg, Südschweden und Südnorwegen. Ein paar versprengte Stücke wurden jüngst in der Mark und in Hannover gefunden. Das sind ja aber gerade die Gegenden, in denen das Germanentum seine Ursitze gehabt hat, wie von der Wissenschaft endgültig anerkannt worden ist. Es sind aber auch zu gleicher Zeit diejenigen Gegenden, wo man wundervolle goldene Gefäße verschiedener Art gefunden hat; und wer Kossinnas Buch über diese Goldfunde gelesen und die Karte der Fundorte mit den soeben gemachten Angaben über die Lurenfunde vergleicht, müßte ein sehr schlechtes wissenschaftliches Gewissen haben, wenn er die Zusammengehörigkeit der beiden technischen Meisterschaften ableugnen wollte.

Luren sie zu nennen, hatte man eigentlich wenig Veranlassung; denn was der Norweger heutzutage unter „lur" versteht, ist eine einfache gerade Holzröhre, von Bast umwickelt, die als alpenhornartiges Blasinstrument nur einer höchst primitiven Kunst dienen kann. Jedoch, jedes Kind will seinen Namen haben!

Die altgermanischen Luren bieten dem Fachmanne eine große Zahl von Problemen, die alle hier zu besprechen kaum angängig ist. Nur eins wollen wir hervorheben, daß sie meistenteils paarweise gefunden worden sind, und jedesmal stimmen dann die beiden Instrumente bis zur kleinsten Schwingung genau im Tone überein. An einer Stelle wurden sogar sechs Luren dieser Art zusammengefunden, und die sechs dazugehörigen Mundstücke waren zu einem Bündel vereinigt, was doch ihre Zusammengehörigkeit wohl ohne weiteres erweist. Zweierlei bedenke man dabei: Zum ersten ist es technisch überaus schwer, die Gußformen für Instrumente so genau vorher zu berechnen, daß zwei oder mehrere Instrumente die gleiche Stimmung ergeben; und fürs zweite folgt aus der Zusammengehörigkeit solcher Instrumente die einfache physikalische Notwendigkeit, daß die Bläser schon die Kunst des Anblasens recht sehr beherrschen müssen, wenn sie beide immer in den gleichen Tönen blasen sollen. Je ungeübter sie dagegen sind, desto leichter werden sie sich in gleichzeitig erklingenden Dreiklangstönen bewegen, also im Akkorde. Das will sagen: Die Harmonie ist die ursprüngliche Äußerungsform für diese Luren. Der Akkord ist die früheste Grundlage der deutschen Tonkunst, sie ist mit den Luren von selbst gegeben.

Man kann annehmen, daß die Lurenmusik in den Jahrhunderten 1500 bis 1200 v. Chr. geblüht hat, da in diese Zeit ihre Anfertigung hauptsächlich fällt. Es scheint, als ob mit den Kunstfertigkeiten der Bronzezeit auch der Gebrauch der Luren dahingegangen sei. Ein ziemlich dichtes Dunkel breitet sich dann über

die Geschichte Deutschlands im ersten vorchristlichen Jahrtausend. Aber wenn auch die kunstvollen Luren — wohl nur ganz allmählich — dahingingen, die Lust an Blasinstrumenten und an der Harmonie scheint dem deutschen Volke verblieben zu sein; denn immer und immer wieder taucht sie aus dem vorgeschichtlichen Dunkel blitzartig empor. Wir haben Münzen aus der römischen Zeit mit Darstellungen germanischer Blasinstrumente. Wir wissen, daß die deutschen Heere immer und immer unter Gesang und Hörnerklang in die Schlacht gezogen sind. Es werden uns ganze Gruppen von Liedern mit Namen genannt, die unsere germanischen Vorfahren gesungen haben, und ich brauche wohl nicht erst an den Barditus zu erinnern, den uns Tacitus so anschaulich beschrieben hat. Freilich klang dieses Kriegslied auf Wodan den Römern nicht ganz lieblich ins Ohr; denn es wurde, so sagt Tacitus, „vor allem die größte Furchtbarkeit des Klanges beabsichtigt. Je lauter das Lied erscholl, desto besser; es war eine gute Vorbedeutung für den Ausgang der bevorstehenden Schlacht. Denn sie erschrecken oder zittern selbst, je nachdem der Gesang der Schlachtreihe erklang." Daß bei solchem furor teutonicus ein durch sanften Leierklang und süßen Flötenton verzärteltes griechisch-römisches Ohr zusammenschrak und dessen Besitzer dann nach ausgestandenen Schrecken zeterte über germanisches Barbarentum und Unkultur, die einen zarten Mann der Zivilisation so rücksichtslos in unermeßliche Furcht versetzten, das soll gern zugestanden werden. Und daher kommt es denn, daß der germanische Liedgesang auf Tuisko und Mannus und Wodan und Arminius und Eterpamara und Amalar und Fridigern, Alboin und Dietrich von Bern und wie sie alle heißen, die Helden, deren Taten man in Lied und Weise verherrlichte, mit den schmeichelhaftesten Vergleichen von Griechen und Römern bedacht wurde. Um eine kleine Auslese zu geben: der eine, Julian Apostata, vergleicht den Gesang der Germanen mit Vogelgekreisch, andere, wie Ammian und Venantius Fortunatus, mit dem Pfauchen der Gänse, und ein dritter, Johannes Diakonus, gar mit dem Poltern eines Lastwagens, der einen Berg herabkollert. Das alles ist uns recht wohl begreiflich.

Und dennoch, wenn man sich die betreffenden Aussprüche näher ansieht, so findet man zu einiger Überraschung ihre Worte doch recht vorsichtig gewählt. Die meisten nämlich sprechen nicht eigentlich von der Musik zu diesen Liedern und von ihren Melodien als barbarisch und roh, sondern nur von der Rauheit des Gesangsvortrages und besonders der barbarisch klingenden Sprache dieser Lieder. Das ist ein kleiner Unterschied. Ein Julian und ein Ammian hätten sich sicher nicht so vorsichtig ausgedrückt, wenn sie das Ganze, also auch das Musikalische dieser Germanenlieder hätten verurteilen wollen. Daß aber die Südländer die germanische Sprache barbarisch fanden, versteht sich von selbst; denn es ist heute noch so. Ich habe es selbst erlebt, daß römische Damen und Herren von einer Unterredung zwischen mir und einem Landsmanne behaupteten, es habe geklungen,

wie wenn ſich zwei Bären gegenſeitig anbrummten. Und dabei ſehen wir beide meines Wiſſens nicht aus wie Bären und erfreuen uns zudem keines Brummbaſſes, ſondern ſind im glücklichen Beſitze von ſchönen, hellen, freundlichen Tenorſtimmen.

Daß die alten germaniſchen Liedweiſen ſo unſchön nicht geweſen ſein können, beweiſt nicht bloß die Hartnäckigkeit, womit die Deutſchen an ihnen feſthielten, beweiſt auch die Eiferſucht der Prieſter und ihrer Gönner, mit welcher dieſe die germaniſchen Toten- und Liebes- und Heldenlieder verfolgten. Allen kirchlichen Verboten zum Trotz erhielten ſie ſich doch. Keine kaiſerliche Regierung der Karolinger war imſtande, dem deutſchen Volke ſeine angeſtammte Freudigkeit an ſeinen alten Liedweiſen zu nehmen. Die Kirche wußte ſich ſchließlich nicht anders zu helfen, als den alten Volksliedmelodien neue kirchliche Texte unterzulegen, um wenigſtens gegen die unchriſtlichen Texte einen Schutzdamm aufzuwerfen. So machte es beiſpielsweiſe Otfried mit ſeiner Evangelienharmonie, wie er ſelber ausdrücklich erklärt: er habe ſein Heldengedicht auf Chriſtus zum Singen beſtimmt, um die deutſchen unnützen und unzüchtigen Lieder zu verdrängen.

Ja noch mehr. Den prieſterlich erzogenen Kreiſen mußten die alten germaniſchen Weiſen wohl ſelber ſo unrecht nicht gefallen. Eine Melodie nach der anderen nahm man in die Kirche auf und machte durch Unterlegung lateiniſcher Texte daraus neue, chriſtlich gefärbte Lieder, die man Hymnen nannte. Wie beim Regen Pilze aus der Erde, ſchoſſen ſolche Hymnen in der Merowinger- und Karolingerzeit im ganzen Frankenreiche auf, und unter dem Einfluſſe der weltlichen germaniſchen Lieder und Melodien ward der kirchliche Geſang, der bis dahin bloße Rezitation und Kantillation geweſen war, erſt zur echten und rechten melodiſchen Muſik.

Was beſaß denn die römiſche Kirche vor jener Zeit, bevor die Lieder der fränkiſchen Völker ihren wohltätigen melodiſchen Einfluß auf ſie ausgeübt hatten, an Muſik? Wir hören immer und immer nur von der Pſalmodie und von Gebilden, die aus der Pſalmodie hervorgegangen oder ihr weſensverwandt ſind wie Kollekten, Gebete, Altargeſang, Litaneien und namentlich Antiphonen. Nannte man doch die Sammlungen von Kirchengeſängen ſchlechthin „Antiphonare“. Dieſe Geſänge haben meiſtenteils Tongänge von höchſt primitivem Charakter, man kann ſie kaum Melodien nennen. Nirgends ein kühnes Hervortreten von Melodik, kein ſchöner Schwung, keine Farbe. Kein Charakter, als höchſtens ein trübſeliger, mürriſcher, einförmiger. Monotonie lagert über dieſen muſikaliſch wunderlichen Gebilden, ſie ſind das, was das Volk noch heute unter langatmiger und langweiliger „Litanei“ verſteht. Um ſie ein wenig anmutiger zu machen, verſah man einzelne Töne mit koloraturartigen Verzierungen, mit Schleifern, Trillern, Vor- und Nachſchlägen und machte auf dieſe Weiſe aus einem Tone zuweilen eine ganze lange Tonfigur, die auch nicht gerade dazu angetan war,

diese Gesangsformen faßlicher, übersichtlicher und dem Gedächtnis leichter behältlich zu machen. Ihre unkünstlerische Zielloſigkeit war schon im 9. Jahrhundert der Gegenstand herzbeweglicher Klagen von Notker Balbulus u. a.

Diese römischen Koloraturen der Gregorianischen Sängerschule waren so recht spätrömischen Geistes. Statt angeborener Grazie erkünstelte Süßelei, anstelle selbstschöpferischer Kraft und künstlerischer Anmut nichts als handwerksmäßige Technik. Die römischen Sänger erheben zu Karls des Großen Zeit spöttische Klagen darüber, daß die barbarischen Franken mit ihren rauhen Kehlen die „Süßigkeit" ihrer römischen „vinnulae" und „tremulae", will sagen ihre weinrankenartigen Schnörkeleien und Trillerchen nicht herausbringen konnten. Sie hatten recht; die Deutschen haben es bis heute noch nicht gelernt. Werden es hoffentlich auch niemals lernen! Solcher Zuckerguß liegt nun einmal dem germanischen Geschmacke ganz und gar nicht. Selbst über die Zeiten der italienischen Triller-Arien und des Rossinischen Nachtigallenflötens ist das deutsche Volk hinweggekommen, ohne auch nur ein einziges deutsches Volkslied mit Koloraturen verbrämt und „verziert" zu haben. Das deutsche Lied und der deutsche Choral, wie die gesamte nationale deutsche Tonkunst, sind mit ihrem markigen Rhythmus, ihrer kernigen, urkräftigen Melodie geborene Feinde des italienischen, romanischen Koloratur-Singsanges von Gregors Zeiten an bis auf heute gewesen. Mag es immer so bleiben, mir ist darum nicht bange!

Erst durch die sehr merkbaren Einwirkungen der Franken ward der Kirchengesang aus einer bloßen Kehlfertigkeit und Singetechnik zu einer schöpferischen, fortzeugungskräftigen Kunst. Ihre erste Blüte, die sie trieb, war die St. Gallener Sängerschule im 10.—12. Jahrhundert. Die zweite ist die wundervolle Blume des deutschen Minnegesanges. Daran schließen sich an die kräftig duftenden Blüten des deutschen weltlichen Volksliedes und protestantischen Chorales. Es folgen die Wunderwerke der Mehrstimmigkeit und der Instrumentalmusik, um schließlich in Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Spohr, Schumann, Brahms, Wagner den Wunderbau der deutschen Tonkunst zu vollenden.

Nein, nicht zu vollenden! Denn noch ist die deutsche Schöpferkraft in der Tonkunst nicht erloschen, noch glimmt der schöpferische Funke und bricht zuweilen in hellen Flammen leuchtend hervor. Was unsre modernsten Tonsetzer und Virtuosen aller Art leisten, das schmeckt gar nicht nach Moder und Absterben, sondern nach Gärung und Neugestalten. In Reger, in Richard Strauß und manch anderem zeigt sich's, daß der deutschen Schöpferkraft auch die Zukunft ihre Pforten nicht verschließen wird.

Die deutsche bildende Kunst nach dem Kriege.

Von Geh. Baurat Hochschulprof. Dr. Albrecht Haupt, Hannover.

Es ist schwieriger als je, die kommenden Entwicklungen vorauszusehen, vollends auf dem Gebiete der Kunst. Vor allem deshalb, weil wir vor einer inneren staatlichen — vielleicht völkischen — Krisis zu stehen scheinen. Die politischen Vorgänge der allerletzten Zeit in Deutschland erfüllen den Vaterlandsfreund mit schwerer Sorge; die „Neuorientierung" will sich in eine Demokratisierung umwandeln; wenigstens wird eine solche in weiten Kreisen erstrebt. Wohl bleibt es zu hoffen, daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß das deutsche Volk, nach dem Friedensschlusse sich langsam wieder findend, mit kühlerem Blute abwägen und erkennen wird, wie künftig mehr als alles andere das vaterländisch-Völkische gepflegt werden muß, wie dieses aber bei einer wirklichen Demokratisierung in höchster Gefahr zu unterliegen steht. Das deutsche Volk wird ferner zu erwägen haben, bei welcher Regierungsform unser Eigenstes am besten sich erhält und gedeiht, wie sehr andererseits die ungeheure Widerstandskraft Deutschlands in diesem fürchterlichsten aller Kriege, im Kampfe gegen die ganze Welt, nur auf der Stärke dieses Eigensten beruhte. Somit müßte die vielen erwünschte Demokratisierung nur eine ungeheure Schwächung unserer inneren Kraft bedeuten und im nächsten Kampfe vielleicht unseren Untergang herbeiführen helfen, schon weil sie eine Gleichmacherei über den ganzen Erdball zum Ziele hat. Das Weltbürgertum ist aber der schleichende Feind eigener Volkskraft.

Mit der Kunst und ihrer Zukunft hat das wirklich sehr viel zu tun. Denn wer die neuesten Kunstströmungen bis auf den Grund durchschaut, kann sich nicht verhehlen, daß sie nur ein Abbild sind jener zwischenvölkischen Gleichmacherei und des damit verbundenen Strebens nach Volksherrschaft, — vielmehr der Herrschaft der unteren und untersten Massen. Es handelt sich auch für sie seit langem um Vernichtung des Ansehens und der Geltung der bisher gültigen Grundzüge und Gesetze, um Zerreißung der letzten Überlieferung, damit an ihre Stelle das Urteil der Menge gesetzt werde.

Der Kampf gegen die Überlieferung und die Kunstschulen als deren Träger währt ja schon lange und war dieses unterirdischen Wühlens ein deutliches Anzeichen. Man hatte damit begonnen, in ihnen die Bevorrechtung der Talentlosigkeit, den Tod jeder freien Regung und ursprünglichen eigenartigen Begabung, die schulmäßig gepflegte Unterdrückung der künstlerischen Selbständigkeit zu bekämpfen, zu erklären, daß alle ihre Mittel und Anforderungen gänzlich überflüssiger Ballast, nur Hindernisse der freien künstlerischen Bewegung seien, die endgültig beseitigt werden müßten, damit die wirklich Berufenen sich endlich frei bewegen und ausleben könnten. —

Was bedeute Kenntnis des fachlichen Verfahrens, Beherrschung der Zeichnung, der Perspektive, der Anatomie, überhaupt jede Art der früher für unerläßlich angesehenen Vorbildung gegenüber der freien Äußerung des dem Künstler gegebenen ursprünglichen Kunsttriebes und der unergründlichen inneren Kräfte, die in ihn gelegt seien! So wich man langsam vom bewährten Grunde, der sich seit Anfang aller Kultur als unentbehrlich erwiesen hatte, und auf dem die herrlichsten Werke künstlerischer Kraft erwachsen waren. Man wollte kein Fundament mehr, sondern frei in die Luft bauen.

Es ist kläglich zu sehen, wie man zu diesem Zwecke das Kunsturteil langsam der großen Masse zuschob, wie man, unter ewigen Verbeugungen vor ihr, in wahrhaft beschämender Kriecherei die Menge zum obersten Richter anrief.

Diese hat sich mit Behagen in dies ihr herrlich erscheinende Amt hineingefunden, hat mit Wonne die groben oder versteckten Schmeicheleien an ihre Urteilsfähigkeit entgegengenommen und die Wissenden und Könnenden von ihrem alten Throne weggeschoben. Sie hat sich durch eine planmäßig gebildete Presse führen lassen und blindlings geglaubt, daß sie selber nun berufen sei, eine neue herrliche Kunstzeit herbeiführen zu helfen. Die Rolle des Mäzen ist ja eine allzu schmeichelhafte.

Ach, sie ahnt es ja gar nicht, wie sie dabei genasführt wird, wie hinter jener scheinbar tiefgründigen Bewegung zur Herbeiführung der allgemeinen Freiheit auch auf dem Felde der Kunst zuletzt nur die Kunst des Geldmachens und die Herrschaft des Goldes lauert.

Ungemein belehrend ist es, die politische Richtung aller der Blätter zu prüfen, in denen die neueste Bewegung ihre Propheten singen und trompeten läßt. Man erstaunt bald nicht mehr darüber, daß man in der sozialistischen wie der fortschrittlichen ganz planmäßig die neuesten Richtungen gepriesen findet, und wie diese gerade da auf das erstaunlichste „verstanden“ und gepflegt werden.

Je deutscher eine Zeitung dagegen ist, desto stärker widerstrebt sie dem und muß das ganz von selber. Die vaterländisch Fühlenden empfinden die weltbürgerliche und umstürzlerische Gleichmacherei auch hier als allzu dräuend, wenn ihnen die Folgeerscheinungen selbst noch nicht klar geworden sein sollten.

Der mehr ins Wesen der heutigen Entwicklung hinein Schauende sieht aber diese deutlich herannahen, genau wie der ganze ungeheure Krieg sich zuletzt als der Kampf der unteren Volksmassen und ihrer eingebildeten Herrschaft, gehetzt und getrieben von der weltbürgerlichen Geldmenschheit, gegen das Adelige im Menschentum offenbarte, und zeigte, daß man zugleich mit Deutschland diesen letzten höchsten Adel vernichten will. Ob man es als den Felsen des Militarismus, der Aristokratie, der Volksunterdrückung oder sonstwie bezeichnet, — das besagt alles dasselbe.

Die genaue Spiegelung dessen bietet uns nun die neueste Kunstentwicklung. Auch sie ist eine Zwischenvolksbewegung über die ganze Welt hin, hauptsächlich

aus deren romanischen Teilen hervorgebrochen, und findet ihre Hauptquellen in Frankreich, Italien, zum Teil in Spanien, ihren Widerhall aber überall, wo man demokratisch denkt oder das zu tun sich einbildet.

Es ist ein Glück, daß bei uns diese Welle das eigentliche Kernvolk noch nicht hinabgerissen hat, sondern nur einerseits die Schichten der Emporkömmlinge, andererseits die herrschbegierigen unteren Volksmassen, die im Sturze der alten Zeit und all ihres Zubehörs ihre Aufgabe und ihre Zukunft sehen.

Wenn wir also noch nicht ganz trüb in die Zukunft schauen, so begründet sich das auf der Hoffnung und dem festen Zutrauen zu der völkischen inneren Kraft Deutschlands. Schon die Gestalt und Art des kommenden Friedens und die Aussicht, daß Deutschland doch noch als Sieger auch aus ihm hervorgehen muß, ist dafür bestimmend. Denn mehr und mehr wächst die Erkenntnis selbst in seither anders denkenden Kreisen, daß der demokratisch-weltbürgerliche Scheidemann-Frieden unseren Untergang bedeuten würde, und die zwingende Einsicht, daß nur ein deutscher Frieden unser völkisches Dasein sichern kann, folglich unter allen Umständen von uns erzwungen werden muß. Ich glaube, selbst denen um Scheidemann ist es schließlich um die Zukunft in ihrem Sinne bange geworden.

Wird aber jenes bessere Ziel doch noch erreicht, dann ist auch der „neuen" Kunst die eigentliche Daseinsbedingung geraubt, der Lebensnerv durchschnitten. Auch sie kann dann nicht mehr herbeiführen —, was sie erstrebt: die gänzliche Vernichtung des deutschen Wesens unserer Kunst.

Hält sich unser teures Volk aufrecht, hält es durch, so wird auch seine eigenartige Kunst nicht untergehen. Denn sie wird dann trotz allem deutsch bleiben müssen und auch können.

Ewige Gesetze regieren die Welt, und eines davon verkündet, daß wahres vaterländisches Wesen eines starken und gesunden Volkes sich auch in seiner Kunst aussprechen muß. Am sichersten, so lange es noch kein Mischvolk geworden ist, wie es die Römer einst waren, die trotz der gewaltigsten politischen Macht doch ihre Kunst meist geborgt haben. Immerhin haben selbst sie über alle beherrschten Völker eine geschlossene und völlig einheitliche Kunstfärbung verbreitet, die ein durchaus treffendes Sinnbild ihrer Macht und Größe war und überall wohl zu erkennen und von anderem klar zu unterscheiden bleibt.

So muß man mit ebenderselben Gewißheit, mit der wir des deutschen Endsieges sicher sind, auch einen Endsieg des Deutschtums in der Kunst vorausahnen und erwarten. Wie er im Einzelnen sich gestalten mag, das legen wir getrost in die Hände der Vorsehung.

Freilich: einiges wird sich dabei als notwendig durchzuführen schon jetzt mit klarer Erkenntnis bezeichnen lassen. So vor allem Abkehr von dem wüsten Gewüte der Allerneuesten gegen alles, was schön, gut, notwendig, ererbt und vaterländisch ist; von dem Umsturz alles bisher Gültigen; und von dem allein

entscheidenden Richteramt der rohen ungezügelten Massen und der Emporkömmlinge. Damit aber auch vom Umschmeicheln der rohesten und wildesten Triebe und Gefühle der Menge, sowohl gegenständlich wie in der Gestaltung. Gerade dies war bisher eines der gefährlichsten und gefahrdrohendsten Mittel, deren sich die neuesten Richtungen bedienten.

Es liegt mir ferne, die wahre und innige Teilnahme des ganzen Volkes bis in seine Tiefen an der bildenden Kunst und ihren Werken irgendwie nicht als das Allernotwendigste, mit allen Mitteln zu Erstrebende, anzusehen. Gerade im Gegenteil. Aber die schönste und edelste Erzieherin des Volkes soll sie sein, nicht seine sich erniedrigende Gefährtin. Hinaufheben aus der Tiefe und Schwere des Daseins soll sie den Menschen, soll die Welt der Gedanken und Gefühle in ihrer höchsten Schönheit zugänglich machen, die ja die Wirklichkeit nun einmal nie und nirgends zu bieten vermag, — nicht aber seine Verführerin sein, die mit ihm hinabsteigt in den Pfuhl des Häßlichsten und Gemeinsten, oder des Lasters und der niedrigsten Leidenschaften.

Daß solche Wege, die beschritten werden müssen, um auf ihnen die Verwirklichung des Besten und Heiligsten, das ein Volk in sich trägt, zu gewinnen, zu einem wahrhaft vaterländischen Ziel, zu einer wirklich deutschen Kunst von selber führen müssen, ist ohne weiteres unwiderleglich. Umsomehr, als das deutsche Volk bis heute wirklich als der letzte Hüter der edelsten Schätze der Menschheit, die sie von ihren Vorfahren ererbte, übrig blieb, in solchem Streben also nur sich selbst als die Krone und den Höhepunkt der heutigen Welt abzuspiegeln haben wird.

Der Todeskampf des Preußentums.

Von Prof. Dr. Heinrich Wolf, Düsseldorf.

II.

Die Geschichte des Liberalismus in Deutschland.

I.

Vor Bismark.

Im Jahre 1806 brachen sowohl das alte Deutsche Reich als auch der Preußische Staat zusammen.

Unmittelbar darauf (1807) begann die Erneuerung Preußens. Man wird Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Humboldt liberale Männer nennen dürfen. Aber welch ein Unterschied! In Frankreich herrschte in der Zeit der Aufklärung das voraussetzungslose Denken; seit 1789 hatte man mit der Vergangenheit gebrochen; der Liberalismus war ein Kind des Umsturzes und der Revolution.

Dieser Welschliberalismus drang auch in die deutschen Rheinbundstaaten ein. Dagegen Preußen? Preußen war bereits von 1640—1786 ein Land des Fortschritts gewesen; 1807 brauchten, nach einem 20jährigen Stillstand, Stein, Scharnhorst, Humboldt nur an 1786 anzuknüpfen und konnten dann weiter bauen; bei ihnen sehen wir ein historisches Denken. — Diesen Unterschied zwischen Deutsch- und Welschliberalismus müssen wir festhalten.

Zwar war das kleine ostelbische Preußen von 1807—1813 der letzte Hort des Deutschtums, und das kleine ostelbische Preußen trug in den glorreichen Freiheitskriegen von 1813—1815 das meiste zur Niederwerfung Napoleons I. bei. Trotzdem war in Deutschland nach 1815 der Liberalismus anti-preußisch. Weshalb? Die Hauptschuld trug die preußische Regierung; sie wurde ihrer Vergangenheit, ihren alten Traditionen untreu. Es fehlte jedes Selbstbewußtsein, und die Rolle, welche Preußen von 1814—1858 in und außerhalb Deutschlands spielte, entsprach keineswegs seinen Leistungen. Dazu verstand es Metternich, Preußen an den österreichischen Wagen der Reaktion zu spannen; die Demagogenverfolgungen haben Preußen außerordentlich geschadet und in dem „liberalen" Süddeutschland ein Gefühl der Überlegenheit hervorgerufen. Und es gelang Metternich, durch seine Beauftragten von der Feder den Nimbus zu zerstören, in dem preußischer Waffenruhm und preußische Freiheitsliebe erstrahlten.

Preußentum und Welschdemokratie! Unsere Geschichte erzählt uns von einem 2000jährigen Ringen zwischen dem germanisch-deutschen Ariertum und dem orientalisierten Welschtum. Der Kampf wurde weniger mit kriegerischen Waffen geführt als mit Wahnideen und trügerischen Idealen, durch die wir uns locken und fesseln ließen. An die Stelle der kirchlichen Dogmen brachte die sogenannte Aufklärung des 18. Jahrhunderts politische Dogmen, für welche bis heute mit derselben Unduldsamkeit gekämpft wird. Seitdem besteht unsere deutsche Geschichte wesentlich aus einem Ringen zwischen dem preußisch gerichteten Deutschtum und der Welschdemokratie. Wie verhängnisvoll mußte es da werden, daß Preußen nach 1815 sich selber untreu wurde, und daß bei uns der Liberalismus in Frankreich sein Vorbild sah, Frankreich verherrlichte, sich von den französischen Einrichtungen und welschdemokratischen Phrasen blenden ließ!

Zu welcher **Michelei** dieser deutsche Welsch-Liberalismus führte, dafür ist die belgische Revolution des Jahres 1830 geradezu ein Schulbeispiel. Für die Franzosen waren all die schönen Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Völkerverbrüderung, Selbstbestimmungsrecht der Völker" nur Masken, wohinter sie ihre Raubtiernatur versteckten; für uns Deutsche Trugbilder, denen wir zu unserem größten Schaden nachjagten. Unsere Liberalen sahen nicht: daß die belgische Revolution von 1830 ein Werk des deutschfeindlichen Welschtums war; daß sie unmittelbar von Franzosen mit französischem Gelde gemacht wurde; daß französische Truppen einrückten, um sich des Landes zu bemächtigen. Als, infolge englischen Einspruches, die Eroberung auf direktem Wege nicht gelang, sollte sie allmählich auf indirektem Wege erfolgen.

Zugleich war die belgische Revolution das Werk des neuerstarkten Ultramontanismus. Auch dieser setzte die liberaldemokratische Maske auf; er appellierte an die „Volkssouveränität"; er führte stets das Wort „Freiheit" im Munde, sprach von der „Freiheit" der Kirche, von „Glaubensfreiheit", von „Vereins-, Versammlungs-, Preß-, Unterrichtsfreiheit."

So wurde denn das neue Königreich Belgien der liberale Musterstaat mit parlamentarischer Regierung; in Deutschland wirkten die Liberalen jauchzend mit und merkten nicht, wie sehr sie dem Deutschtum schadeten und dem Welschtum zum Siege verhalfen.

Zwei Forderungen und Wünsche hatten bei uns seit 1815 im Vordergrund gestanden:

Deutsche Einheit und
bürgerliche Freiheit.

Doch brachte uns erst das Jahr 1848 Parteiorganisationen; bis dahin verbot der Absolutismus jede politische Vereinigung als staatsgefährlich. Damals trat unter den Liberalen eine bedeutsame Spaltung ein. Zwar wollten 1848 in der Frankfurter Nationalversammlung alle Volksvertreter „liberal" sein; aber die Rechte betonte mehr die Einheit, die Linke mehr die Freiheit:

Die Rechte wollte die Verfassung mit den Regierungen vereinbaren; die Linke wollte selbständig vorgehen.

Die Rechte stand auf dem Boden der starken Monarchie; die Linke war republikanisch bz. für ein parlamentarisches Königtum.

So trat denn, wie 1807, ein Deutschliberalismus dem Welschliberalismus entgegen. Er wollte an die Vergangenheit anknüpfen; er erkannte, daß die Einigung nur in kleindeutschem Sinne, unter Führung Preußens erreicht werden könne; er setzte die Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser durch.

Als der preußische König 1849 die Kaiserkrone ablehnte und sich 1850 zu Olmütz vor Österreich demütigte, folgten trübe Jahre. Nur in Süddeutschland durfte der Liberalismus sich öffentlich betätigen; er war wieder antipreußisch.

Wie sehr versagte unser welschdemokratischer Liberalismus in Fragen der äußeren Politik!

1. 1849 forderte er preußische Hilfeleistung für die madjarischen und italienischen Rebellen, gegen Österreich.

2. Im Krimkrieg (1853—1856) verlangte er Preußens Anschluß an die Westmächte, gegen Rußland.

Damals hat sich schon Bismarcks Einfluß im entgegengesetzten Sinne geltend gemacht.

2.

Die Zeit Bismarcks.

Erst mit dem Jahre 1858, als der Prinzregent Wilhelm die Regierung des preußischen Staates übernahm, begann eine neue Zeit. Er entließ das konservative Ministerium und berief liberale Männer; wie konnte denn unmittelbar darauf der schwere Konflikt (1860—1866) mit den Liberalen folgen? Die Antwort muß lauten: Es war kein Kampf zwischen Unfreiheit und Freiheit, sondern

zwischen Preußentum und Weltdemokratie,
zwischen Deutsch- und Welsch-Liberalismus.

Bismarck hat das Preußentum und den Deutschliberalismus zum Siege geführt.

Bismarck ein „Reaktionär"?

Bevor Bismarck öffentlich auftrat, galt er in seinen Kreisen als „liberal"; dann aber ist er, 40 und mehr Jahre lang, aus immer neuen Anlässen ein „Reaktionär" gescholten worden. Und er war auch ein Reaktionär; denn ohne Reaktion gibt es keinen gesunden Fortschritt, ohne Reaktion keine gesunde „Neuorientierung". Wie Stein, so knüpfte Bismarck, als ein Mann des geschichtlichen Denkens, an die Vergangenheit an und haßte den Umsturz. Seine Riesenverdienste bestanden zunächst darin, daß er uns aus Romantik und Sentimentalität, aus den pseudoliberalen Menschheitsbestrebungen und der Welschdemokratie zurückführte zum Preußentum, zur aktiven Machtpolitik, zu gesundem Egoismus; daß er den preußischen Staat wieder auf die starken Grundlagen stellte, auf denen er groß geworden war; daß Preußen „Hammer" nicht länger „Ämbos" sein sollte.

Aber war nicht dieser „Reaktionär" zugleich ein Mann der Freiheit? und hat er nicht die größten Fortschritte gebracht? Freilich suchte er seine Ideale und Vorbilder nicht im Ausland; auch gehörte er zu den Leuten, denen das Ganze höher steht als die Teile, der Staat höher als die Einzelmenschen. Ihm war es zunächst um die Befreiung des preußischen Staates zu tun; es galt, die monarchischen und militärischen Machtgrundlagen zu stärken, damit Preußen eine selbständige Politik treiben und frei atmen könne. Dann erst konnte er an den Weiterbau gehen, und ich denke, niemand wird leugnen, daß der preußische Staat und das deutsche Volk zu keiner Zeit so große und so zahlreiche Fortschritte erlebt hat, wie 1862—1890.

Als Bismarck am 22. Sept. 1862 das Ministerium übernahm, wußte er, daß ihm schwere innere Kämpfe bevorstanden. Scheinbar handelte es sich nur um die Heeresreform, d. h. um die von Wilhelm I. als durchaus notwendig erkannte Erneuerung und Vermehrung des Heeres. Aber Bismarck hat immer wieder betont, daß dahinter das demokratische Streben nach Volkssouveränität steckte. Seinen greisen Herrn faßte er „am Portepee und an seiner Offiziersehre" und erklärte: „Es handelt sich nicht um konservativ und liberal in dieser oder jener Färbung, sondern um Königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft."

Die Konfliktszeit, die Jahre 1860—1866, haben eine Spaltung der liberalen Partei gebracht, welche immer größer wurde. Im Jahre 1860 bildete sich eine „Partei der schärferen Tonart", die Fortschrittspartei, welche die Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhaus hatte; sie wollte Preußen aus den Fesseln des Militärstaats befreien und bekämpfte aufs leidenschaftlichste den Ministerpräsidenten Otto von Bismarck. Als Bismarck siegte, entstand im Jahre 1866 die Nationalliberale Partei, die für lange Zeit eine große Rolle spielen sollte.

Deutsch- und Welsch-Liberalismus! Zwischen den beiden liberalen Parteien vollzog sich seit 1866 eine wachsende Scheidung. Im Grunde handelte es sich um den alten Unterschied: Die Nationalliberalen betonten die

Einheit stärker als die Freiheit, das Ganze stärker als die Teile; aber je mehr sie die Einigung Deutschlands, die Stärkung des Reiches, die Pflege unseres Volkstums unter preußischer Führung für ihre Hauptaufgabe erklärten, um so größeren Nachdruck legten die Fortschrittler auf die Freiheit der Individuen. Dabei wurden sie immer demokratischer und vergaßen, daß wahre Freiheit auf der Ungleichheit der Menschen beruht. Während der echte Liberalismus nach dem Grundsatz suum cuique, „jedem das Seine", dahin strebt, daß jedem Menschen eine Entwicklungsmöglichkeit nach seinen Kräften gegeben werde und daß den Leistungen auch die Rechte entsprechen, gewöhnte sich die Fortschrittspartei daran, wie die Welschen die Freiheit in der mechanischen Gleichheit zu sehen. Sie sprach von der „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt", von dem „Selbstbestimmungsrecht der Völker". Deshalb nannte Bismarck sie die „Vorfrucht der Sozialdemokratie".

Man kann sagen: Allmählich standen sich ein National-Liberalismus und ein International-Liberalismus gegenüber. Mochten die Linksliberalen sich „Fortschrittspartei", „süddeutsche Volkspartei", „deutschfreisinnige Partei", „freisinnige Volkspartei", „freisinnige Vereinigung", „fortschrittliche Partei" nennen: das wesentliche Merkmal blieb immer dasselbe, daß sie, im Verein mit den Fremdstämmigen und mit der roten und schwarzen Demokratie, das Preußentum bekämpften, den „Militarismus", die starke Monarchie der Hohenzollern, die sich nicht unter das Joch der Parlamentsmehrheit beugen lassen wollte. Der Links- und Welschliberalismus der Fortschrittler und Freisinnigen wurde die Sammelstätte für die „Weltenliebe", welche E. M. Arndt Deutschlands größtes Übel nannte, und für das Streben nach „internationaler Kulturgemeinschaft". Er wurde zu einer Alles- oder Nichts-Partei und war stolz auf seine Prinzipientreue. Wie verblendet! Denn er merkte nicht, daß er da dauernde Grundsätze aufstellen wollte, wo ein ewiger Wechsel herrscht und immer von neuem ein Ausgleich gesucht werden muß. Ja, er war und ist bereit, das Ganze und den Staat zu schädigen, wenn nur seine Grundsätze gerettet werden.

> 1848 sagte der Abgeordnete Ruge in der Frankfurter Nationalversammlung: „Wer seine Prinzipien aufgibt, der gibt seine Seele auf."
>
> Und im Dezember 1917 stand in der Frankfurter Zeitung: „Angenommen, eine ganze Nation fasse vermittelst des demokratischen Systems Entschlüsse, die ihr Unglück herbeiführen, dann ist noch immer das Prinzip gerettet, daß die ganze Nation ihr Schicksal geformt hat."

Ist es nicht in höchstem Maße beschämend, daß die Fortschrittler und Freisinnigen in der größten Zeit unserer Geschichte ihre Mitarbeit versagten und in der Opposition verharrten, weil nicht alle ihre Forderungen erfüllt wurden? So war es

nicht nur in der Konfliktszeit (1860—1866);
sondern auch bei dem Ausbau des Deutschen Reiches;

bei jeder Heeresreform;
bei der Ostmarkenpolitik;
bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen;
bei dem Übergang zur Schutzzollpolitik;
bei der sozialen Gesetzgebung.

Und wie verkehrt war ihre Politik während des polnischen Aufstandes (1863) und in der schleswig-holsteinischen Frage!

Im Mittelpunkt steht immer der Haß gegen das Preußentum. Im Januar 1864 sagte Bismarck zu den Fortschrittlern: „Was müßte ein preußisches Ministerium tun, um Ihr Vertrauen zu erwerben? Es müßte sich von der preußischen Verfassung lossagen; es müßte sich von Preußens Traditionen, von Preußens Geschichte, von preußischem Volksgefühl lossagen. . . ."

Die Nationalliberalen haben sich später „Mittelpartei" genannt, und Bismarck wurde dabei ihr Vorbild.

Hier muß ich einige Worte über die Politik der mittleren Linie einfügen. Wohl bewegt sich das geschichtliche Leben zum großen Teil in polaren Gegensätzen, die sich ergänzen und voraussetzen, wie Nord- und Südpol, und zwischen denen eine Verbindung gesucht werden muß, wie zwischen Mann und Weib. Mit Stolz dürfen wir Deutschen uns rühmen, das „Volk der Mitte" zu sein, der „mittleren Linie", weil wir zu vereinigen vermögen, was anderen ewig widersprechend erscheint:

Individualismus und Sozialismus,
Rechte und Pflichten,
Vielheit und Einheit,
Wissen und Glauben.

Wir preisen die Freiheit am höchsten, die sich gebunden fühlt und für ihre Pflichten begeistert.

Aber wehe, wenn man überall die „mittlere Linie" suchen will! Es gibt andere Gegensätze, wo es nicht „sowohl — als auch" heißen darf, sondern wo wir uns mit klarer Entschlossenheit entweder für das Eine oder für das Andere entscheiden müssen. Zwischen Gott und Teufel, zwischen Gott und Mammon, Wahrheit und Lüge, zwischen preußisch-deutscher Monarchie und welscher Lügen-Demokratie gibt es keinen Ausgleich, darf es nicht geben.

Bismarck nannten seine Gegner den „grundsatzlosesten Opportunisten", weil er so oft „die mittlere Linie" suchte, weil er sich nicht scheute, frühere Ansichten preiszugeben, und niemals aus rechthaberischen Gründen bei ausgesprochenen Meinungen verharrte. In der Tat haßte er den politischen Dogmatismus und Doktrinarismus, die Prinzipienreiterei, das Kleben am Programm. Aber dieser angeblich „grundsatzlose" Mann hatte immer ein festes Ziel im Auge: die Größe und Macht des preußischen Staates und des Deutschen Reiches, „die Einigkeit der Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbständigkeit, unsere Organisation in der Weise, daß wir als große Nation frei atmen können." Wohl war er bereit, die Mitarbeit jeder Partei anzunehmen; aber die internationale Demokratie, den Welschliberalismus, die sogenannte „Volkssouveränität", das „Mit-

regieren" der Volksvertretung hat er von 1847 bis an sein Lebensende stets bekämpft. Was er, kurz vor seiner Entlassung, 1889, den Konservativen zurief, klingt nicht nach einer „mittleren Linie":

> „Ich möchte die konservativen Herren besonders bitten, sich von der Gemeinschaft von Sozialdemokraten, Polen, Welfen, Elsässer-Franzosen und auch von der Gemeinschaft der Freisinnigen absolut loszusagen."

Ebenso hat man den Nationalliberalen ihre „Grundsatzlosigkeit", ihren Mangel an Prinzipientreue und an einem festen Programm vorgeworfen. Sie selbst rühmen sich ihrer Politik der „mittleren Linie"; sie waren stets zu Kompromissen bereit, haben in Einzelfragen häufig Opfer ihrer liberalen Wünsche gebracht, um das Ganze zu retten. Aber bei dem Ringen zwischen dem preußisch gerichteten Deutschtum und dem Welschtum, zwischen unserer starken Monarchie und der Weltdemokratie gab es für sie keinen Ausgleich, keine „mittlere Linie", sondern nur ein „Entweder — Oder".

Wohin gehört die nationalliberale Partei? nach rechts oder nach links? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Was sie von den Konservativen trennt, sind Fragen, bei denen eine „mittlere Linie" gesucht werden muß und wobei es sich nur um ein Mehr oder Weniger nach der einen oder anderen Seite handelt; aber was sie von dem Welschliberalismus und von den demokratisch-internationalen Parteien verschiedener Färbung trennt, sind Fragen, bei denen jede Verbindung ausgeschlossen ist. Freilich konnte, weil später die wirtschaftlichen und sozialen Fragen eine so große Rolle spielten, die nationalliberale Partei sich nicht auf der Höhe halten; in ihrer Glanzzeit hatte sie über 150 Abgeordnete gehabt, im Jahre 1881 nur 47. Aber der Anschluß nach rechts wurde immer enger. Auf einen Brief des konservativen Abgeordneten von Tiedemann antwortete 1885 der Nationalliberale von Miquel:

> „Die Zukunft liegt in einer Koalition der gemäßigten liberalen und konservativen Parteien, deren Meinungsverschiedenheiten mit der Lupe zu suchen sind."

Das Jahr 1887 brachte nach der Auflösung des Reichstags das Wahlkartell zwischen Nationalliberalen und Konservativen; der Erfolg war eine Reichstagsmehrheit der Konservativen und Nationalliberalen.

So schien sich denn ein neues Zweiparteien-System zu bilden, wie es leider nur in Deutschland möglich ist:

Hier national, dort international!
Hier deutsch, dort welsch!

Auf der anderen Seite schloß sich die Gefolgschaft von Windthorst-Grillenberger-Richter eng zusammen: Schwarz-Rot-Gold.

3.

Die nachbismarckische Zeit.

Nach der Entlassung Bismarcks (1890), vielmehr nach seinem Tode (1898) trat allmählich ein bedauerlicher Umschwung bei den Nationalliberalen ein, der uns aufs schmerzlichste berührt: die unnatürliche Linksorientierung. Gefördert wurde diese Entwicklung durch die jungliberale Bewegung, durch den „Reichsverband der Vereine nationalliberaler Jugend", der 1900 gegründet wurde. Hier war das Wort „national" nur eine Dekoration. Man jagte dem Phantom der großen liberalen Partei nach und vergaß, daß zwischen dem Deutsch- und Welsch-Liberalismus die größte Kluft besteht, die überhaupt zwischen zwei Parteien gedacht werden kann. Wie weit man die Grenzen der „großen liberalen Partei" dachte, zeigte das später geprägte Schlagwort „Von Bebel bis Bassermann".

Als nach der Reichstagsauflösung 1906 sich die Konservativen, Nationalliberalen, Freisinnigen und Volksparteiler gegen Zentrum und Sozialdemokratie zusammenschlossen, bestand im neuen Reichstag 1907—1909 der sogenannte Bülow-Block. Er war ein unnatürliches Gebilde und zerfiel 1909. Aber, was nun folgte, war noch unnatürlicher: die wachsende Kluft zwischen den Konservativen und Nationalliberalen, andererseits die zunehmende Annäherung von Deutsch- und Welsch-Liberalismus. Und was gab den Anstoß dazu? die Erbschaftssteuer; als wenn die Erbschaftssteuer etwas mit den Glaubenssätzen des Liberalismus und Konservatismus zu tun hätte! Die Nationalliberalen wurden immer mehr ihren alten Traditionen untreu; sie vergaßen den großen Unterschied, wo es eine „mittlere Linie" geben darf, wo nicht. Schnell ging es abwärts. Im jetzigen Reichstag, der 1912 zusammentrat, fanden wir die nationalliberale Reichstagsfraktion wiederholt in Gesellschaft der schwarz-rot-goldenen internationalen Demokratie: 1912 bei der Scheidemann-Wahl, besonders im Winter 1913/14 bei dem Zabern-Rummel, bei dem Ansturm gegen den „Militarismus". Vergebens richtete kurz vor dem Krieg, am 1. März 1914, in Köln der konservative Abgeordnete von Kardorff einen Appell an die Nationalliberalen, sich nach rechts statt nach links anzuschließen.

Da kam der Krieg, und der August 1914 brachte uns eine Offenbarung des echten Preußentums, von dem der gesunde Kern des deutschen Volkes noch erfüllt war und das hinübergriff in das verbündete Österreich-Ungarn. Wir erleben heute die Höhe des 2000jährigen Ringens gegen das germanisch-deutsche Ariertum: „Weltdemokratie gegen Preußentum", sagte der Präsident Wilson.

Anfangs war der deutsche Reichstag einmütig. Aber er bestand doch aus denselben Männern, die wenige Monate vorher beim „Fall Zabern" gegen das

Preußentum und seinen Militarismus getobt hatten. Langsam fanden sie sich zu ihren demokratisch-internationalen Ansichten und Bestrebungen zurück. Interessant ist die Stufenfolge, wie sich diese Entwicklung vollzogen hat:

> Ich finde es überaus bezeichnend, daß sich zuerst die goldene Demokratie wieder hervorwagte, der Welsch-Liberalismus des Berliner Tageblattes und der Frankfurter Zeitung. Und mit dem Interesse der internationalen Bankwelt verband sich die ganze Michelei der Ästheten, Pazifisten, Völkerrechtler.
>
> Dann folgten die Sozialdemokraten. Immer wieder muß betont werden, daß die Sozialdemokratie im Herbst 1914 tot war; die Reichsregierung hat sie wieder aufgerichtet. Eine Zeitlang zeigten sich Scheidemann und Genossen recht deutsch. Aber Herbst 1916 kam der Umfall: „Ein Narr, wer an den Sieg glaubt", und im Jahre 1917 wurde die Losung: „Friede ohne Annexionen, ohne Kriegsentschädigung!"
>
> Lange Zeit freuten wir uns über die Haltung des Zentrums. Aber der Vorstoß Erzbergers am 6. Juli 1917 und die folgende Papstnote brachte auch den Umfall des Zentrums.

So war denn die international-demokratische Reichstagsmehrheit wieder zusammen, und es kam zu der berüchtigten Verzichtfriedens-Entschließung des 19. Juli 1917.

Und die Nationalliberalen? Fast drei Kriegsjahre hindurch standen sie da, wohin sie auch gehören; sie hatten den natürlichen Anschluß nach rechts wieder gefunden und stimmten restlos in den Kriegs- und Friedensfragen mit den Konservativen überein. Um so schmerzlicher ist es, daß die nationalliberale Reichstagsfraktion sich im Jahre 1917 in den Strudel der weltdemokratischen Bestrebungen hineinreißen ließ. Anstatt zusammen mit den Konservativen dahin zu wirken, daß während des Krieges keine innerpolitische Streitfrage aufgerollt würde, glaubte sie nach rechts und links „vermitteln" zu müssen. Sie entschuldigte ihre Beteiligung an den Arbeiten der Reichstagsmehrheit mit „taktischen Erwägungen"; sie vergaßen, daß es sich um Dinge handelte, bei denen es keine „mittlere Linie" geben darf. Vor allem bedauern wir, daß die Führer der Nationalliberalen, Friedberg und Stresemann, inbezug auf das gleiche Wahlrecht von September bis Dezember 1917 so gründlich haben umlernen können.

Den Nationalliberalen rufen wir die Worte zu, die Bismarck bei der Auflösung des Reichstags im Jahre 1887 an die damalige Mehrheit richtete.

> „Sie sind auf einen falschen Strang geraten, meine Herren. Ich rate Ihnen: Bremsen Sie so schnell als möglich."

Nur ein Zusammenschluß der Deutsch-Konservativen und der Deutsch-Liberalen kann uns helfen: Deutsch, nicht welsch!

Tirols Erneuerung.

Von Schulrat Dr. med. et phil. Wilhelm Rohmeder, München.

Ein scharfer Jochwind bläst durch die tirolischen Täler.

Irrtümer und unselige Vorurteile, gleich giftigen Dünsten den Abgründen irredentistischen Deutschen- und Landeshasses entstiegen, zerflattern und zerfließen in nichts. Der Blick wird wieder frei für die Vergangenheit und für die Forderungen der Zukunft. Ein gesunder Tat- und Siegeswille lebt in den Massen.

Tirol hat die Lehren des Krieges erfaßt und handelt darnach: mehr, als dies irgendwo sonst in Österreich geschieht. Der Krieg und die Not des Vaterlandes führte wieder zusammen, die sich nie hätten trennen sollen. Den Feinden des Landes und des Volkes aber, den Urhebern der Zwietracht, bleibt Wort und Ohr versagt. Die Tiroler sind einig in der Wahrung ihrer Rechte und ihrer Zukunft.

Die Gluthitze des Krieges hat Erscheinungen und Erfahrungen ans Tageslicht gebracht, die blitzartig die Abgründe erhellten, an deren Rand, ungeahnt von der Menge, das Land geführt worden war; sie hat Erkenntnisse und Überzeugungen in die Massen geworfen, die vorher nur bei wenigen zu finden waren. Dies das Eine.

Sie hat aber auch den Willen zur Tat, zur Abkehr von den Abgründen und zur Abwehr der Gefahren gebracht, der sich zu Entschlüssen, zu durchgreifenden Maßnahmen und zu gesetzgeberischen Vorarbeiten verdichtet. Dies das Andere.

Von beidem handelt das Folgende, [illegible] daß jedoch hierbei stets streng chematisch gesondert werden soll.

Mit allem Nachdruck wird zunächst eine Forderung erneut. In den Schreibstuben der staatlichen Ämter lebt als „ewige Krankheit" eine Erbschaft aus der Metternich'schen Zeit fröhlich weiter, nämlich die Bezeichnung als „Italienisch-Tirol" für jene Teile des Landes, in welchen heutzutage ladinische und italienische Mundarten die vorherrschende Umgangssprache der Bevölkerung bilden. Sie hat unsagbar viel Verwirrung angerichtet, unsagbar viel Zwietracht und Unheil über Land und Volk gebracht. Überdies trägt der Name das Kainszeichen einer irredentistischen Nebenbedeutung an der Stirne. Also: Weg damit! Weg damit, und auch in den Schreibstuben der staatlichen Ämter wieder in Gebrauch genommen, was geschichtlich, völkisch und sprachlich richtig, volkstümlich und allgemein verständlich ist und was bis vor 80 Jahren auch amtlich allgemein gebräuchlich war: Welschtirol! Jene Bezeichnung hatte, freilich in ganz anderem Sinne, eine Berechtigung nur während der drei Jahre (nach dem Pariser Vertrag vom 28. Febr. 1810 bis 1813), da dem „Italienisch-Tirol" ein „Bayerisch-Tirol" nd ein „Illyrisch-Tirol" gegenüberstand. Daß man nach der Abschüttelung des

französisch-italienischen Joches den Namen wieder aufleben ließ und ihm für besondere politische Zwecke einen anderen Sinn unterschob, dies ist eine von den vielen Sünden, durch welche das auch sonst für das Deutschtum Österreichs so unheilvolle Regierungssystem Metternichs den Irredentismus schuf und groß zog.

Denn der Name ist irreführend und falsch zugleich: falsch, weil in den so bezeichneten Landesteilen nicht nur italienisch, sondern auch deutsch und ladinisch gesprochen wird; irreführend, weil durch ihn der Irrwahn in die Welt gesetzt wurde, daß diese Landschaften Südtirols vorherrschend von Italienern bewohnt seien.

Heute aber dringt die Erkenntnis in immer weitere und besonders in die führenden Kreise des tirolischen Volkes, daß die seit ein paar Jahrhunderten allmählich, familienweise von jenseits der Berner Klause nach Südtirol gekommenen Italiener „Avventizzi e stranieri d'origini" d. i. „Zugewanderte und Fremde" sind, als welche sie der Dechant Tecini in Persen schon 1821 in einer von ihm erschienenen Schrift bezeichnete; ferner, daß sie im Vergleich mit der Gesamtbevölkerung dieser Gebiete eine geringe Minderzahl (höchstens $^1/_5$) ausmachen, daß aber alle, welche etwa sonst noch heute eine italienische Mundart als Umgangssprache reden, Deutsche und Rätoromanen sind, welche ihrer alten, von den Vätern ererbten Muttersprachen beraubt und zunächst durch kirchliche Einflüsse, dann im 19. Jahrhundert durch das Zusammenwirken von Kirche, Amt und Schule zur Annahme einer fremden Sprache, nämlich der einer eingewanderten Minderheit, gezwungen worden sind. So konnte dann das Märchen von einer „italienischen Provinz" im Raume von Tirol in die Welt gesetzt werden — eine der größten völkis[illegible]n und geschichtlichen Fälschungen, welche die Zeitgeschichte kennt.

Wenig bekannt ist indes die Tatsache, daß in diesem alten deutschen Reichsland und auf diesem uralten deutschen Volksboden der Gebrauch italienischer Mundarten als Umgangssprachen weit weniger verbreitet ist, als man gewöhnlich annimmt. Die Hälfte der Bevölkerung Welschtirols spricht heute noch entweder rein ladinische oder durch das Eindringen italienischer Sprachelemente verunreinigte ladinische Mundarten. Volkssprachen haben eben ein zähes Leben, und die Sprache von Amt und Kirche ist noch lange nicht die Sprache des Volkes.

So lehnt es denn auch die große Masse der bodenständigen Welschtiroler mit Entrüstung ab, für „Italiener" gehalten zu werden: „Tirolesi noi siam, ma non Italiani!" Und in den 10000 Bewohnern der Hochebene und der benachbarten Täler, alle durchaus rein deutscher Herkunft, ist es die Stimme des Blutes, welche sie zu bekennen lehrt: „Parliamo italiano, ma siamo Tedeschi!" Darum auch seit Jahrzehnten die hundertfach ergangenen, aber stets mißachteten Forderungen und Bitten: „Gebt uns deutsche Lehrer und

deutsche Priester, daß die Welt und unsere Kinder wieder wissen, was wir sind."

Heute, da die Rücksichtnahme auf die (offen oder im geheimen) irredentistischen Volksverführer, welche die politische Vertretung des Volkes an sich gerissen hatten, bei der Landesregierung nicht mehr in dem Maße vorhanden ist, wie vor dem Krieg, hat man denn auch den Gemeinden ganzer Täler, die von den zuständigen Armeekommanden hierin unterstützt wurden, keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt, deutschen Schulunterricht einzuführen und Gelegenheiten zur Erlernung der deutschen Sprache für Schulentwachsene zu schaffen.

Auch ein anderer unheilvoller Irrtum ist im Schwinden begriffen. Es war verständlich, daß die irredentistische Tages- und Zeitschriftenpresse seit einem halben Jahrhundert kein Mittel der Geschichts- und Tatsachenfälschung unversucht ließ, die Rätoromanen Tirols (nach ihrer Sprache „Ladiner" genannt) als einen Zweig des Italienertums und ihre Mundarten als verkommene italienische Mundarten nachzuweisen. Denn nur auf diese Weise konnte bei Unwissenden der Anschein erweckt werden, daß es auch ein bodenständiges Italienertum in Tirol gebe. Nur Unwissenheit jedoch oder absichtliche Leugnung offenkundiger Tatsachen kann heute noch die Ladiner als den Italienern volksverwandt oder gar, wie es geschieht, als „Brüder" der von ihnen stets verachteten und gehaßten „Taljans" oder „Lumberts" bezeichnen. Wohl ist auch ihre Volkssprache, indes viel älter als das heutige Italienisch, aus der Lingua rustica der römischen Legionen, Beamten, Händler usw. hervorgegangen. Aber keinerlei Volks- oder Blutsverwandtschaft besteht zwischen ihnen und den italienischen Neuromanen. Sie selbst haben die Annahme einer solchen stets als eine Beleidigung zurückgewiesen.

Volksgeschichtlich sind sie vielmehr den Deutschtirolern nahe verwandt. Durch vielfache gegenseitige Blutmischung verbunden, lebten denn auch Deutsche und Ladiner, soweit nicht das eine Volkselement im anderen aufging, seit tausend Jahren friedlich neben- und durcheinander. Sie waren dem Deutschen stets zugeneigt und es ist deshalb zu begrüßen, daß infolge der bereits angedeuteten Ursachen vorerst wenigstens in einem Teil der Schulen in den rätoromanischen Volksgebieten der Zwang zum Erlernen der italienischen Sprache von ihnen genommen und dafür, wie von ihnen längst gefordert, Gelegenheit zur Erlernung der deutschen Sprache gegeben wird.

Der Wiederaufbau Tirols auf neuen Grundlagen ist somit auch auf diesem Gebiet bereits in Angriff genommen. Was die Deutschen Österreichs in ihrem „Osterprogramm"(1916) für den Staat erstrebten, aber nicht erreichten, das haben die Tiroler für ihren Teil zur Gestaltung ihrer Zukunft selbst in die Hand genommen. Es ist das Verdienst des Landtagsabgeordneten Universitätsprofessors Dr. M. Mayr in Innsbruck, den Gedanken, der in vielen lebte, aufgegriffen und die Grundlinien für den notwendigen Wiederaufbau des Landes in einer Denk-

schrift schon im Winter 1916 festgestellt zu haben. Mit Vertretern der verschiedenen politischen Parteien und mit anderen Sachverständigen mehrfach durchgearbeitet, gewann der Entwurf einen Inhalt, der die einstimmige Annahme durch die berufenen Vertrauensmänner fand. Er erstreckt sich auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens: auf die künftige politische Verfassung des Landes, auf Verwaltung und Rechtspflege, auf die Beziehungen zwischen Deutsch- und Welschtirol, auf das Schul- und Kirchenwesen und auf die Ausgestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen zu den anderen Kronländern und zum Deutschen Reich.

Ein Elferausschuß, in welchem alle Parteien Deutschtirols ihrem Stärkeverhältnis entsprechend vertreten sind, ist niedergesetzt, um unter dem Vorsitze des Landeshauptmanns mit den autonomen und staatlichen Behörden die erforderlichen Verbindungen herzustellen, die unter den jeweiligen Umständen gebotenen oder möglichen Maßnahmen und deren Durchführung zu veranlassen und die durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Österreich geforderten Beschlüsse zu fassen und zu vertreten.

Eine Zusammenarbeit mit den welschtirolischen Abgeordneten erübrigte sich, da diese sich selbst größtenteils unmöglich gemacht hatten oder da von den anderen eine solche nicht zu erwarten war. Von den (35) welschtirolischen Abgeordneten standen nämlich acht unter der Anklage des Hochverrats, sieben waren wegen Verdachts staatsgefährlicher Umtriebe „interniert" oder „konfiniert", einer war wegen vollendeten Landesverrats hingerichtet worden, einer gestorben, acht waren kriegsflüchtig in der Monarchie, drei unter Waffen und nur sieben am Ort ihrer Tätigkeit. Aber auch von diesen war eine Mitwirkung nicht zu erwarten, da ihre Gesinnung gegen den Staat und gegen das Land Tirol aus ihrer früheren Haltung und Tätigkeit bekannt genug war. Daß sie nach dem Krieg dieselben sein werden, wie vor dem Krieg, dies bewiesen die Hetzreden der Conci, Degaspari, Gentili und Kons. im Abgeordnetenhaus und in den österreichischen Delegationen, die stets förmlich trieften von gehässigen Anklagen gegen den Staat, an dessen Verrat sie offen oder im geheimen mitgearbeitet hatten, in denen aber nie ein Wort der Mißbilligung des italienischen Verrats und Treubruches, nie ein Wort der Verurteilung der welschen Hochverräter und Überläufer, auch nie ein Wort der Anerkennung des österreichischen Staatsgedankens oder des Bekenntnisses zur Staatstreue zu hören war. Dies bewiesen auch nicht minder ihre Abstimmungen in den genannten Körperschaften und die Art und Weise, wie sie die Verbreitung ihrer Hetzreden unter ihren Sprachgenossen bewirken.

Die bodenständige Bevölkerung Welschtirols ist in ihrer überwältigenden Mehrheit landes- und staatstreu. Schon vor dem Kriege wußte dies jeder, der durch längeren Verkehr mit derselben ihr Vertrauen gewonnen und ihre Gesinnung kennen gelernt hatte; dies hat sie aber auch während des Krieges tausendfach erwiesen. Die Frage liegt nahe, wie eine so gesinnte Bevölkerung zu einer der-

artigen Vertretung in Land und Staat kommen konnte. Eine allseitig genügende Beantwortung dieser Frage müßte Gegenstand einer besonderen Untersuchung sein. Hier genüge der Hinweis einerseits auf die politische Unreife des Volkes, anderseits auf deren fortgesetzte Bedrückung und Einschüchterung durch die Führer und Zutreiber der Italia irredenta, auf die politische Unzuverlässigkeit und Charakterlosigkeit eines großen Teiles des Beamtentums und nicht zuletzt auf die staatsfeindliche Gesinnung eines großen Teiles des welschen Klerus und mit ihm der welschen Lehrerschaft. Befand sich doch der Fürstbischof von Trient selbst mit einem Teil des höheren und des niederen Klerus unter den „Internierten" und „Konfinierten"! Und hat doch die zuständige militärische Stelle mit Rücksicht auf die Sicherheit des Heeres bis jetzt keinem derselben den Passierschein zur Rückkehr ins engere Kriegsgebiet ausstellen können!

Die Bevölkerung aber hat aufgeatmet, als sie auf die eine oder andere Weise von ihren Drängern „erlöst" war.

Soweit die im Elferausschuß beratenen und festgestellten Richtungslinien für den Wiederaufbau Tirols nach dem Krieg einer landesgesetzlichen Regelung bedürfen, ist bei einem Wiederzusammentritt des Landtags deren Annahme gesichert, da von 95 Landtags-Mandaten 60 im Besitz deutscher Abgeordneten sind. Nur einer aus diesen, der internationale Sozialdemokrat, hält es mit den Feinden seines Landes und seines Volkes; sein welscher Kamerad und Genosse ist wegen Landesverrats gehenkt worden.

Was in der Zuständigkeit der autonomen Stellen liegt, wird Schritt für Schritt durchgeführt werden und ist teilweise bereits in der Durchführung begriffen. So ordnete z. B. der Landesausschuß schon unterm 28. Oktober 1916 u. a. Folgendes an: „1. Alle in deutscher Sprache an den Landesausschuß oder an ein Landesamt gerichteten Eingaben sind in deutscher Sprache auch dann zu erledigen, wenn sie aus Welschtirol kommen; 2. mit den deutschen Gemeinden in Welschtirol ist ausschließlich deutsch zu verkehren; 3. im Verkehr mit allen staatlichen Verwaltungsbehörden in Welschtirol ist ausschließlich die deutsche Sprache anzuwenden, ebenso im Verkehr mit allen Landesanstalten und im Verkehr der einzelnen Landesämter untereinander" usw. Wer die früheren Zustände kennt, der versteht, welche große Bedeutung für die Einheit des Landes und seiner Verwaltung diesen Bestimmungen zukommt. Die höheren und niederen Beamten an den Staatsämtern können sich allerdings noch nicht überall von ihren alten Gewohnheiten frei machen, und in der Öffentlichkeit, wie in schriftlichen Beschwerden wird immer wieder darüber geklagt, daß die staatlichen Organe den deutschen Gemeinden in Welschtirol welsche Erlasse, Bekanntmachungen usw. zugehen lassen.

Die durch den neuen politischen Kurs herbeigeführte Vorherrschaft des Slaventums in Österreich und der hierdurch angerichtete Wirrwarr; die Begnadigung der welschen Staats- und Landesverräter und die infolge des gleichen Vorgangs

in den Jahren 1848, 49 und 1866 gemachten Erfahrungen; die vom Ministerium Seidler unter dem Einfluß des tschechischen Ministers des Äußeren Grafen Czernin angekündigte Umwandlung des österreichischen Staates zu einem Staatswesen auf „förderativer Grundlage" und der Durchführung einer „nationalen Autonomie mit Kreiseinteilung"; der zersetzende Einfluß einer fremdblütigen demokratisch-internationalen Werbung und Großstadtpresse; die fortgesetzte staatsgegnerische Haltung der welschtirolischen Abgeordneten im Reichstag: diese und andere Wetterzeichen ließen die Befürchtung gerechtfertigt erscheinen, daß nach Wiedereintritt des Friedens die im letzten Grund irredentistischen Zwecken dienenden sogen. „Autonomie-Bestrebungen" für Welschtirol wieder aufleben werden. Um solchen Versuchen, mögen sie ausgehen von wem immer, von vornherein jede Aussicht auf einen Erfolg zu nehmen, hat der Elferausschuß der deutschen Abgeordneten unterm 5. November 1917 eine Kundgebung beschlossen und veröffentlicht, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und in der es u. a. heißt: „Unentwegt festhaltend an der staatsrechtlichen Einheit Tirols und überzeugt von der Notwendigkeit, das ganze Land politisch und militärisch für Österreich dauernd zu sichern, wird gefordert, daß im Einverständnis mit dem Landtag mit dem größten Nachdruck alle staats- und landesfeindlichen irredentistischen Bestrebungen unterdrückt werden; ebenso wird im Interesse der Landeseinheit die Einführung staatlicher Kreisämter und Kreisvertretungen einstimmig abgelehnt."

Hiermit ist eine offene Kampfansage gegeben gegen alle Versuche, von staatswegen die Landeseinheit zu lockern, sowie gegen eine erneute Duldung der „Italia irredenta", wie die Vergangenheit sie aufwies.

Dabei kann sich der Elferausschuß nicht nur mit dieser, sondern auch mit allen anderen in der Denkschrift niedergelegten und einmütig beschlossenen, wenn auch noch nicht veröffentlichten Forderungen und Maßnahmen auf den nicht weniger einmütigen Willen des allzeit staats- und kaisertreuen Tiroler Volkes stützen. Schon am 4. September 1917 hatte der Landeskulturrat unter zahlreicher Anwohnung von Landtags- und Reichsratsabgeordneten einen Beschluß gefaßt, worin unter kräftiger Ablehnung irgendwelcher „Abtretungen österreichischer oder tirolischer Gebiete an das räuberische Italien" und unter Festhalten „an einem ungeteilten und durch keine nationalen oder sprachlichen Scheidewände teilbaren Kronland Tirol von der nördlichen Reichsgrenze bis zur Berner Klause und zum Gartsee" in der Frage der politischen Neuordnung Österreichs „die redliche und kräftige Voranstellung des österreichischen Staatsgedankens" verlangt wird.

Die Stellungnahme zu den wichtigsten Zukunftsfragen Tirols blieb indes nicht auf diese Vertretungs-Körperschaften beschränkt. Sie wird gestützt und getragen durch das Volk selbst, durch verschiedene öffentliche Kundgebungen und Versammlungen, deren Entschließungen sich sämtlich in Übereinstimmung mit den

Entschließungen des Elferausschusses und seiner auch nach dem 5. November noch fortgesetzten Beratungen bewegen: Aufrechterhaltung der Unteilbarkeit des Landes, Schaffung eines Wehrgürtels an dessen Südgrenze, Schaffung von Einrichtungen zur Erlernung der deutschen Sprache für die gesamte Bevölkerung Welschtirols, Reformen in der Ämterbesetzung und im Schul- und Kirchenwesen usw.

Besondere Beachtung verdienen hierunter Kundgebungen aus zwei südtirolischen Städten, nämlich aus Meran und Bozen: jene ausgegangen vom deutsch-nationalen „Bürgerverein", diese „von deutsch-freiheitlichen Vertrauensmännern". Auch sie verwerfen jeden Gedanken an eine „Autonomie"-Erteilung an einzelne Landschaften des unteilbaren Landes. Vor 15 Jahren (1902) war auf Antrag und unter der Führung des Meraner liberalen Landtagsabgeordneten Dr. v. Grabmayr mit Unterstützung seiner politischen Gesinnungsgenossen im Verfassungsausschuß des Landtags durch den sogenannten „Autonomie-Entwurf" eine Änderung der Landesordnung in der Richtung beschlossen worden, daß an Stelle der Einheit eine Dreiteilung des Landes nach sprachlichen Gesichtspunkten treten solle. Der laut sich äußernde Groll der konservativen Landbevölkerung und die Unersättlichkeit der irredentistischen Führer in ihren Forderungen führten damals die plötzliche Schließung des Landtags (am 17. Juli 1902) herbei und verhinderten dadurch, daß jener Entwurf Gesetz wurde. Auch die Führer dieser politischen Richtung im öffentlichen Leben Tirols und nicht weniger jene „Politiker", welche noch vor kaum drei Jahren, nämlich zur Zeit der heute von allen Kennern der Verhältnisse aufs schärfste verurteilten Bülow'schen Abtretungsvermittelung, den Verlust der südlichen Grenzlande glaubten leicht verschmerzen zu können, „weil Welschtirol stets mehr gekostet habe, als es einbrachte", haben somit die Lehren des Krieges verstanden und die gebotenen Schlußfolgerungen daraus gezogen.

Die eindrucksvollste aller dieser öffentlichen Kundgebungen war die Siegesfeier im festlich geschmückten Stadttheater der Landeshauptstadt Innsbruck am 2. Dezember 1917, und zwar nicht nur durch die Menge der Teilnehmer, nicht nur durch die Teilnahme der obersten Stellen der staatlichen und der autonomen Landesverwaltung, nicht nur durch den Schwung hinreißender und packender Reden und die stürmische Zustimmung, welche die Versammlung ihnen zuteil werden ließ: sondern ganz besonders noch durch den Umstand, daß an ihr auch Abordnungen aus Welschtirol teilnahmen und durch ihre Anwesenheit die Übereinstimmung der welschtirolischen Bevölkerung mit den Grundsätzen bekundeten, welche deutschtirolische Abgeordnete durchzuführen willens sind, eine Übereinstimmung, welche indes schon vorher in den amtlichen Beratungen und vertraulichen Besprechungen der Führer der deutschen Landtagsparteien auf Grund verläßlicher übereinstimmender Berichte für den Großteil der welschtirolischen Bevölkerung festgestellt worden war.

Tirol ist einig „von Kufstein bis zur Berner Klause", einig im Bekenntnis zur Staatstreue, einig in der Wahrung seiner Unteilbarkeit und Unversehrtheit, einig in der Neuordnung seiner Angelegenheiten. Dies ist die erste große Frucht des Krieges. Zur Seite stehen nur noch die gewissenlosen Hetzer und die Werber für den Landesfeind, die Träger der landesverräterischen Seuche, die der Krieg im welschtirolischen Volke selbst ausgelöscht hat.

Aber auch noch ein Anderes hat der Innsbrucker Kundgebung eine besondere Bedeutung verliehen: ein Unterton nur, der aber doch laut und vernehmbar sich bemerklich machte. Der Graf Czernin hat seinen vielen Friedensangeboten auf der Grundlage der bekannten, von den russischen Revolutionären herübergenommenen Formel nun auch ein solches an Italien auf der gleichen Grundlage folgen lassen. Auf ungeteilte Zustimmung der Tiroler wird er dabei kaum rechnen können! Tirol hat unter allen Kronländern des Staates wohl am meisten gelitten, sowie es an Blutopfern, die gebracht werden mußten, von keinem anderen Kronlande erreicht wird. Aber in keinem anderen Kronland ist dafür auch das ganze Volk von einem so tiefgründigen und gerechten Haß gegen den treubrüchigen Landesfeind und Friedensstörer durchglüht, wie in Tirol. Als im Mai 1915 die Schleier fielen, da war wie mit einem Schlag durch ganz Tirol eine fiebernde Kriegslust aufgerüttelt. Fast gierig griff das Volk nach der Waffe. Der Welschenhaß glomm auf und schlug in hellen Flammen. Die Haufen sammelten sich, als ginge es zu einem Feste. Und wenn im eisigen Sturm und Schnee auf und in 3000 m hohen Bergen und Gletschern die Not hoch ging, dann gab die Losung: „Einmal werden wir die Angreifer sein"! den Verteidigern aufs Neue Mut und Kraft zur Ausdauer. Und als es, fast am Jahrestag des Treubruches, am 15. Mai 1916 dazu kam, da brauste neuer Jubel durch das ganze Land, wie bei Kriegsbeginn. Wie das Hereinbrechen eines längst erwarteten und ersehnten Gottesgerichtes aber, wie die Erfüllung einer durch religiöse Wahrheit geweihten Erfüllung wurde die Kunde von den vernichtenden Niederlagen des Feindes am Isonzo und weit darüber hinaus aufgenommen. Jubel und Begeisterung herrschte wieder im ganzen Lande. Auch Tirol wünscht den Frieden. „Aber", so klang es mächtig durch den festlichen Raum des Innsbrucker Theatersaales, „wir haben keinen Anlaß, um den Frieden zu winseln, keinen Anlaß zu einem ehrlosen Verzichtfrieden" .... „Wir wollen einen Frieden, der uns Gewähr gibt, daß ein solcher Krieg in absehbarer Zeit nicht wiederkehren kann", ... „wir wollen gesicherte Grenzen gegen den Landesfeind"! Diese Forderung aber war vorher schon in Gesprächen, in Briefen, in der Presse dutzendfach in den verschiedensten Formen zum Ausdruck gebracht worden, sie wird täglich immer wieder aufs neue erhoben, sie ist zur Forderung des Tages geworden! So war die Innsbrucker Kundgebung auch in dieser Beziehung eine gute Probe von der

Stimmung geworden, die von der Nord- bis zur Südgrenze, von oben bis unten im Volke herrscht. Die fiebernde Kriegslust von 1915 hat sich zu einem tatenfrohen Siegeswillen abgeklärt und verdichtet. Und diese gerechte Forderung hat ja auch anderwärts in Österreich schon ein Echo gefunden. Dem Sieger sein Recht!

Sie wird erfüllt werden durch Hinausschiebung der Süd- und Südostgrenzen des Landes über die Schluchten und Klausen, durch welche die tirolischen Flüsse ihren Weg sich brachen aus der Gebirgswelt hinaus in die anders geartete Welt „am Fuße des Alpgebirgs, das Deutschland schließet" (Dante). Und hier ist denn auch durch deutsche Waffensiege zugleich eine „Germania irredenta", die sich zurücksehnt zur Vereinigung mit den Blutsbrüdern, zu erlösen von einer mitleidslosen Fremdherrschaft, die deren Eigenart tödlich zu ersticken droht.

Und darum: Heil Euch Tirolern! Heil Euch und Sieg zu Eurem Rat und zu Eurer Tat und zu Eurem starken Siegeswillen! (Neujahr 1918.)

Die Bevölkerung der baltischen Provinzen.

Von H. Seidel, Berlin.

Die Friedensverhandlungen mit den Russen haben neben anderen Fragen ganz besonders die Zukunft der baltischen Provinzen zu entscheiden. In diesen Ländern, die einst vor Jahrhunderten von Deutschen erobert und besiedelt wurden, sitzen außer der dünnen germanischen Oberschicht zwei an Zahl bedeutend stärkere Völker, die Letten und die Esten, welche immer staatlich unselbständig waren, jetzt aber mit um so größerem Nachdruck das Recht der Selbstbestimmung für sich in Anspruch nehmen. Beide Völker haben sich in der Revolution von 1905 als blutige Feinde des Deutschtums erwiesen, und nur bei den Esten ist es allmählich zu einer Rückkehr zum Bessern gekommen. Unter den Letten dagegen gärt der alte Haß noch fort und äußert sich zeitweilig in heftigen Ausbrüchen. Solche sind uns schon öfter zu Ohren gekommen. Der letzte hat sich sogar erst kürzlich ereignet, als gewisse lettische Wortführer in der Pariser „Humanité" eine „Erklärung gegen deutsche Annexionsabsichten" erscheinen ließen. Diese wurde, wie sich das bei solcher Sache von selbst versteht, umgehend vom „Vorwärts" am 8. Dezember vorigen Jahres abgedruckt. Sie lautet:

„Vor Europa und den Verbündeten legen wir mit Entrüstung unseren allerschärfsten Protest ein gegen die Annexion Kurlands durch Deutschland und gegen die Teilung Litauens.

Wir erheben noch einmal unsere Stimme, um unsere Freiheit gegenüber dem Germanentum zu fordern. Wir appellieren an die Verbündeten, auf daß sie im Namen der kleinen Völker und als Verteidiger der Menschlichkeit ihre Verwahrung dagegen einlegen.

Wir sind davon überzeugt, daß uns das großmütige Frankreich, der Vorkämpfer der Freiheit, vor dem Germanentum nicht im Stich lassen wird, gegen das wir seit sieben Jahrhunderten unablässig gekämpft haben, daß das mächtige England eine deutsche Hegemonie an der baltischen Küste nicht dulden wird, und daß das demokratische Amerika der deutschen Autokratie nicht gestatten wird, auf freie Länder ihre Hand zu legen."

Gegen dies phrasenstrotzende Schriftstück ist gleich nach seinem Erscheinen der ernsteste Widerspruch laut geworden. Alle Kenner der Verhältnisse nannten die Auslassungen ungenau, um nicht zu sagen: unwahr. Denn die Letten sind nicht die Urbewohner der baltischen Länder, als welche sie sich so gern hinstellen. Sie haben auch nicht „seit sieben Jahrhunderten unablässig gegen das Germanentum gekämpft", wohl aber Jahrhunderte ruhig in seinem Schutz und Schirm gesessen und durch dasselbe Germanentum die Errettung aus dem Joche der Leibeigenschaft und alle Bildung und Kultur empfangen, die sie überhaupt besitzen.

Wollen wir in diesen Fragen zu einem unparteiischen Urteil gelangen, so ist es unbedingt nötig, in unserer Darstellung mehr als 700 Jahre zurückzugreifen, damit die heutigen Zustände aus der Vergangenheit verständlich werden.

Als gegen Ausgang des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts die Besiedlung dieser Gebiete einsetzte, fanden die Deutschen im Umkreise des Rigaer Meerbusens sowie an der Düna und Windau drei finnisch-ugrische Völker vor, nämlich die Kuren, die Liven und die Esten. Zwischen die ersten beiden schoben sich von Süden herauf die Letten, welche im Gegensatz zu jenen der indogermanischen Völkergruppe angehören und Verwandte der Litauer sind. Zuerst von allen wurden die Kuren im christlichen Westen bekannt. Wohl die früheste sichere Nachricht knüpft sich an das Jahr 870, als schwedische Wikinger die Kurenfeste Apule berannten. Bald wußte man von ihnen, daß sie kriegerische Seefahrer seien, weite Raubzüge ausführten und ihren binnenländischen Nachbarn, den Letten, das Leben erschwerten, indem sie ihnen den Zutritt zum Meere sperrten und ihren Handel beeinträchtigten.

Etwas später werden auch die Esten in den Quellen erwähnt. Von den Liven dagegen empfangen wir kaum vor dem Erscheinen der Hanseaten an der unteren Düna nähere Kunde. Sie wohnten damals zwischen diesem Strome, der ihre Westgrenze bildete, und den Flüßchen Salis und Sedde, daß also der Breitengrad des heutigen Städtchens Walk zugleich die Völkerscheide ausmachte. Einzelne abgeschlitterte Teile saßen an der Nordspitze Kurlands und weiter abendwärts am offenen Meere. Die Liven waren kriegerischen Sinnes und liebten

außer ihren schönen, mit Silber und Gold verzierten Waffen noch Prunk und Putz, weshalb sie bei den deutschen Kaufleuten schnell als gute Kunden geschätzt wurden. Mit den Letten standen sie fortdauernd in blutiger Fehde, die von beiden Seiten mit harter Grausamkeit geübt wurde. Diese Lage benutzten die Deutschen, um ein Volk gegen das andere auszuspielen. Je nachdem es ihrem Vorteil entsprach, begünstigten sie bald die Letten, bald die Liven und erreichten dadurch, daß sich die streitsüchtigen Widersacher selbst zerfleischten. Dank dieser (nicht gerade ehrlichen) Politik gestaltete sich die Unterwerfung des Landes für die neuen Herren nicht allzuschwierig. Doch dauerten die Kämpfe mit den Liven immerhin bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Dann erlahmte ihre Kraft; sie schmolzen dahin und machten den Letten Platz, die sogleich ihre Wohnsitze einnahmen, sich mit den einstigen Todfeinden vermischten oder sie beiseite drängten, bis sie allmählich ihre nationale Selbständigkeit einbüßten. Die letzten Reste, kaum 2000 an der Zahl, haben sich auf die Nordspitze Kurlands, die sogenannte „Halbinsel", zurückgezogen und leben hier — östlich und westlich von Kap Domesnäs — zwischen Liserort und Melle Sille still und zurückgezogen als Strandbauern und Fischer. Im Jahre 1892 gab der kurländische Baron Wolf von Metzsch-Schilbach eine anziehende, mit Abbildungen begleitete Schilderung dieser Leute. Obwohl sie alle lettisch verstehen, auch Schule und Kirche lettisch sind, haben sie doch ihre alte Sprache treulich bewahrt und damit zugleich manche Sitten und Bräuche der Vorzeit. Nach Ansicht anderer Gewährsmänner sollen die „letzten Liven" eigentlich als Kuren anzusprechen sein, die durch eine merkwürdige Namenübertragung ihre jetzige Bezeichnung erlangt haben.

Die Kuren selber sind als zusammenhängendes Volk bereits vor mehreren Jahrhunderten verschwunden. Nur noch die Erinnerung an sie ist übrig, die sich in den Worten „Kurisches Haff", „Kurische Nehrung" und „Kurland" bis in unsere Tage gerettet hat. Dabei sind die Kuren, die einst von Samlands nachbarlicher Küste an bis über das langgestreckte Windautal hinaus ihre Sitze hatten, ein gefährlicher Gegner der Schwertbrüder gewesen, denen sie mit Hilfe der verbündeten Litauer am 22. September 1236 — wahrscheinlich bei Saule — eine vernichtende Niederlage beibrachten. Einzig die schnelle Hilfe aus Preußen rettete die Brüder, die im folgenden Jahre kraft einer Bulle Gregors IX. mit den Deutschrittern vereinigt wurden und deren Tracht und Regel annahmen. Trotzdem ließen sich die Kuren immer von neuem zu Friedensstörungen hinreißen, sei es, daß sie Kirchen und Klöster überfielen und ausraubten oder schwache Niederlassungen der Deutschen unter Mord und Brand verheerten. Schließlich ging es mit ihnen bergab. Im Jahre 1267 schlossen sie jenen milden „ewigen Frieden" mit dem Orden, der die Oberhoheit der Deutschen bestätigte, den Eingeborenen alle Schonung gewährte, ihnen aber nicht mehr zum bleibenden Segen gedieh. Sie nahmen allmählich an Menge ab, starben aus oder vermischten sich mit der

Letten, die geschwind bei der Hand waren, das mehr und mehr von seinen Bewohnern entblößte Gebiet einzunehmen. So kam es, daß die Letten sich bereits damals in West- und Mittelkurland festsetzten. Die Schwertbrüder begünstigten sogar den Zuzug, um der Entvölkerung zu steuern. Gleichwohl müssen wir streng dabei verharren, daß diese geschichtlich nachweisbare Einwanderung der Letten nicht *vor* dem Erscheinen der Deutschen begann, sondern erst rund 100 Jahre *nach* der Gründung Rigas (1201) und des Schwertordens (1202) einsetzte.

Die Letten haben also, wie ein Führer der Balten, *Baron von Manteuffel-Katzdangen*, mit Recht hervorhebt, keinen „historischen Anspruch, sich als Urbewohner des Landes zu bezeichnen oder darauf hinzuweisen, daß sie länger im Lande säßen als die Deutschen." Außer den Resten der Kuren und Liven gab es dort auch deutsche Bauern, leider nur in geringer Zahl, die ebenfalls vom Orden hereingezogen waren. Sie sind zwar mit der Zeit fast sämtlich „lettisiert" worden, und höchstens ganz vereinzelt lassen sich noch unverfälschte Reste dieser alten Kolonisten entdecken. Nur im südöstlichen Kurland und in Semgallen haben *schon frühe* lettische Stämme gesessen. Nicht viel anders verhält es sich in Livland, wo die Letten in gewissen Strichen vielleicht als Rückwanderer anzusehen wären, d. h. wenn die geschichtliche Anschauung, daß sie *vor* dem Eindringen der Finnen eine bedeutendere Ausbreitung gehabt hätten, zu Recht besteht. Sonst werden allgemein die *Goten* als die Vorsassen betrachtet. Doch herrscht Streit darüber, wie und wodurch die bis in die Gegenwart spürbaren gotischen Einflüsse zu erklären seien, ob durch wirkliche Besiedlung, die etwa vom Beginn unserer Zeitrechnung bis zum Einbruch der Hunnen (375) gedauert hätte, oder nur durch gotische Standlager und gotische Kaufleute. In Estland haben die Letten selbst heute noch nicht Fuß gefaßt; der Verbreitungsgürtel der Esten reicht vielmehr ziemlich weit nach Nordost-Livland hinein. Die Letten dagegen waren in Estland vor Ausbruch des Weltkrieges nur mit 0,11 Prozent unter der dortigen Bevölkerung verteilt.

Damit sind wir bei dem dritten finnisch-ugrischen Volke im Rahmen des Baltikums angelangt, das sich — anders als die Kuren und Liven — durch alle Stürme der Jahrhunderte gesund und lebensfrisch erhalten hat. An rund 900000 Seelen stark wohnen die Esten vom Rigaer Meerbusen und seinen Außeninseln bis vor die Tore von Petersburg, bauen emsig und genügsam ihre Scholle, sind Viehzüchter, Fischer, Arbeiter oder vertreten Handwerk und Kleingewerbe, namentlich in den Städten. Doch haben sie sich auch mit Erfolg in größeren Unternehmungen und in den Kreisen der Intelligenz hervorgetan. Gegen das Deutschtum verhielten sich die Esten nur zeitweilig und nicht allgemein ablehnend oder feindlich. Das trat besonders in dem Jahrzehnt vor der Revolution von 1905 zutage. Zuerst war es die russische Presse, die „Nowoje Wremja" voran, die das Feuer schürte. Dann erschienen jung-estnisch-nationale Blätter auf

dem Plan, wie „Postimees", „Uudised" und „Teataja", und verhetzten, reizten, verleumdeten bald in der unglaublichsten Weise. Wer diese häßlichen Machenschaften kennen lernen will, lese die kleine Schrift von Adalbert Volck „Wer trägt die Schuld?", Dorpat 1906. Sie zeigt, wie der Boden für den Ausbruch der Zerstörung unter der urteilslosen und mißleiteten Menge vorbereitet wurde, wie gewissenlose Aufwiegler die Leidenschaften des städtischen und ländlichen Proletariats bis zum äußersten anstachelten. Den Brand selber, dem in kurzer Zeit 97 Herrenhäuser und zahlreiche Menschenleben zum Opfer fielen, schildern die „Erlebnisse aus Estlands roten Tagen" von dem nur mit Mühe dem Tode entronnenen Gutsbesitzer Ernst von Ramm.

Der den Deutschen wohlgesinnte, überlegende Teil des estnischen Volkes hat sich solcher Verbrechen nicht schuldig gemacht. Diese Kreise strebten vielmehr mit Eifer danach, sich durch Besuch der baltischen höheren Schulen, der Universität Dorpat und des Rigaer Polytechnikums deutsche Bildung und deutsche Wissenschaft anzueignen. Das geschah in der ausgesprochenen Absicht, später als Geistliche, Juristen, Ärzte, Lehrer oder als Techniker, Ingenieure und Industrielle ihre Lehrmeister aus dem Felde schlagen zu können. Und dieser friedliche Wettbewerb besteht noch heute.

Seinen völkischen Ursprung sieht man den Esten gegenwärtig kaum noch an. Frühe Blutmischung mit geraubten schwedischen Mädchen und weitgehende Aufnahme anderer germanischer Gäste hat die eigenartigen Rassenmerkmale, wie hervorstehende Backenknochen und viereckige Augenhöhlen, gemildert, wenn nicht getilgt, und nur die volltönende, vokalreiche Sprache bezeugt ihre Herkunft. Die Esten zeichnen sich durch Größe und Stärke ihrer Männer, Freundlichkeit und Fleiß ihrer Frauen aus. Man findet unter ihnen „prachtvolle germanische Wikinger-Typen, von friesischen Fischern nicht zu unterscheiden". Im Heere stellen sie vortreffliche Soldaten, die sich durch tüchtige Marsch- und Schießleistungen hervortun. In der Marine sind sie von jeher als abgehärtete, unerschrockene Matrosen und geschickte Handwerker bekannt. Ihr steiles, bunt zerzacktes Gestade zeigt ebenso wie die Küsten von Dagö, Moon und Ösel „eine Reihe von kleinen Halbinseln, Buchten und natürlichen Schlupfwinkeln, die sehr dazu beigetragen haben, den Schiffsverkehr zu entwickeln und die estnische Uferbevölkerung zu Seefahrern ersten Ranges zu machen".

In der Heimat bedeuten die Esten, d. h. für die Zeit kurz vor dem Kriege, nicht weniger als 88,67 v. H. der auf 467 000 Köpfe veranschlagten Bevölkerung ihrer Provinz. Auch jenseits der Grenzen haben sie sich ziemlich dicht angesiedelt, zunächst in dem Gebiete zwischen Narva und Petersburg, so daß man während des Hochstandes der roten Flut tatsächlich ein Umsichgreifen der Revolution bis zur Reichshauptstadt befürchtete. In Nord-Livland erreichen sie beinahe 40 v. H., fehlen jedoch in Kurland fast gänzlich. Dort überwiegt das Mischvolk der Letten, das mit mehr als 75 v. H. den stärksten Teil der Einwohner darstellt. An Deutschen zählte man in Estland eben 4, an Russen 5 v. H. Die Juden beliefen sich auf etwa 1/8 v. H., und die Letten, Polen, Litauer, Schweden und sonstige Fremde ergaben zusammen eben noch 2 v. H. Estland ist daher von den drei baltischen Provinzen völkisch am einheitlichsten besiedelt.

Um so bunter schaut es dagegen in Livland aus. Hier stehen die Letten mit 43 1/2 v. H. obenan. Ihnen folgen die Esten und diesen, allerdings in erheblichem Abstande, die Deutschen, welche es nur auf höchstens 7,6 v. H. bringen.

Nach ihnen kommen Russen, Juden und zuletzt die schon bei Estland verzeichneten Gäste aus Polen, Litauen und Schweden, einschl. der spärlichen Vertreter anderer Nationalitäten. Dies Bild verschiebt sich aber sofort, wenn man zum Vergleiche einige der größeren Städte heranzieht. Für Riga betrug der Vorkriegsanteil der Deutschen, wie ich den „Stimmen aus dem Osten" vom 3. Januar 1918 entnehme, gerade 69000. Schon daraus erklärt es sich, daß die ehrwürdige Hansestadt noch jetzt in jedem reichsländischen Besucher einen durchaus deutschen Eindruck wachruft. Auf Dorpat, mitten im Estengebiete, entfielen noch immer 16,6 v. H. Deutsche bei 1,01 v. H. Letten und 68,63 v. H. Esten. Noch abweichender gestaltete sich das Verhältnis für Reval, das unter seinen 87000 Einwohnern kaum 0,4 v. H. Letten, 62,7 v. H. Esten, aber 15,9 v. H. Russen und trotzdem fast denselben Hundertsatz an Deutschen beherbergte wie die Universitätsstadt Dorpat.

Bei den Letten sei vorab daran erinnert, daß sie wie die Litauer ursprünglich zum baltischen Zweige der Indogermanen rechneten. Während aber die Litauer sich mehr gen Süden ausbreiteten und selbst nach Ostpreußen hineinreichten, haben ihre lettischen Verwandten stets einen Zug nach Norden, also zum Meere hin, bewiesen. Es wird sogar, wie schon angedeutet, als möglich hingestellt, daß sie im Dunkel vor- oder frühgeschichtlicher Zeit einen größeren Teil der baltischen Länder besetzt hielten, bis sie in unserm 6. oder 7. Jahrhundert den finnisch-ugrischen Eindringlingen weichen mußten. Vielleicht mag sich daraus die Todfeindschaft erklären, die seit alters zwischen jenen und den Letten bestand. Die letztgenannten zerfielen zu Beginn der deutschen Eroberung „nach Art und Dialekt" in mehrere Gruppen, die man sich am besten nach ihrer Lage zur Düna merkt. Östlich vom Strome, also im Südosten der Liven, hausten die Lettgallen oder Hochletten, später „Letten" schlechthin genannt. Nach dem Rückgange der Liven siedelten sie in deren Gebiet über, so daß man schon im späteren Mittelalter die durch den Ordensbesitz getrennten Territorien des Erzbischofs von Riga in eine „lettische Seite", an Ewest und Düna, und in eine „livische Seite" am Rigaer Meerbusen teilte. Noch weiter südlich waren die Selen daheim, deren Sitze bis ins „kurische Oberland", also um die westlichen Zuflüsse der Aa verlegt werden. Zwischen dieser Aa und der unteren Düna (in der großen Mitauer Ebene) wohnten als dritter Hauptstamm die Semgallen oder Niederletten. Nach ihnen erhielt dieser Bereich den gleichlautenden Namen, den wir 1562 bei der Begründung des Herzogtums Kurland durch die Dynastie der Kettler wieder hören. Seitdem blieb er bis 1795, d. h. bis zum Anfall der Lande an das russische Reich in Kraft. Daher pflegt man selbst heute außer von kur- und livländischen Letten noch von Semgallern zu reden.

Sie alle haben ihren eigentlichen Rassencharakter schon lange verloren. Durch häufige Zufuhr fremden, bes. slavischen Blutes sind sie allmählich zu einem Mischvolke geworden, das jedoch in

Sprache, Wesen und Erscheinung ein überraschend einheitliches Gepräge erlangt hat. Ihre Gesamtzahl mag vor dem Weltkriege an 1400000 Seelen betragen haben. Davon lebten in Kurland 510000, in Livland über 560000 und in den Gouvernements Witebsk, Kowno und Pleskau (oder Pskow) noch gegen 300000. Außer andern Bestandteilen sind auch deutsche Elemente im Lettentum aufgegangen. Dies betrifft insonderheit wirtschaftlich schwache Existenzen, wie Handwerker, kleine Geschäftstreibende und Arbeiter, in Kurland auch zerstreut lebende Bauern, denen in der fremden Flut notwendig der nationale Rückhalt ermangeln mußte. Dazu kam ferner „eine nicht unbeträchtliche schwedische Einwanderung, durch die unter anderm auch die großen Lücken, die die schwere Pestzeit im Anfange des 18. Jahrhunderts in der Bevölkerung gerissen hatte, gefüllt wurden". Baron von Manteuffel, dem ich diese Angaben entnehme, sagt weiter: „So sind z. B. eine Anzahl Bauernhofsbesitzer auf meinem Gute schwedischer Abstammung und wissen es sogar teilweise selbst noch. Der ganze Strand von Libau bis Memel, also die Gegend, die zuerst von den deutschen Truppen berührt wurde, ist bis tief ins Land hinein von einer solchen, einstmals schwedischen Bevölkerung bewohnt, die somit, wenn sie auch lettisch spricht, doch das reinste germanische Blut besitzt. Ebenso sind viele später eingewanderte Reichsdeutsche im Lettentum aufgegangen. Ich möchte behaupten, daß es (in Kurland) wohl keinen Letten gibt, dessen Blut nicht mindestens bis zu 25 v. H. germanisch wäre, während bei vielen dieser Prozentsatz natürlich noch höher ist. Der ganze äußere Habitus der Letten hat demgemäß auch ein stark germanisches Gepräge". Besonders hervorgehoben werden muß noch, daß auch ihre „Kultur, so weit sie eine solche besitzen, eine rein deutsche ist. Ihre Sprache ist von deutschen Pastoren geformt worden; sie gehören fast ausnahmslos zu einer so typisch deutschen Religion, wie es der Protestantismus ist, und wären längst im Deutschtum aufgegangen, wenn dies durch unglückliche Zeitläufte und speziell durch das Entgegenwirken der russischen Regierung nicht immer wieder verhindert worden wäre".

Was die Arbeit der deutschen Pastoren anlangt, so verweise ich nur auf die „Lettisch-literarische Gesellschaft", die 1824 in Riga, einem Aufrufe des Pastors Klot folgend, durch 61 ideal gesinnte Männer „in uneigennütziger Liebe zu dem vor wenigen Jahren aus der Leibeigenschaft entlassenen lettischen Landvolke, das in völliger Unbildung lebte", begründet wurde. Anfangs waren es nur Deutsche, meistens Landpastoren, die sich zu diesem Werke zusammenfanden. Wie es gefördert wurde, zeigt das aufopfernde Beispiel jenes Pastors Wilhelm Pantenius von Sallgallen, einem Mitschöpfer des lettischen Schrifttums, dem sein Sohn Theodor Hermann Pantenius in den Erinnerungen „Aus den Jugendjahren eines alten Kurländers" ein so schönes Denkmal gesetzt hat.

Als Mischvolk haben die Letten nicht gerade die Tugenden ihrer Stammväter in sich vereinigt. Sie sind gastfrei, liebenswürdig und anpassungsfähig, aber auch unzuverlässig und leicht zugänglich für fremde Einflüsterungen. Die in vergangenen Jahrhunderten oft strenge und gewalttätige Herrschaft der Deutschen, später der Russen hat sie zwar fügsam und unterwürfig, aber auch mißtrauisch, verschlossen und hinterhältig gemacht. Gegen ihre wirklichen oder vermeintlichen Feinde sind sie voll heimlichen Grolls und suchen nur zu gern Rache an ihnen auszuüben. Seit vor einigen 60 Jahren die Befehdung der baltischen Deutschen durch die Russen begann, begünstigten und ermutigten diese alle gegen unsere Landsleute gerichteten Bestrebungen der Letten wie nachher der Esten. Schon 1883 kam es zu tätlichen Auflehnungen gegen die deutschen Gutsbesitzer und Geistlichen, verbunden mit Brandstiftungen, Diebereien und Einbrüchen, und selbst ein „Agrarmord" ward damals begangen. Gelang es auch, dem Unheil rasch zu steuern, so glomm doch das einmal angefachte Feuer im stillen fort, zumal von

russischer Seite andauernd gegen die Deutschen gewühlt wurde und nichts geschah, den stets begehrlicher auftretenden Nationaldünkel der Letten einzudämmen. —

Unsere Rundschau in den baltischen Provinzen würde aber nicht vollständig sein, wenn wir nicht auch der sonst noch in diesem Kreise lebenden Volkssplitter (oder „Minoritäten") gedenken wollten. Es versteht sich von selbst, daß alle Zahlenangaben sich nur auf die Jahre vor dem Weltkriege beziehen. Das wolle man ja nicht vergessen. Welche Wechsel inzwischen eingetreten sein mögen, läßt sich nicht im entferntesten in arithmetische Ausdrücke fassen. Nur soviel steht fest, daß die Bevölkerung des Baltikums ganz bedeutend vermindert sein muß. Baron von Manteuffel glaubt, daß allein von der halben Million kurischer Letten „mindestens 200.000 von den Russen „evakuiert" worden sind, von welchen freilich nach der Einnahme Rigas 70.000 wieder heimgekehrt sein sollen." Wenn dies auch nur annähernd der Wahrheit entspricht, dann wird uns die Haltung der deutsch-feindlichen Letten immer unverständlicher. Wollen sie wirklich, um die Worte eines ihrer Führer zu gebrauchen, „im russischen Sumpf ersticken", oder hat ihre Vorliebe für das Moskowitertum andere Gründe?

Eine schwere Zeit ist auch über das von uns noch nicht besetzte Livland und Estland hereingebrochen. Bis in die jüngste Vergangenheit drangen Klagen zu uns herüber, wie die russische Gewaltherrschaft die unglücklichen Provinzen zugrunde richte, die Bewohner ausraube, wegschleppe oder töte. In den „Stimmen aus dem Osten" lasen wir fortgesetzt erschütternde Notschreie von geplünderten Bauern und Gutsherren, die Vieh und Futter, Getreide, Kartoffeln, Gemüse, kurz alle Vorräte an die zügellose Soldateska abliefern mußten. Wer es versuchte, sich dagegen zu wehren, wurde ohne weiteres umgebracht. Nicht glimpflicher spielte man den Städten mit. Hier hatte man es besonders auf Geld und Gut, daneben auch auf Fabrikeinrichtungen und Maschinen abgesehen. Was man für irgend brauchbar hielt, ward herausgerissen, verpackt und nach dem Innern Rußlands verschickt. Die Arbeiter bekamen ihren Abschied oder mußten, sofern sie in den Betrieben nicht zu entbehren waren, mit den Maschinen ins „heilige Rußland" abwandern. Wenn in Zukunft die ersten, wirklich brauchbaren Zählungen vorliegen, wird man allmählich „die Greuel der Verwüstung" statistisch feststellen können.

Daß auch die Inseln durch den Krieg gelitten haben, darf uns nach allem nicht Wunder nehmen. Auf Dagö, Ösel, Moon und Nachbarschaft lebten um 1914 zusammen ungefähr 40.000 Menschen, in der Mehrheit Esten. Neben ihnen saßen hier und in den Städten des Festlandes an 7000 Schweden. Außerdem beherbergten die drei Provinzen noch Polen und Litauer zu höheren Sätzen. Die ersteren, die erheblich „unter deutschen Kultureinflüssen stehen" sollen und Gutsbesitzer, Kaufleute, Beamte, Gewerbetreibende und Arbeiter sind, haben sich großenteils in Kurland oder in und um Riga ansässig gemacht. Die Litauer

trifft man im „südöstlichen Winkel von Oberkurland“ an, ferner in den Großstädten wie Riga und Libau.

Die Zahl der Deutschen, von denen bisher am wenigsten die Rede war, betrug um 1910 bis 1914 etwa 200000. Als ein „Volk“ lassen sie sich kaum bezeichnen; sie bilden nur, wie schon angedeutet, eine dünne Oberschicht. Denn dem Kaufmann, dem Priester und dem Ritter ist nicht der deutsche Bauer gefolgt, der allein den Grundpfeiler einer breiten, völkischen Entwicklung abzugeben vermochte. Auf dem Seewege konnten weder die Kirche noch der Orden ausreichende Scharen von Landsiedlern hereinführen, und der Weg durch Preußen, der wohl benutzt worden war, fiel seit der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410 unter polnischen Verschluß. Sonach bestehen die Balten bis heute hauptsächlich aus dem Adel, den sogenannten „Literaten“, d. h. den akademisch gebildeten Ständen und ihren Angehörigen, sowie aus der Kaufmannschaft in den Städten. Weiter rechnen hierher die Vertreter des höheren Beamtenstandes, die Industriellen und die Inhaber der gehobenen Posten in den Fabriken und Betrieben.

Da ein deutscher Bauernstand fehlte, mußten Adel und Geistlichkeit für den gesamten Ackerbau und alle sonstigen niederen Arbeiten die Eingeborenen in Anspruch nehmen. Man beließ diese ungestört bei ihrer Sprache und ihrem völkischen Wesen, begnügte sich mit ihrer Taufe, dachte aber nicht daran, sie nachhaltig und mit Überlegung zu germanisieren. Man hatte sogar durchschlagende Gründe dagegen, weil man die völkische Reinheit der Eroberer nicht durch fremdes Blut beeinträchtigen wollte. Das ist gewiß richtig. Allein wie die Dinge nun einmal lagen, so entwickelte sich gleich von vornherein der bedenklichste (nationale!) Unterschied zwischen Herren und Bauern. Dieser vertiefte sich um so mehr, je härter das Joch der Leibeigenschaft die an Freiheit gewöhnten Völker zu drücken begann. Wütende Aufstände wiederholten sich in schneller Folge, bis nach vielem Blutvergießen und gestützt auf allerlei gesetzliche Pakten und Vorschriften der eingeborene Bauer zum „glebae adscriptus“ herabgesunken war. Die Ansätze hierzu gehen bis ins 13. Jahrhundert zurück; im 14. wird die Praxis mit Bewußtsein zum Vorteil der Gutsherrschaft fortgebildet und kommt im 15. Jahrhundert als legales Verhältnis zum Abschluß. Am besten wurden die Bauern unter dem Orden behandelt, der ihnen zunächst die Freizügigkeit gönnte und ihnen als den wertvollsten Kräften des Landes, namentlich bei der Ackerbestellung, ein vergleichsweise bequemes Los bereitete. Um so trauriger sah es dagegen unter dem Vasallenregimente aus. Diese kleineren oder größeren Tyrannen mußten sich 1586 vom König Stephan Báthory von Polen den Verweis sagen lassen, sie übten an ihren Bauern Bedrückungen, „dergleichen in der ganzen weiten Welt, selbst unter Heiden und Barbaren, nie wären erhöret worden“. Die schwedischen Könige Erich und Johann haben diesen Tadel unter scharfer Strafandrohung wiederholt.

Leider hat die Einführung der Reformation keine Abstellung jenes Übels gebracht. Noch am Ende des „philosophischen“ 18. Jahrhunderts erzählt uns der eifrige Anwalt der Letten, der leidenschaftliche, aber unhistorische Schriftsteller Garlieb Merkel, der Sohn eines Pastors, von evangelischen Gemeindehirten, welche selber Leibeigene besaßen und darin nichts Unrechtes fanden. Die „kurze Schilderung der Landgeistlichen in Livland“, wie sie Merkel im ersten Anhang seines Buches gibt, ist eine scharfe Anklage gegen die Kirche und ihre Diener, die solche Zustände geduldet haben. Nur vereinzelte fanden Mut und Lust, das Dasein der Bauern zu heben und für eine angemessene Schulbildung zu sorgen, die damals mehr als im argen lag.

Es muß zum Lobe der Balten gesagt werden, daß Merkels flammender Protest, dem sich gleichgesinnte Kreise anschlossen, eine schnelle und segensreiche Wirkung hatte. Da auch Kaiser

Alexander I. ähnliche Ziele verfolgte, so kam es zu amtlichen Erörterungen, die in der „Bauernverordnung von 1804" gipfelten. Eine endgiltige Regelung fand erst 1816 statt, und zwar zunächst in Estland, wo der Landtag die Aufhebung der Leibeigenschaft und die unbeschränkte Freiheit der Bauern erklärte. Im folgenden Jahre wurde dieselbe Maßnahme für Kurland und zwei Jahre danach auch für Livland in Kraft gesetzt. „So hatte sich in den baltischen Provinzen eine Reform vollzogen, die in dem übrigen Rußland erst beinahe ein halbes Jahrhundert später zur Durchführung gelangt". Bei Julius Eckardt und dem baltischen Geschichtsschreiber E. Seraphim sind viele Seiten dem Ausbau dieses edlen Werkes gewidmet.

Nun war ein freier Bauernstand da, der dem baltischen Adel schwere Opfer gekostet hatte. Aber er war, wie vordem, ein fremder. Der nationale Gegensatz bestand weiter, und es war garnicht abzusehen, wie sich die Dinge, vor allem auf dem platten Lande, entwickeln würden. Das Mißverhältnis zwischen 200000 deutschen Herren und mehr als zwei Millionen fremdstämmigen Kleinbürgern und Bauern mußte sich allmählich zum Unheil auswachsen. Die baltischen Besitzer erkannten zu spät, daß sie keine Beziehungen zu dem anderwärts in Rußland vorhandeuen deutschen Bauerntum gefunden und keine deutsche Bauernkolonisation getrieben hatten. Als man es endlich in und nach der Revolution versuchte, ließen sich nur mehr Teilerfolge erzielen. Zwar wurde, wie E. Schmid-Frankfurt hervorhebt, „unter Leitung einsichtiger und weitblickender Männer in kurzer Zeit noch vieles geschaffen, besonders in Kurland", wo Tausende deutscher Kolonisten aus Polen und Wolhynien ein neues Heim fanden. „Aber selbst ohne Ausbruch des Krieges hätte die russische Regierung wohl Mittel gefunden, eine weitere Tätigkeit auf diesem Gebiete zu unterbinden. Sie hatte bereits Maßnahmen getroffen, alle freien und freizumachenden Ländereien mit großrussischen Bauern zu besiedeln."

Die erste übrigens, die an die Gründung eines deutschen Bauernstandes in den Ostseeprovinzen gedacht hatte, war die Kaiserin Katharina II. Auf ihre Veranlassung wurden im Jahre 1766 im livländischen Kreise Wenden 86 bayerische und württembergische Familien in den Kolonien Hirschenhof und Helffreichshof angesetzt. Sie vermochten sich aber unter der lettischen Masse nicht zu halten. Wollten sie ihrem Deutschtum treu bleiben, so mußten sie ihren bäuerlichen Stand aufgeben und städtische Handwerker oder Gewerbetreibende werden. Das ist auch geschehen; allein das Land hat von diesem Wandel keinen Vorteil gehabt.

Aus der Not der Zeit geboren, wurde seit 1905 der jüngste Anlauf zur Tat erhoben, der sich die Rücksiedlung deutscher Bauern aus dem Innern Rußland zur Aufgabe nahm. Trotz des russischen Widerstandes schloß sich der baltische Adel fest zusammen, um alle deutschen Güter in deutschen Händen zu erhalten. Sowie ein Besitzer im Zwange der Umstände verkaufen mußte, wurde sein Gut von deutschen Käufern erworben, die „nun ihrerseits darangingen, das Gut in eine deutsche Bauerngemeinde zu verwandeln". Das Gelingen dieses Planes verdankt Kurland in der Hauptsache einem seiner deutschen Gutsherren, Silvio Broedrich, der selber auf seinen Gütern Kurmahlen und Planetzen eine blühende Bauernkolonie geschaffen hat. Neben ihm wirkte mit gleicher Kraft und Umsicht der Baron von Manteuffel-Katzdangen, den die Russen für seine Kulturtaten nach Sibirien verbannten. Glücklicherweise ist ihm nach langer Not die Flucht nach Deutschland gelungen. Wer sich über die Kolonosation in Kurland und Livland genauer unterrichten will, sei auf die Schrift von Dr. H. S. Weber verwiesen, der im 32. Heft

der „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" die „Deutsch-Russische Rücksiedlung" ausführlich behandelt. Seinen Darlegungen entnehme ich, daß in Kurland allein zwischen 1908 bis 1912 insgesamt 160000 Morgen parzelliert und darauf 13000 deutsche Bauern angesiedelt wurden. In derselben Art betrieb man die deutsche bäuerliche Kolonisation in Livland, das bereits 7000 Rückwanderer aufgenommen hat.

Wohl weiß ich, daß bei uns Widerspruch gegen die deutsche Bauernsiedlung im Osten verlautet ist. Man hat ihn von verschiedenen Stellen erhoben, hat dies bezweifelt und jenes als unmöglich hingestellt, und doch hoffe ich nach den bisherigen Erfolgen, daß man auch mit der Weiterführung des großen Beginnens viel Glück säen und viel Segen ernten werde.

Über die Russen, obgleich sie das bislang herrschende Volk waren, können wir am schnellsten hinweggehen. Nach der bis zum Kriege geltenden Annahme sollten sie in Estland nur 5,07 vH., in Livland 5,36 und in Kurland 5,68 vH. ausmachen. Das würde für Estland gegen 25000, für Livland 78000 und für Kurland 42000 Personen bedeuten oder zusammen etwa 145000. Nun ist nachträglich das Ergebnis der letzten russischen Volkszählung Rigas vom 5. Dezember 1913 bekannt geworden. Danach belief sich an diesem Tage die Gesamtbevölkerung Rigas nebst umliegendem Patrimonialgebiet, einschließlich des Militärs, auf 517000 Seelen. Davon waren 99600 Russen, 69000 Deutsch-Balten, 218000 Letten, 9000 Esten, 47600 Polen, 35000 Litauer, 33650 Juden und zirka 5400 anderer Nationalität. Als häusliche Umgangssprache gaben 81100 Personen das Deutsche an, aber nur 37000 das Polnische und 27000 das Litauische. Das scheint mir aber bei der Zähigkeit, mit der die Polen an ihrer Sprache festhalten und sich ihrer in der Familie jederzeit bedienen, mindestens zweifelhaft. Es werden also wohl auch hier, wie bei allen russischen Statistiken, einige Fehler untergelaufen sein, obschon uns versichert wird, daß die Zahlen den „Veröffentlichungen des Städtischen Statistischen Amtes" in Riga entnommen seien.

Die stärkere Einwanderung der Russen ins Baltikum ist hauptsächlich während der letzten 30 bis 50 Jahre erfolgt. Da aber wohl nur die Hälfte von ihnen als Kaufleute, Händler, Gemüsegärtner und ähnliche Kleinexistenzen wirklich im Lande eingebürgert ist, so bleibt eine zweite Hälfte übrig, die aus Soldaten, Offizieren, Polizisten, Beamten, Lehrern und Popen besteht, welche jederzeit mit Versetzung zu rechnen haben. Sie bilden demnach ein bewegliches Element, das von der zarischen Regierung lediglich zur Knechtung und Verrussung hereingeschickt war. Die russische Geistlichkeit lebt schon seit Nikolaus I. bei den Balten in traurigstem Andenken. Durch die Begründung des orthodoxen Bistums in Riga (1836) war ein Mittelpunkt für eine rücksichtslose Missionierung unter den Protestanten geschaffen worden, die man mit allen, auch den verderblichsten und unlautersten Miteln in den Schoß der russischen Staatskirche zu locken suchte. Um die entsetzlichen Wirkungen dieser Propaganda zu mildern, hat selbst Bismarck für seine irregeleiteten und bedrohten Glaubensgenossen eintreten müssen.

Nun endlich komme ich zu den Juden. In Estland trifft man sie nur spärlich, d. h. in den rein ländlichen Bezirken. In den Städten dagegen sieht das Bild anders aus. In Reval mit seinen 87000 Einwohnern sollen schon vor

dem Kriege an 1500 Juden gelebt haben, und ebensoviele sah man in der Universitätsstadt Dorpat, obgleich diese mit 43000 Einwohnern um die Hälfte kleiner als Reval ist. Von den um 1910 bis 1914 in Livland ansässigen Juden hatten sich die meisten nach Riga gezogen. Sie machten dort genau 6,5 v. H. der Bevölkerung aus oder, wie kurz vorher aus der Statistik mitgeteilt wurde, 33650 Köpfe. Das hat man bei der Revolution von 1905 — die übrigens, wie die estnische, keine Agrarrevolution war — auch sattsam verspürt. Ein Jude, Moiske Sokolowski mit Namen, von seinen Spießgesellen „Maxim" genannt, hatte sich für einige Wochen zum Herrn der Stadt erhoben und eine Jakobinerherrschaft eingerichtet, die vielen das Leben kostete. Die Morde und Mordversuche beliefen sich hier auf 670!

Noch dichter sitzen — oder saßen — die Juden in Kurland, wo sie bereits im Durchschnitt 5,6 Prozent der Einwohner ausmachten. Von diesen 41500 Israeliten beherbergte Mitau allein über 3000 oder etwas mehr als 9 vom Hundert aller Stadtsassen, die rund 35000 Köpfe betrugen. Auch in Libau, dem großen Kriegs- und Handelshafen, war der jüdische Anteil sehr beträchtlich, nämlich $8^1/_2$ Prozent oder reichlich 9300 Personen. Ob das ein Segen für die Bevölkerung ist, muß dahingestellt bleiben, zumal wenn man liest, daß diese Fremdlinge den Kleinhandel fast ganz in Händen hatten und ferner bei jederart größeren Geschäften, hauptsächlich beim Getreide- und Holzverkauf, die Vermittelung besorgten. Die kurländischen Juden sind angeblich aus Litauen eingewandert und, wie uns versichert wird, „deutsch kultiviert". „Politisch schlossen sie sich fest an die Deutschen an und förderten die vom Großgrundbesitz 1908 bis 1913 angebahnte Besiedlung Kurlands mit deutschen Kolonisten nach Kräften". „Einen Antisemitismus", sagt Georg Fritz, der Verfasser der „Ostjudenfrage" in M. Serings „Westrußland usw.", „gab es in Kurland nicht, aber bei der orthodoxen Richtung der Juden auch keine Mischehen. Als Libau durch seine Bahnverbindung zu einem bedeutenden Handelshafen heranwuchs, wanderten zahlreiche russische Juden dorthin, die zu den kurländischen in einen gewissen Gegensatz traten".

Dieser russische Zuwachs hat jedenfalls die Menge der Juden um 10000 erhöht, wodurch uns der Satz von Friedemann, der 51000 Juden für Kurland annimmt, verständlich wird. Davon sollen die Russen bei ihrem Rückzuge allein 30000 weggeschleppt haben. Man hofft, daß die ebenfalls fortgeführten russischen Juden „nicht in das befreite Kurland zurückkehren werden".

Von der Zukunft der baltischen Lande möchten wir, da die Entscheidung darüber noch aussteht, lieber schweigen, zumal vor dieser Frage als bestimmend und gestaltend eine andere sich erhebt. Sie heißt: Wie werden sich Esten und Letten verhalten, wenn ihnen der Friedensschluß das Recht der freien Selbstbestimmung gewähren sollte? Wir wollen gern zugeben, daß sich seit dem deutschen Siegeszug manches für uns zum Vorteil gewandt hat. Die ruhigeren und besonneren Elemente unter den Letten sind von jeher mit den Balten zusammengegangen; ihrer viele sind sogar vollständig germanisiert worden und fühlen sich sehr wohl dabei. Aber gleichwohl gibt es noch immer Volksteile, die sich von gewissenlosen oder machtlüsternen Führern auf die Seite unserer Feinde hinüberziehen lassen und das Heil der Ihren unter der russischen Herrschaft suchen. Die Vertreter dieser Richtung sitzen nicht bloß in Riga oder Mitau, sondern auch in der Schweiz, besonders in Zürich, wo sie in der „Neuen

Zürcher Zeitung" ein williges Sprachrohr gefunden haben. In der baltischen Heimat beunruhigt uns namentlich ein kurländischer Lette, Herr Tschakste, der eine deutsch abgefaßte, aber in Stockholm verlegte Schutzschrift für die Letten geschrieben hat. Darin heißt es u. a.: „Wenn jetzt in letzter Stunde die Angliederung an Deutschland nicht noch abgewehrt wird, dann werden — so schließt Herr Tschakste —, „nach 50 Jahren die Letten selbst zu guten Preußen geworden sein." — Wohl uns und ihnen, wenn es dahin käme. Wir wollen den Letten gern zugestehen, was wir billig gewähren können, aber nicht einen Deut mehr. Denn „für einen Deutschen kann und darf es keinen anderen Gesichtspunkt geben, als das Interesse des eigenen Volkes."

Sehr erfreulich klingt uns allen die Erklärung der Rigaer Kaufmannschaft in die Ohren, die sich einmütig für eine enge Angliederung an Deutschland entschieden hat. So freudig und ohne jeden Vorbehalt wie die Rigaer Kaufmannskammer sich hier zu uns bekennt, so freudig und rückhaltlos soll die Aufnahme dieser Botschaft im ganzen weiten Vaterlande sein. Erfreulich ist ferner manches, was wir von den Esten hören, wenn dort auch zur Zeit die Wogen der politischen Erregung noch hoch gehen mögen und Rätsel genug ob der Zukunft vor uns liegen. Im Weltkrieg haben sich die Esten seit Beginn beachtenswert deutschfreundlich erwiesen. Sie haben im Kampf ihre Soldatenpflicht vollauf erfüllt; aber sie haben keine besondern Bataillone gebildet wie die Letten. In der Duma wie in der Presse sind sie durchaus taktvoller in Wort und Schrift geblieben, sind zurückhaltend gewesen bei den maßlosen Beschimpfungen des Deutschen Reiches und der Deutsch-Balten und „haben sich überhaupt viel ruhiger und würdiger und daher auch viel klüger verhalten, als die Letten."

So steht es in Wahrheit um diese beiden Volkssplitter drüben im baltischen Land. Mit grauen Theorien oder politischen Experimenten zu Gunsten irgendwelcher verstiegenen Staatslehren wird dort nichts Gutes geschafft, wird dort nur Unheil gesät und Unheil geerntet. Am erschreckendsten zeigt sich dies in dem furchtbaren Treiben der bolschewistischen Horden, die mit Mord und Brand gegen Leben und Eigentum aller Besitzenden ohne Unterschied der völkischen Zugehörigkeit wüteten, bis ihnen durch den Vormarsch unserer sieggewohnten Heere endlich ein Ziel gesetzt ward. Der verzweiflungsvolle Notschrei der Est- und Livländer an die altehrwürdige Mutterstadt Lübeck fand den Weg zu den Ohren unsers Kaisers, der den ausgeraubten und gequälten Landsleuten wirksamste Hilfe zusicherte, um sie aus dem Zustande völliger Gesetzlosigkeit zu erretten. Möge nun aber die Feder nicht wieder verderben, was das Schwert errang; möge Baltenland fortan ganz und ungeteilt in Deutschland aufgehen!

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Der Weltkrieg.

Ackermann, J.: England in Not. Den Erinnerungen e. Austauſchgefangenen nacherzählt. 109 S. Geb. 2.20

* Durchbruchsſchlacht, Die, in Weſtgalizien. Feldpoſtbriefe, Einleit. v. Oberſt v. Duvernoy. 344 S. Geb. 4.50

* Fiſcher, P. u. P. Zühlke: Deutſchland u. d. Weltkrieg. Tatſachen u. Zahlen 1914—1917. 123 S. 2.—

Freytag-Loringhoven, Frhr. v.: Folgerungen a. d. Weltkriege. 111 S. 2.75

* Schlacht, Die, am Kanal. Feldpoſtbriefe. Einleit. v. Gen.-Leutn. v. Ardenne. 334 S. Geb. 4.50

Toeche-Mittler, S.: Das 3. Jahr i. Kampf z. See. 96 S. 2.50

Deutſche Geſchichte und Politik.

* Kohl, H.: Deutſchlands Einigungskriege 1864—1871 in Urkunden, ſowie in Briefen u. Berichten d. führ. Männer. 3 Bde. 422, 432 u. 479 S. Geb. 12.—

Pflugk-Harttung, J. v.,: Der Kampf um d. Freiheit d. Meere. Trafalgar, Skagerrak. 274 S. Geb. 5.—

Ziegler, Th., u. G. Egelhaaf: Zwei Schwabenreden z. gegenwärt. Lage. 31 S. —.80

Führende Deutſche.

* Bismarck, Johanna v.: Ein Lebensbild in Briefen. 1844—1894. 375 S. Geb. 6.—

* Koppen, L.: Katharina v. Bora, Luthers Frau. 171 S. Geb. 4.—

Marcks, E.: Luther u. Deutſchland. Eine Reformationsrede. 50 S. 1.—

* Peters, K.: Lebenserinnerungen. 147 S. Geb. 4.—

Tönnies, F.: Theodor Storm. Gedenkblätter. 72 S. Geb. 1.80

Vorbrodt, W.: A. Dieſterweg. Sein Leben u. ſeine Schriften. 2 Tle. 190 S. u. 137 S. 3.25

Deutſche Kultur u. Weltanſchauung.

Bley, F.: In Kraft u. Ehren. 134 S. 1.—

Buchwald, R.: Die Wiſſenſchaft v. deutſchen Nationalcharakter. 61 S. Geb. 2.40

Deutſches Wirtſch.- u. Geſellſchaftsleben.

Koch, W.: Handelskrieg u. Wirtſchaftsexpanſion. 291 S. 5.50

Lindemann, A.: Handbuch d. Mittelſtandsfürſorge f. Berlin u. Brandenburg. 292 S. 8.—

Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

Looſe, W.: Sagen a. d. Schwarzwaſſergebiet. Alten Quellen ſchlicht nacherzählt. 23 S. —.40

Zimmermann, A.: Guſtav Meyrink u. ſeine Freunde. 23 S. —.50

Zündel, G.: Erzählen u. Vorleſen. Vorſchläge zu gemeinſamer Lektüre im häusl. u. geſell. Kreiſe. 58 S. —.90

Deutſche Erziehung u. Schule.

Lieſe, E.: Die Volksſchule n. d. Kriege. 316 S. Geb. 5.—

Reuſchel, K.: Das deutſche Volkstum im Unterricht an höheren Schulen. 70 S. 1.60

Schomburg, H.: Der Wandervogel, ſeine Freunde u. ſeine Gegner. 112 S. Geb. 1.80

Völkiſche Unterhaltungs-Schriften.

Caſtelle, F.: Späte Lerchen in der Luft. Neue Gedichte. 14 S. —.80

Chriſtoterpe, Neue. Hrsg. v. Ad. Bartels u. J. Kögel. 39. Jg. 1918. 248 S. Geb. 4.—

mit + Abbildungen. * mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus der Arbeit des Deutschbundes.

Aufruf für die „Deutsche Nationalbücherei“.

Am 4. Dezember v. J. ist ein großer Teil der Bücherschätze der D.NB. in Gotha durch Feuer vernichtet und damit die Aufmerksamkeit aller deutschvölkischen Kreise auf diese für das deutsche Volkstum so wichtige Bücherei hingelenkt worden, zugleich aber auch die Verpflichtung entstanden, den Schaden, soweit das überhaupt möglich, wieder gut zu machen, ja dafür zu sorgen, daß gerade die Vernichtung unersetzlicher Bücherschätze der D.NB. die Veranlassung zur Vermehrung und Vergrößerung wird. Deshalb ist es die Ehrenpflicht jedes Deutschgesinnten, das noch junge Unternehmen, das der Anfangs- und Ausgangspunkt der Deutschkunde überhaupt sein soll, mit allen Kräften zu fördern.

Die D.NB. soll alle in deutscher oder fremder Sprache erschienenen Drucksachen, welche zur Kenntnis deutschen Volkstums beitragen, sammeln, aber nicht nur Bücher, sondern auch Flugschriften und Flugblätter, sowie Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Die D.NB. soll daher die Bücher besonders enthalten, welche die deutsche Landes-, Heimats- Stammes- und Volkskunde behandeln, vor allem deutsche Geschichts- und Altertumskunde, aber auch deutsche Sprach- und Mundartenforschung und deutsche Kirchen-, Staats-, Gesellschafts-, Wirtschafts- und Sittenlehre.

Die D.NB. soll aber auch der deutschen Kunst dienen, daher ein Mittelpunkt werden der deutschen Dichtkunst in gebundener und ungebundener Rede und besonders die Beschreibungen der Meisterwerke deutscher Maler, Bildhauer und Baumeister besitzen.

Die D.NB. will also durch ihre Bücherei das deutsche Volk lehren, daß aus der Kenntnis der deutschen Vergangenheit die Richtlinien für die Ertüchtigung des deutschen Volkes in geistiger, sittlicher, körperlicher Beziehung genommen werden können und müssen.

Die D.NB. will die Aufgabe zu lösen suchen, die Anteilnahme der Reichsdeutschen an dem Schicksale aller Auslandsdeutschen zu erwecken und zu festigen, welche als Vorposten deutschen Volkstums gelten und deren große Bedeutung der Weltkrieg uns hat erkennen lassen.

Die D.NB. will, daß alle Deutschen innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle zu der Erkenntnis kommen, mit den Balten in den Ostseeprovinzen, den Sachsen in Siebenbürgen, den Flamen am Kanal u. a. ein einig Volk von Brüder zu sein, damit diese erfahren: „Deutsch ist das Land und wird es ewig bleiben!“

Die D.NB. ist trotz des Gleichklanges der Namen aber nicht zu verwechseln mit der Deutschen Bücherei in Leipzig, die alle jetzt in Deutschland gedruckten Bücher sammelt, ohne dabei ihren Wert für das Deutschtum zu berücksichtigen.

Die D.NB. ist die erste Bücherei, welche die Rassenkunde im allgemeinen, die Deutschkunde im besonderen fördern und pflegen und als ein besonderes Fach seiner Bedeutung gemäß auffassen will. Alle, welche in anderen Büchereien sich mit dieser freilich jungen, aber bedeutendsten deutschen Wissenschaft beschäftigen, haben erfahren müssen, daß einschlägige Werke schwer aufzufinden sind, weil sie den verschiedensten Wissenschaften eingeordnet sind.

Die D.NB. ist also schon jetzt die erste Bücherei, die auf diesem Gebiete Abhilfe geschaffen hat, und allen, die sich in dieser Wissenschaft unterrichten wollen, die notwendigen Bücher übersichtlich zur Verfügung stellt, damit die Kenntnis der Rassenlehre, besonders der Deutschkunde in immer weitere Kreise unseres deutschen Volkes dringt.

An alle Deutschen ergeht daher gerade jetzt im Weltkriege, bei dem es sich nicht nur um siegen oder unterliegen handelt, sondern um das Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes und Staates, ja des deutschen Volkstums überhaupt, die ebenso dringende wie herzliche Aufforderung, die Aufgaben der D.NB. mit lösen zu helfen durch Beiträge an Büchern oder Geld und so das Dichterwort mit Rat und Tat zu verwirklichen:

Deutsch sei dein Geist, dein Lied, dein Wort,
Dein Volk dein Stolz und höchster Hort,
Und deutsch, was droht und kommen mag,
Dein Herz bis zu dem letzten Schlag!

Alle Geldspenden sind zu richten an die Herzogliche Landeskreditanstalt in Gotha (für Rechnung der „Deutschen Nationalbücherei"), alle Bücherſendungen an Herrn Prof. Langhans in Gotha, Ülleberstr. 3.

Erziehungsheime für junge Mädchen.

Die Erziehungsheime für junge Mädchen, die der Deutschbund einrichtet und fördert, möchten der eindringlich mahnenden Forderung unserer Zeit folgend, im jungen weiblichen Gemüte den Sinn und das Verständnis für heiliges Deutschtum erwecken und in ihm das Bewußtsein deutschen Wesens stärken. Verantwortlichkeitsgefühl und Gründlichkeit, Treue gegen sich und andere und die Liebe zum Guten, Wahren und Schönen, das sind die Ziele, zu welchen an der Hand unserer erhabenen deutschen Vorbilder die zukünftigen Mütter Deutschlands hingeleitet werden sollen.

Auf dem Erziehungsplan stehen: Körperpflege und Körperkultur, Vertiefung der Allgemeinbildung, Weiterbildung in Literatur, Fremdsprachen nnd Kunstgeschichte sowie Ästhetik, umfassendste Durchbildung im künstlerischen Klavierspiel und Kunstgesang, Anleitung zur Selbständigkeit im Kochen, Hauswesen, Weißnähen, Handarbeiten und Schneidern, Sommer- und Wintersport. Als erstes dieser Jungmädchenheime ist 1917 in Friedrichroda i. Th. das unter Leitung von Frau Frieda Hoeke-Kriele stehende errichtet worden. Nähere Auskunft über Einzelheiten erteilt die Vorsteherin. Hier seien nur einige Grundzüge des Lehrplanes mitgeteilt:

Die Körperkultur, unter welcher die ästhetische Pflichterfüllung gegen den Körper zu verstehen ist, gehört in erster Linie zu den Haupterfordernissen der Erziehung der deutschen weiblichen Jugend. — Alle Kunstgeschichtsstunden und Wanderungen durch Galerien haben ihren tiefen Zweck verfehlt, wenn das Empfundene an uns selbst keinen Ausdruck findet. Wertvoller noch als alles Wissen ist für die deutsche Frau und die zukünftige deutsche Mutter die Anmut, das schönheitlich Ausdrucksvolle der Bewegung. Wir ziehen die Pflege des Körpers und der Körperästhetik, diese Brücke vom Alltagsleben zur Kunst und umgekehrt, in unsern Pflichtenkreis und beobachten neben Übungen und Unterweisungen nicht nur edle Haltung und dynamischen Gang auf Wanderungen und bei allen häuslichen Verrichtungen. Wir wollen gesunde, widerstandsfähige deutsche anmutige Frauen durch Wandern, Schwimmen, Ballspielen und Rodeln, Schi- oder Eislaufen heranziehen, aber keine muskulösen, eckigen Sportsdamen.

Der wissenschaftliche Unterricht ist zunächst erst auf Vertiefung des von der Schule mitgebrachten Wissens angelegt. Erst wenn dieses Wissen ein lebendiges geworden ist und sich nicht mehr als ein Durcheinander von zusammenhanglosen, hier und da unter der Schwelle des Bewußtseins hängen gebliebenen Eindrücke äußert, erfolgt je nach Begabung und geistigem Verlangen der Schülerin der Weiteraufbau in Literatur, Kunstgeschichte und Ästhetik. — Die jungen Mädchen sollen nicht nur vielerlei „gehört" und „durchgenommen", sondern beim Verlassen des Erziehungsheimes soviel in sich aufgenommen haben, daß sie sich ein eigenes Urteil bilden und ein Kunstwerk mit wacher Seele genießen zu können.

Der Unterricht im Kochen, Backen, Einmachen, in der Haushaltsführung mit allen Einzelheiten, im Ausbessern, Weißnähen, Schneidern und Handarbeiten wird von einer erfahrenen, tüchtigen Hausfrau und anerkannten Lehrerin in praktischer Weise erteilt.

Der Gesangunterricht umfaßt die Entwicklung der Gesangskunst und ihre Forderung an die Sprachbehandlung, die Atemtechnik, Sprachbildung, Tonbildung und Stimmentwicklung, den Liedgesang und das Studium geistlicher und weltlicher Oratorien.—

Der Klavierunterricht befaßt sich nicht allein mit der Ausbildung der Technik, sondern erschließt der Schülerin das Wesen der heiligen Kunst und die Bedeutung der Musik als Erzieherin des Menschen.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceſtr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

3. Jahrgang | Heft 5/6 | Mai/Juni 1918

Nationen bestehen nicht aus Millionen: sie bestehen aus den Menschen, welche sich der Aufgabe der Nation bewußt und darum imstande sind, vor die Nullen zu treten und sie zur wirkenden Zahl zu machen. Lagarde.

Die innere Not unseres Volkes.

Von Privatdozent Dr. Arnold Ruge, Heidelberg.

Erst ganz allmählich, man möchte sagen mit einer gewissen Schamhaftigkeit, die wir gar nicht mehr gewöhnt waren, hat sich der Gedanke ans Tageslicht gewagt, daß Deutschland in den letzten Jahren vor dem Kriege in einer Entwicklung begriffen gewesen, die zum Zusammenbruch auf allen Gebieten des geistigen Lebens führen mußte, wenn sich nicht irgend etwas ganz Besonderes ereignete. Dieses Besondere ist der Weltkrieg mit all seinen Schrecklichkeiten, seinem scheinbaren Widersinn, seinen ungeheueren Leiden und Prüfungen, die gerade die Allerbesten schwer bedrücken. Das pharisäische Geschrei ist etwas weniger laut geworden; an allen Ecken und Enden taucht das Bewußtsein auf, daß es nun darauf ankommt, ob der Weltkrieg unserem Volke den Rest gibt, es auslöscht, es innerlich zermürbt und äußerlich zerschlägt, oder ob er Männer und Frauen mit dem Ruf erfüllt: Es muß vieles ganz anders werden: es muß ein sittlicher Erneuerungsprozeß beginnen; es muß eine neue Richtung eingeschlagen oder eine verloren gegangene wieder gesucht werden! Es ist trotz aller Trübsal ein nicht laut genug zu preisendes Glück, daß dieser Ruf lange anhält, daß die Dauer des Krieges

auch den Langsamen und Späten Zeit läßt, daß die Ausdehnung der Not und der Bekümmernis auf alle Teile der Bevölkerung die Besinnung allmählich hervorlockt und nicht nur Bekenner, sondern auch Prediger des echten und wahren Deutschtums aufkommen läßt. — Der Gedanke von der unbedingten Notwendigkeit einer völkischen, sittlich-religiösen Wiedergeburt ist da; er tritt an vielen Stellen und in ganz verschiedenen Formen auf. Es gilt jetzt, ihn zu pflegen, ihm die Stätte des Wachstums zu bereiten, ihm Sonne und Wärme und alle anderen Entfaltungsbedingungen zu verschaffen. Da kommt es zunächst darauf an, was dieser Gedanke bedeutet, aus welchen Voraussetzungen er gewachsen ist. Wie steht es denn eigentlich mit uns und was ist es, was die Sehnsucht nach sittlicher Erneuerung erwachen ließ, was uns stutzig und bedenklich macht, wenn wir auf die jüngste Vergangenheit und auf die unmittelbar erlebte Gegenwart schauen?

Zwei Dinge sind es, die uns in hohem Maße erschrecken und ernste Zweifel aufkommen lassen, ob der Verlauf der Kriegszeit einen wahren Sieg verspricht: das eine ist die unbegreifliche Gleichgültigkeit des Volkes und seiner berufenen Führer den großen Aufgaben gegenüber; das Zweite, Schlimmere und Bedrohlichere, ist die um sich greifende Verderbnis der Weltanschauung.

Die Gleichgültigkeit den eigentlichen Aufgaben des Lebens gegenüber hat sich im Kriege in geradezu furchtbarer Weise gerächt: Als ein schlafendes Volk sind wir plötzlich überrascht worden; von allen Seiten, von Nord und Süd, von West und Ost, von Innen und Außen waren und sind wir umstellt, ohne es bemerkt zu haben; es hat uns gar nicht weiter beunruhigt, den Feind vom Freunde zu unterscheiden, selbst Freundschaft zu suchen und Freundschaft zu verbürgen, um Fortbestand und Entfaltung unseres Volkes außer Gefahr zu bringen. Wir waren in die Erbärmlichkeiten des einzelnen Lebens verzerrt, in Erwerbssorgen und Äußerlichkeiten, und kannten die Aufgaben gar nicht, die darüber hinaus liegen. Wir haben alles gerade gehen lassen, wie es eben gehen mag, anstatt uns gegenseitig immer wieder von neuem zuzurufen: „Wachet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet!" Und so sind wir wirklich in Anfechtung gefallen. Heimlich, unbemerkt sind die herangekommen, die unser Bestes verraten haben, mit Stangen und Knüppeln nicht nur, sondern auch mit schleichendem Gift und täuschendem Schein sind die Verderber auf uns eingedrungen, um uns fortzuschaffen von den Quellen des wirklichen Lebens. Gleichgültig haben wir so manchen Weckruf an uns vorüberklingen lassen. Wir dürfen nicht sagen, es seien keine wackeren Rufer dagewesen, wir haben ihr Händeringen nur nicht sehen, ihre Mahnrufe nicht vernehmen wollen; wir haben unsere Ohren und Herzen verschlossen. Nun ist das Unglück [illegible] einfach da, und wenn wir jetzt an einsamen Tischen sitzen, unser Teuerstes [illegible] wurde, dann fühlen wir die eigene Mitschuld, dann sagt uns eine unentrinnbare Stimme, daß wir zu spät aufgestanden sind. Gegen alles wahrhaft [illegible] und Wichtige sind wir fabelhaft gleichgültig gewesen; nun fließen die

Ströme des Blutes, nun werden unsere Söhne, Väter, Brüder und Gatten erschlagen. Nun muß uns mit furchtbarem Leiden die selbstverständlichste Lehre eingehämmert werden: der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern es gibt noch etwas Anderes, um das er sich frühzeitig und sein ganzes Leben hindurch bekümmern muß.

Das Zweite, die Verderbnis der Weltanschauung, hängt mit der zur Schau getragenen Gleichgültigkeit unmittelbar zusammen. Was ist doch gleich eine „Weltanschauung", damit wir nur ja nicht mit unverständlichen und leeren Worten über die heiligsten und ernstesten Dinge reden! Weltanschauung ist der tiefinnerste Grund empfindungsmäßiger Stellungnahme des willens- und vernunftbegabten Menschen zu der Welt außer ihm selbst; Weltanschauung ist die Wurzel alles Lebens und Gestaltens. In der Weltanschauung eines Menschen, in der unbewußten nicht vernünftelnden Haltung allem gegenüber, was ihm im Leben begegnet, sind alle seine Taten und Gesinnungen verankert, aus ihr formt sich sein Charakter. Man kann alle Lebensäußerungen eines Menschen nur bis zu diesem Ursprung verfolgen, zu ergründen versuchen, welche Welt- und Lebensanschauung sich hinter ihnen birgt. Es gibt nur ganz wenige Menschen, die in der Lage sind, ihre eigene Weltanschauung auseinanderzusetzen oder sich derselben in ihren Einzelheiten bewußt wären. Im Kampfe der Meinungen platzen diese Lebensanschauungen gewaltig aufeinander, alle großen, vor allem aber die unblutigen Kämpfe der Weltgeschichte sind Kämpfe der Weltanschauungen gewesen. Überall treten verschiedene Weltanschauungen hervor; in dieser Verschiedenheit liegt der Grund der Mannigfaltigkeit des geistigen, kulturellen und religiösen Lebens. Es kommt alles darauf an, daß sich sowohl im Leben des Einzelnen, wie in dem der Nationen dieser weltanschauliche Grund klärt, läutert und festigt und allen von außen anstürmenden Mächten zum Trotz zum unerschöpflichen Quell lebendiger Taten wird. So ist es in Zeiten gewesen, wo gesunde Verhältnisse herrschten, wo man bei allen Entscheidungen den Respekt wahrte vor weltanschaulichen Erwägungen und sich nicht nur an schnelle Augenblickserfolge hielt. Ein Mensch, der keine feste Weltanschauung gewinnt, kann niemals feststehen und kann niemals Führer sein, und das gleiche gilt für ein Volk, das umbrandet von den Wogen des äußeren Umsturzes stets dem Zerreibungskampf ausgesetzt ist. Ein Volk, das seine Weltanschauung preisgibt, gibt sich selber auf, gerät in Verfall und Sklaverei, mag es auch vorübergehend ein schimmerndes Gewand tragen. Es hat zu allen Zeiten königlich gekleidete Sklaven gegeben. Aus der gesunden und gefestigten Weltanschauung eines Volkes fließt alles, was Bestand hat, Religion, Kunst, wahre Wissenschaft, Sitte, staatsbildende Kraft, gediegenes Erwerbs- und Verkehrsleben. Ist die Weltanschauung verderbt, dann ist auch alles das, was nur aus ihr kommen kann, gründlich schadhaft. Wer wollte leugnen, daß dies bei uns der Fall gewesen! — Worin besteht diese Verderbnis?

Es haben uns vor allem drei ganz schwere Krankheiten befallen oder sind vielleicht durch böse Pfuscher und Feinde an die Wurzel unseres seelischen Daseins gepflanzt worden; sie haben einen schnell fortschreitenden Zersetzungsprozeß unserer guten alten deutschen Weltanschauung herbeigeführt. Diese drei Krankheiten müssen wir kennen, bevor wir Heilmethoden anzupreisen wagen. Es muß da erinnert werden an den Unterschied zwischen einem guten und einem schlechten Arzte: der eine nimmt stets nur die kleinen einzelnen Leiden ins Auge, froh darüber, daß er etwas zu tun hat und immer wieder neue Pillen und Salben verschreiben kann, der andere aber sucht an den Grund des Leidens vorzudringen, den ganzen krankhaften Zustand zu heben, für den Kranken gesunde Verhältnisse herbeizuführen, die ihn innerlich und äußerlich stärken und beleben.

Drei Krankheiten also sind über unsere Weltanschauung gekommen, haben sie arg zersetzt und ihr die lebenspendende und gestaltende Kraft genommen: Die erste Krankheit ist der sogenannte „Intellektualismus". — Es ist das ein Fremdwort, wirft man ein, mit Unrecht: es ist eine fremde Sache, für die es nicht einmal ein deutsches Wort gibt, wie für viele Dinge, die von außen her einfach übernommen und als etwas ganz besonders Herrliches angepriesen wurden. Der „Intellektualismus" ist die Lehre, der Mensch könne und müsse alles einsehen, er vermöge alles zu erkennen, und es existiere gar nichts, was sich seiner Erkenntnisfähigkeit vollkommen entzöge, was nur zu glauben, zu empfinden, zu fühlen, zu ahnen oder staunend hinzunehmen sei. Diese Lehre, auf englischem Boden erwachsen, mußte notgedrungen, falls sie Platz griff, zur Überschätzung des Wissens führen und alle anderen Kräfte des menschlichen Innenlebens in den Hintergrund drängen. Das ist in der Tat geschehen: es hat sich eine Art Disputierkunst herausgebildet, die es vermochte, alle empfindungsmäßigen, instinkthaften Regungen als gänzlich „unberechtigt" hinzustellen und nur das gelten zu lassen, worüber man „streiten" kann. All das „Unaussprechliche" und „Unbeschreibliche" des Lebens ist damit in Verruf gekommen. Da mag sich nun das gesunde Empfinden aufbäumen, wie es will, schnell kommen die intelligenten Disputierer, die „Intellektualisten", und beweisen mit ihrer Kunst, daß das gar nichts sei. So hat man die selbstverständlichsten Erlebnisse zerpflückt, so hat man vom „naturwissenschaftlichen" Standpunkt aus verkündigt, Gott sei nicht da, weil man ihn nirgends mit den Mitteln der wissenschaftlichen Forschung antreffen könne; so hat man, um ein anderes Beispiel zu nennen, die Unterschiede zwischen Mann und Weib, die zu allen Zeiten, wo Sitte und gesunde Weltanschauung herrschten, ohne weiteres anerkannt werden, einfach fortdisputiert und verbreitet, solche Unterschiede gäbe es gar nicht oder doch ganz nebensächlich und unwesentlich, obwohl doch jedes natürliche Empfinden sie als geradezu ungeheuer wahrnimmt und Jahrtausende ihre Kultur darauf aufbauten. Diese lebensarme und lebenszerstörende Disputierkunst ist bei uns furchtbar in Ansehen gekommen und ist

Mode geworden, sie hat sich auf den deutschen Universitäten, einstmals den Hochburgen echt deutschen Empfindens und wahrer gediegener, bescheidener Wissenschaft eingefressen, sie ist so keck und frech geworden, daß sie es heute fertig bringt, an die Quellen unseres geistigen und kulturellen, ja sogar unseres christlich religiösen Lebens Fremdlinge als Hüter zu stellen und ihnen unser Wertvollstes anzuvertrauen; denn es ist ja „gleichgültig" wer da steht; Unterschiede gibt es ja gar keine unter den Menschen und Spekulieren und Diskutieren kann ja von jedermann erlernt werden, dazu bedarf es keiner Vorbedingungen ursprünglicher Art. Dieser „Intellektualismus" ist, wie gesagt, ein fremdes Kraut, das aber zu verschiedenen Zeiten, vor allen Dingen denen des Verfalles, übel in die Höhe geschossen ist. In der größten deutschen Dichtung, in Goethes „Faust", ist er verspottet und in all seiner Erbärmlichkeit dargestellt, denn Goethes „Faust" ist gar nichts anderes als die gewaltige Tragödie vom „Unbegreiflichen" und „Unbeschreiblichen" des menschlichen Lebens. Dieser „Intellektualismus" hat unser Volk ungeheuer arm gemacht an großen charaktervollen in führende Stellungen gelangenden Menschen und an mächtigen Schöpfungen auf allen Gebieten des Lebens, er hat das gesunde Volksempfinden beiseite geschoben, er hat Leuten das Wort gegeben, die nichts Ernsthaftes zu vollbringen vermögen, die in aufgeblasenem Stolze ihr erbärmliches Wissen preisen, während doch das, was in aller Welt gewußt werden kann, so winzig klein ist im Verhältnis zu dem, was gelebt und getan werden muß. — Der „Intellektualismus" ist deshalb von so verheerender Wirkung gewesen, weil er bei einem starken Lebensnerv unseres Volkes ansetzte: in der Tat nämlich ist das mutige und ernsthafte Vordringen zu dem, was gewußt werden mag, in unserem Volke immer in ganz besonders starkem Maße lebendig gewesen; wir waren das Volk der „Denker und Dichter", und das ist unser Ruhm. So war es leicht, an die Stelle des wirklichen Wissens das Scheinwissen zu setzen und dafür den Respekt in Anspruch zu nehmen, der dem ernsthaften, sich seiner Grenzen bewußten, in schlichtem Gewande auftretenden Wissen gezollt worden ist. Von unabwendbarem Verhängnis aber ist der „Intellektualismus" geworden dadurch, daß er der zweiten schweren Krankheit den Boden bereitete, dem „Materialismus".

Auch der Materialismus ist ein dem deutschen Wesen gewaltsam aufgepfropftes Gewächs von zehrender Wirkung. Der „Materialismus" behauptet, es gäbe in der Welt keine anderen Güter und Werte, als stoffliche, von den Sinnen zu erfassende und zu genießende, unser ganzes Innenleben sei selbst nur eine Bewegung von Stoffteilchen und damit etwas ganz und gar unfreies und naturgesetzliches. Wenn es nur materielle, stoffliche Güter gibt und sich die geistigen, seelischen, gar nicht von ihnen unterscheiden, so besteht auch keine Berechtigung, die Jagd nach äußeren Gütern zu verurteilen. Diese überall hin vorgedrungene Lehre hat die bösen Neigungen im Menschen bestärkt und zur Herrschaft gebracht; es ist ihnen nirgends ein Riegel vorgeschoben, sondern sie sind geradezu unterstützt, ja

in allgemeines Ansehen gebracht worden. Den niedrigsten Sinnen öffentlich zu dienen, die Befriedigung seiner Lust öffentlich zur Schau zu tragen, ist nicht nur erlaubt, sondern als wahres Zeichen eines „fortgeschrittenen" Menschen gepredigt worden. Der Materialismus hat unsere Seele nicht nur vergiftet, wie dies der „Intellektualismus" tat, sondern er hat sie geradezu ausgelöscht; er hat die von ihm ergriffene Menschheit entseelt. Er hat den Wert in Ansehen gebracht, der in biederen Zeiten am wenigsten Achtung genoß, das Geld und den äußeren Schein. Er hat uns Deutsche in unserem eigenen Hause geradezu mundtot gemacht, noch vielmehr, als es die Engländer vermochten, als sie uns von allen Seiten nach außen absperrten und einen Lügenfeldzug gegen uns unternahmen. Nach dem Geld- und Scheinwerte haben sich alle unsere Einrichtungen einschließlich der Gesetzgebung und ihrer Handhabung gerichtet, ist alles geregelt worden, was überhaupt zu regeln gewesen ist. Wer heute den Tanz um das goldene Kalb miterlebt, wer den furchtbaren tiefeingreifenden Wucher betrachtet, wer zusehen muß, wie in einer Zeit bitteren Todes der vom Kriege unbehelligte Teil der Bevölkerung dem schnöden Mammon nachläuft, der möchte fast ableugnen, ein Deutscher zu sein, der schämt sich bis in den innersten Grund seines Herzens einer derartigen Gemeinschaft. Der Materialismus ist jetzt im Kriege zu einer so bekannten Erscheinung geworden, daß wenig über ihn geredet zu werden braucht; er ist der Würger aller Harmlosigkeit und aller verinnerlichten Sitte; er ist das Hemmnis alles wirklichen, bedächtigen Fortschrittes; er reißt die Menschen auseinander, bringt sie um ihr wahres Glück; er tötet Scham und Innerlichkeit; er erstickt das Gefühl der Ehrfurcht, ohne das kein Volk wahrhaft sittlich sein kann; er ist der furchtbarste und grausamste Tyrann, den es jemals gegeben hat. In diesem Mammonismus und Materialismus drohten wir völlig unterzugehen. Ein Trost blieb uns bei dieser Knechtung durch äußeren Schimmer, durch Sucht nach Gewinn, durch die erbarmungslose Umwertung aller Werte in wirtschaftliche Werte, nämlich, daß diese Weltanschauung eine uns Deutschen ganz und gar fremde ist, daß sie uns aufgeschwatzt worden ist, daß sie sich bei uns einschlich und uns aus unserem eigenen Hause herauszustoßen suchte, daß wir deshalb hoffen dürfen, sie einmal wieder abzuschütteln, wenn ein Sturm käme, der furchtbar unter uns bläst. — Dieser Sturm braust durch unser Vaterland. Mächtige Ungewitter gehen nieder, alles erbebt und erzittert; wir werden durch die Trübsal und Verzweiflung in unser Haus gedrängt; wir werden genötigt, uns darin umzusehen, und da merken wir, daß es da eigentlich ganz andere Werte gibt und daß der Materialismus ein wüstes Schmarotzerkraut ist, das sich bei uns ausbreitete; wir wären wahrhaft froh, wenn wir es ausrotten könnten. Er hat alle die schönen, üppigen Gewächse bei uns angefressen und eine namenlose Öde bei uns verbreitet. Wir möchten so gerne wieder zurück in unsere alte Vertraulichkeit, in die einfache, frohe Zeit, aus deren Leistungen wir so gerne schöpfen, die uns anmuten wie

Grüße aus der Heimat und Jugendzeit. Aber noch iſt alles krank um uns herum; es wird alles mechaniſiert und materialiſiert; der Menſch wird zum bloßen Erwerbs- und Beutetier, noch bevor er aufzuſchauen vermag. Wir ſind ſo recht arm geworden an wahrer deutſcher Innerlichkeit, die immer nach außen ausſtrahlte, dem ganzen Leben etwas Feierliches und Ernſtes gab.

Damit kommen wir zur dritten Krankheit. Sie heißt „Individualismus". Auch der „Individualismus" iſt eine uns Deutſchen ganz fremde Sache, die aber für eine echte deutſche Eigentümlichkeit eingetauſcht werden konnte, weil wir nicht wachſam waren und der Täuſchung gleichgültig zuſchauten; um ſo unheilvoller wirkte dieſer Betrug. Der „Individualismus" ſetzte ſich an Stelle der deutſchen Sehnſucht nach echter großer Perſönlichkeit. Der „Individualismus" iſt die Lehre, die dem Menſchen einzureden ſucht, es gäbe in der Welt keine anderen Zwecke als das Wohl des Einzelmenſchen; alle Gemeinſchaftsbildungen ſind nach der Weisheit des „Individualismus" nur dazu da, um den Einzelmenſchen zu vergewaltigen, ſie ſollen nur künſtlicher, nicht notwendiger und ſelbſtverſtändlicher Natur ſein. Der „Individualismus" reißt das Einzelweſen aus den Zuſammenhängen gewaltſam heraus, in denen es ſolange geſtanden, wie Geſchichte war. Er löſt die menſchliche Geſellſchaft in lauter Atome auf. Er tut dies unter Zuhilfenahme des „Intellektualismus" und des „Materialismus". Die eine Lehre gibt ihm die Disputiermittel an die Hand und verſchafft ihm „Anſehen", die andere räumt die Hemmniſſe fort, die noch da ſind, ſolange der Menſch natürlich empfindet und noch nicht ſeelenlos iſt. Familie, Staat, Volk, Nation, Kirche ſind nach der Lehre des „Individualismus" Zwangsanſtalten, die zerſtört werden müſſen, um das Individuum „frei" zu machen. Wenn einmal jedes Individuum tun und laſſen kann, was es will, und nicht mehr gebunden iſt durch die aus allen Gemeinſchaftsbildungen notgedrungen wachſende Sitte, dann hat es nach der Lehre des „Individualismus" den höchſten erſtrebenswerten Zuſtand ſeiner Entwicklung erreicht. Daher das laute Geſchrei auf Straßen und Gaſſen nach „perſönlicher" Auslebungsmöglichkeit, ein Ruf der Zerſetzung und der Verneinung wahrer großer Perſönlichkeit, die nur möglich iſt als höchſtes Ideal großer Gemeinſchaftsbildungen. —

Ein Syſtem von Krankheiten alſo hat ſich bei unſerem deutſchen Volke eingeſchlichen, das ausgerottet werden muß, bevor wir wieder ein lebensſtarkes und zukunftfrohes Volk werden können, das mutig und ſich der großen Berufung bewußt wachſende Aufgaben in Angriff nehmen mag.

Jugendpflege nach dem Kriege.

Von Konrad Maß, Görlitz.

Je näher der Frieden rückt, desto dringender tritt die Aufgabe an uns heran, die Friedensarbeit vorzubereiten, uns über unsere Ziele und Wege klar zu werden. Es gilt nicht bloß, die schweren Wunden, die der Krieg dem Volke äußerlich und seelisch geschlagen, zu heilen, sondern auch neue Werte für die Zukunft zu schaffen, welche uns gegen die Wiederholung eines solchen räuberischen Überfalls, aber auch gegen die Befestigung solcher Entartungserscheinungen sichern, wie wir sie trotz allem Erhebenden doch leider in unserem Volke gespürt haben. Das ist nur möglich durch eine Erneuerung des ganzen Volkes auf bewußt deutscher Grundlage, — denn die Geschichte lehrt, daß Deutschland nie höher stand als wenn es sich auf seine eigene Kraft verließ, — und dadurch, daß das Volk sich auch nach außen hin stark und kräftig zeigt.

Ist es nicht vermessen, fast undankbar, von der Notwendigkeit einer inneren Erneuerung zu sprechen zu einer Zeit, wo unsere Heere seit Jahren dem gewaltigsten Ansturm, den die Geschichte kennt, standgehalten haben, wo sie in Ost und West tief in Feindesland stehen? Ist eine Erneuerung wirklich nötig?

Ich meine: ja. Wenn wir auch erkannt haben, daß die vaterlandslosen oder gar feindlichen Ziele weiter Kreise, deren Wirken wir fürchteten, nicht so stark waren, das im Volke schlummernde völkische Gefühl auszutilgen, so hat uns der Krieg doch gezeigt, daß die breiten Massen der Bevölkerung nur mit Mühe bei starkem Vertrauen und festem Siegeswillen zu halten waren, daß immer und immer wieder die Neigung hervortrat, trotz unserer günstigen militärischen Lage den Krieg durch einen „Frieden um jeden Preis" zu beenden, — ein sicheres Zeichen, daß unser Volk noch immer mehr von dunklen Gefühlen, als von klarer politischer Einsicht sich leiten läßt. Daraus allein geht schon die Notwendigkeit einer Erneuerung hervor, und diese Schlußfolgerung wird zwingend, wenn wir an all die häßlichen Nebenerscheinungen denken, die der Krieg gezeitigt hat: Haß und Neid, Mißgunst und üble Nachrede, Kriegswucher und Schleichhandel. Es ist klar, daß die Arbeit bei der Jugend einsetzen muß, zumal gerade bei ihr über wachsende Verwahrlosung, Zuchtlosigkeit und Straffälligkeit bitter geklagt wird.

Wie schon vor dem Kriege, so muß erst recht nach dem Kriege die Jugendpflege im Vordergrunde aller Wohlfahrtsbestrebungen stehen. Beim männlichen Geschlecht ist die Fürsorge für die jungen Leute in ein fast rein militärisches Fahrwasser gekommen. Das ist begreiflich und war zu Beginn des Krieges ein erfreuliches Zeichen der überall aufgeloderten Begeisterung. Jetzt aber müssen wir doch fragen: Sind die militärischen Übungen, namentlich der in Uniformen gesteckten und mit ihnen prunkenden Jünglinge wirklich geeignet, den unerschütterlichen Willen zum Durchhalten zu nähren und diese Gesinnung auch in die

Friedenszeit hinüberzuretten? Ich halte vielmehr eine auf das Gemüt wirkende, also mehr „innerliche", erzieherische Einwirkung für notwendig. Denn wenn wir nach dem Kriege endlich eine deutsche Kultur gründen wollen, so gehört dazu ganz gewiß zwar eine tüchtige Durchbildung des Körpers, — aber noch mehr, und vielleicht Größeres: es gehört dazu auch deutsche Bildung und ein deutsches Herz. Darum dürfen wir das Gemüt der Jugend nicht vernachlässigen; darum müssen wir sie nicht bloß wie bisher in deutsche Kunst und Sage, Geschichte und Art, in die Kunde von deutschem Leben und Schaffen einzuführen trachten, sondern auch — und hierzu ist in erster Reihe, aber keineswegs ausschließlich die Geistlichkeit berufen — ein frommes Geschlecht zu erziehen suchen, das in dem gewaltigen Ringen unserer Tage, in dem Auf- und Abstieg der Völker und ihren Auswirkungen Gottes Hand und Gottes Willen erkennt. Darum darf die mit so viel Liebe und Sorgfalt eingeleitete „Jugendpflege" im Sinne einer sittlichen Beeinflussung und geistigen Schulung nicht einer rein körperlichen „Ertüchtigung" Platz machen, — sie muß vielmehr eindringlicher als bisher neben dieser betrieben werden. Beide Arten der Erziehung müssen mehr als jetzt einander ergänzen und durchdringen. Ist es doch das Ziel der Jugendpflege, wie nicht oft genug betont werden kann: nicht diese oder jene Glanzleistung auf irgendeinem Gebiet hervorzubringen, — das können die Engländer auch, in deren Leben der falschbetriebene Sport eine so bedeutsame Rolle spielt —, sondern: ganze, kernige und wesensstarke Persönlichkeiten heranzubilden, die einst im Leben ihren Mann stehen, die es ernst meinen mit ihrer Pflicht gegen sich, gegen die Familie, gegen das Vaterland.

Eine solche Jugendpflege muß, wenn sie etwas erreichen soll, — und darin stimmen die meisten Jugendbildner mit mir überein —, pflichtmäßig („obligatorisch") betrieben werden. Bei dem Freiwilligentum kommt, wenn auch im Einzelnen manches Gute erreicht worden ist, nicht viel heraus. Ich möchte an die Spitze meiner Wünsche die Forderung stellen, daß die Fortbildungsschulen ihre Zöglinge an zwei Nachmittagen der Woche pflichtmäßig zu turnerischen Übungen zusammenrufen, — diesen Begriff im weitesten Sinne genommen, — also nicht bloß zu den rein schulmäßigen Übungen an Reck und Barren, zu Hoch-, Weit- und Stabsprung, sondern auch zu Spiel- und Wettlauf aller Art, zu Wanderungen mit Geländeübungen, Entfernungsschätzen u. dgl. Je vielseitiger diese Übungen gestaltet werden, um so mehr und nachhaltiger werden sie die Schüler anziehen; um so geringer wird auch das Bedenken sein, die Schüler an einem ganzen Nachmittag, also etwa vier Stunden lang, bei solchem Unterricht festzuhalten, ohne eine Übermüdung befürchten zu müssen. Die Arbeitgeber werden mit diesem Zwange allerdings im Anfang unzufrieden sein; aber hier muß durchgegriffen werden, denn es steht Höheres auf dem Spiele als ein geschäftlicher Nachteil. So gut man sich an früher unerhörte Forderungen, wie den Achtuhrladenschluß, an das sonn- und festtägliche Geschlossenhalten der Geschäfte,

an die zahlreichen Verpflichtungen aus den sozialpolitischen Gesetzen und jetzt im Kriege an allerlei Pflichten und Entbehrungen gewöhnt hat, wird man sich auch hieran gewöhnen. Bei wichtigen und eiligen Arbeiten, — wie z. B. in der Erntezeit — können natürlich Befreiungen eintreten. Und als Vorbereitung hierzu möchte ich fordern, daß schon in der Schule, wenn irgend möglich, eine verstärkte Körperpflege eingeführt wird, die nicht nur das Turnen, sondern auch planmäßiges Wandern und Schwimmen umfaßt. Die Zeit dafür muß geschafft werden, und das ist auch möglich, wenn beim Unterricht — z. B. in der alten Geschichte, in der Religion beim Alten Testament, in den alten Sprachen — auf manchen Ballast verzichtet wird. Die Heimat kennen und lieben zu lernen, Leib, Herz und Geist frisch zu erhalten, steht mir höher als trockene (nur diese!) Schulweisheit. Für Deutschkunde und heimische Geschichte, die nach meiner Ansicht auf allen Schulen zu kurz kommen, wären dann auch wohl noch ein paar Stunden zu erübrigen. Alle Jahre mag sich die Jungmannschaft etwa eines Regierungsbezirks oder eines kleinen Bundesstaates zu einem größeren Feste vereinigen, alle zwei oder drei Jahre mögen Ausscheidungskämpfe innerhalb noch weiterer Bezirke, in Preußen etwa der Provinzen, stattfinden, damit den jungen Leuten immer ein schönes Ziel, auf das sie hinarbeiten, vor Augen steht. Auch das Reisen zu den Kampforten und zurück macht den jungen Leuten Freude und bildet sie.

Diese körperliche Durchbildung ist nötig, um dem Vaterlande nach dem Kriege möglichst bald wieder einen starken und gesunden Volksnachwuchs zu schaffen, der zu ausdauernden Leistungen befähigt und vorgebildet ist. Alles Spielerische aber muß dabei fortfallen, und vor allem sollte diese Bewegung mehr in die Tiefe als in die Breite gehen, das heißt: Die Ausbildung darf nicht bei der körperlichen Kräftigung stehen bleiben, sondern muß sich außerdem auf alles beziehen, was der geistigen und seelischen Beeinflussung nützt. Besonders möchte ich hier den Heimgedanken gewahrt und gefördert wissen; die vom Turnen und Spielen nicht besetzten Abende sollten möglichst allen jungen Leuten Gelegenheit geben, in einem Heim zusammen zu kommen, Vorträge aus allen Wissensgebieten mit anzuhören, ein harmloses Spiel zu treiben oder auch einmal nur zu plaudern, an der Schnitz- oder Hobelbank Hand und Auge zu üben. Musik und Gesang, Gartenbau, Obst- und Gemüsezucht, ein gutes Buch, eine Stunde zum Beschauen guter Bilder unter fachkundiger Führung dürfen nicht fehlen. Der Sonntagnachmittag bleibt zweckmäßig für eine gemeinsame Wanderung frei, die den Jünglingen Kunde von ihrer engeren Heimat gibt auf allen Gebieten, wo einst Natur oder Menschenhand und -geist gewirkt hat oder heute noch schafft.

Eine Gefahr dieses Heimbetriebes darf allerdings nicht übersehen werden: Die jungen Leute dürfen ihrer Familie nicht entzogen werden. Denn die Familienerziehung ist durch nichts zu ersetzen, — mit der Aufrechterhaltung und der jetzt stark gefährdeten Reinhaltung der deutschen Familie steht

und fällt das Wohl des Volkes. Herrscht aber in einer Familie ein wirkliches, inniges Familienleben, das sich auf die Kräfte der Liebe aufbaut, so wird dies die jungen Leute zuhause festhalten, und sie werden vielleicht, was unter diesen Umständen völlig genügt, ein- oder zweimal wöchentlich das Heim aufsuchen oder vielleicht einmal im Monat an einer Sonntagswanderung teilnehmen. Entbehren sie indes eines solchen erziehenden und beglückenden Familienlebens, so soll das Heim ihnen einen gewissen Ersatz bieten, — wie ja überhaupt alle diese Einrichtungen nur in Anwendung kommen sollen, wenn und soweit die zur Erziehung in erster Reihe berufene Familie versagt.

Wer soll nun diese Heime betreiben? Es gibt zahlreiche Vereine mit den verschiedensten Zielen: Turnerei, Bildung, Erbauung, Wandern usw. Da sollte man den jungen Leuten volle Freiheit lassen. Nur von den Leitern ist zu fordern, daß sie immer das wahre Ziel aller Jugendpflege sich vor Augen halten. Mag dann der Verein eine Art Selbstverwaltung führen, die mir allerdings nur zulässig erscheint, wenn sich der Jugendleiter den nötigen Einfluß auf die Beschlüsse sichert und jedenfalls bei den Beratungen zugegen ist, — mag er die Aufnahme der Mitglieder von gewissen Bedingungen abhängig machen, z. B. von der Erhebung von Mitgliederbeiträgen, deren Verwendung dann aber zu überwachen wäre, — das alles sind Äußerlichkeiten. Wichtig ist nur, daß alle diese Vereine innerhalb eines bestimmten größeren Bezirks sich zu einem Verbande zusammenschließen, der dann unter Leitung eines (Kreis-)Jugendpflegers als Jugenpflege-„Organ" im Sinne des bekannten Ministerialerlasses vom 18. Januar 1911 gilt. Für diejenigen jungen Leute, die einem bestimmten Verein nicht angehören, müßte dieser Verband noch ein allgemeines Heim unterhalten, das allen jungen Leuten, die es besuchen wollen, ohne Weiteres offen steht. (In Görlitz hat sich diese hier vorgeschlagene Einrichtung recht gut bewährt.)

Gegen die Forderung des Zwanges darf man nicht einwenden, daß die Jugend dadurch zu sehr von ihrem Berufe abgelenkt würde. Schädlich ist die von Berufsarbeit freie Zeit nur, wenn ihre Ausnutzung dem jungen Manne ohne Aufsicht und sichere Leitung überlassen wird. Sonst ist ein Stück Freiheit für die Jugend, die sie oft so heiß ersehnt, ein Gottesgeschenk, das man nicht allzu karg bemessen sollte. Auch der Beruf kann nur gewinnen, wenn ein rüstiger Leib und eine empfängliche Seele sich ihm widmet. Auch ist es notwendig, die Jugend früh an den Gedanken zu gewöhnen, daß ihr Streben nicht allein dem Berufe, der sie einst nähren soll, gelten darf, sondern daß auch die Allgemeinheit ihre Tätigkeit verlangt, daß sie für die Gesamtheit, für das Volk mit schaffen muß und für sein Wohl und Wehe dereinst mit verantwortlich ist.

Was von den Knaben gilt, gilt dem Grundsatze nach auch für die Mädchen. Ja für sie, als Mütter des kommenden Geschlechts und Trägerinnen der deutschen Zukunft, fast in noch stärkerem Grade als für jene, besonders weil bei den

Millionen, die gleich nach der Schulentlassung in eine Fabrik eintreten, jeder erzieherische Einfluß fehlt, wie ihn der Knabe doch oft noch bei seinem Lehrmeister findet. Wenn die Mädchen und damit die Mütter verderben, ist das Beste verdorben; denn ein Volk, das des segensreichen Einflusses der Mütter entbehren muß, steht nicht auf der Höhe.

Bei der Erziehung ist von dem Grundsatze auszugehen, daß der Mann ins Leben gehört, die Frau aber ins Haus. Die eigentliche Bestimmung der Mädchen, die ihnen die Natur in die Wiege gelegt hat und die auch durch das wütendste Geschrei der Gegner, durch alle Bestrebungen dagegen nicht geändert oder auch nur eingeschränkt werden kann, ist der Beruf der Mutter. Es ist übrigens auch der Wunsch aller gesund empfindenden Mädchen, sich zu verheiraten; selbst durch das Leben hart umgetriebene, in Elend und Schande versunkene Mädchen laufen oft noch in den rettenden Hafen der Ehe ein und sühnen durch treue Mutterschaft ihre früher an der Gesellschaft begangene Schuld. Zu dieser wichtigen Aufgabe aber steht die Erziehung meist in unmittelbarem Widerspruch. Die Mädchen sollten körperlich geschult werden, um sich für die Ehe und Mutterschaft kräftig und gesund zu erhalten; sie müssen auch für die Wirtschaftsführung und Kinderpflege erzogen, sie müssen endlich, und das ist nichts Nebensächliches, seelisch gehoben werden, damit sie ihre Kinder dereinst in deutscher Innerlichkeit erziehen und selbst eine gern gesehene, geachtete Genossin des Mannes werden können.

Falsch dagegen ist es, die Mädchen körperlich zu überanstrengen; falsch, die ganze erziehliche Einwirkung darauf zu beschränken, in Kaffeekränzchen bei heiterem Geplauder und leichter Handarbeit die Mädchen zu sammeln, nur um sie von der Straße fern zu halten; noch falscher, ihnen den Kopf mit politischen Gedanken, die sie innerlich nicht zu fassen vermögen, z. B. mit Wahlrechtsgedanken anzufüllen und sie glauben zu machen, daß mit der Erfüllung der politischen Wünsche alle Not gebannt würde. Wer solche Gedanken in die Köpfe und Herzen der jungen Mädchen zu senken sich müht, versündigt sich am Vaterlande, dessen Wohl höher steht als die Ziele einer Partei oder einzelnen Gruppe.

Alle aufbauenden Arbeiten, die vor dem Kriege begonnen haben und vielfach während des Krieges fortgesetzt, sogar verstärkt worden sind, müssen auch in ferner Zukunft eifrig gefördert werden. Es muß in die Jugend, namentlich in die Jungmädchenwelt, mehr Verantwortungsgefühl und sittlicher Ernst getragen werden, was nur zu erreichen ist durch Erziehung zu Häuslichkeit und Schlichtheit. Darum sind auch hier die Pflichtfortbildungsschulen mit ihren vorwiegend praktischen Zielen am Platze; vielleicht könnte auch das von vielen geforderte „Dienstjahr" Gutes schaffen, das — wie die jungen Männer zum Heeresdienst — so die jungen Mädchen zu wirtschaftlichem Dienst einschl. Kinder- und Krankenpflege einberufen soll. Wohl hat die freiwillige Arbeit hier manches, stellenweise recht

Tüchtiges geleistet, — ihr sind aber von selbst Grenzen gezogen, und darum ist auch hier Zwang erforderlich. Die Ziele der Fürsorge haben sich eben verschoben: wollte man früher die jungen Mädchen vor der „bösen Welt" möglichst durch Abschließung bewahren, so wollen wir sie jetzt für die Welt, in der sie doch nun einmal leben und mit der sie sich abfinden müssen, und für ihre Sorgen und Nöte tüchtig machen. Und das geschieht eben durch eindringlichen Unterricht in allen Dingen, deren Kenntnis sie später als Hausfrau und Mutter bedürfen. Daher muß in der Mädchenfortbildungsschule der Unterricht in hauswirtschaftlichen Fächern sowie in Kranken- und Kinderpflege allen anderen Fächern voranstehen; daher muß auch, wo keine Fortbildungsschulen bestehen, die Tätigkeit der Vereine sich in derselben Richtung bewegen!

Neben dieser auf Kochen und Backen, Nähen und Flicken, Stopfen, Waschen und Bügeln gerichteten Schulung stehe eine kurze Unterweisung in „Lebenskunde", wobei namentlich die wichtigsten, die Mädchen selbst berührenden gesetzlichen Bestimmungen der sozialpolitischen Gesetze, der Reichsgewerbeordnung, Gesindeordnung usw. zu behandeln sind. Endlich werden zur Unterhaltung und Belehrung gute Bücher gelesen, Turn- und Reigenspiele veranstaltet, Gesang und Musik gepflegt. So haben sich auch bei den Mädchen die Heime als Mittelpunkt der erzieherischen Tätigkeit herausgebildet, zu denen, wenn in den Einrichtungen eine gewisse Vollständigkeit erreicht werden soll, noch ein Heim für obdachlose und vorübergehend stellenlose Mädchen treten müßte. (In Görlitz, wo, wie in in den meisten Städten, eine Fortbildungsschule für Mädchen noch nicht vorhanden ist, ist die Mädchenpflege in der bezeichneten Weise durchgeführt; ein Heim für obdachlose und stellenlose Mädchen ist mit einem Erholungsheim für kränkliche und schwächliche Kinder verbunden, um den Mädchen zugleich Gelegenheit zur Kinder- und Krankenpflege zu geben. Die ganze Einrichtung hat sich vortrefflich bewährt.)

Werden, was hoffentlich nicht mehr allzu lange dauert, einmal die Pflichtfortbildungsschulen allgemein eingeführt sein, so werden sie in den derartige Heime unterhaltenden Vereinen und ihrer erzieherischen Tätigkeit eine wertvolle Ergänzung der eigenen Arbeit finden. —

Endlich möchte ich für beide Geschlechter noch den Wunsch äußern, daß einige Anordnungen der stellv. Generalkommandos, in denen das Herumbummeln auf den Straßen, das Rauchen in der Öffentlichkeit, der Besuch bestimmter Kneipen, der Vertrieb bestimmter Bücher des Schund- und Schmutzschrifttums untersagt ist, sowie etwaige Anordnungen über den Sparzwang der Jugendlichen auch nach dem Frieden in Kraft bleiben. Mögen sie immerhin einer nochmaligen Prüfung und nötigenfalls einer Milderung unterzogen werden, — so ist es doch wichtig, den jungen Leuten recht eindringlich zu zeigen, daß sie noch unter die Aufsicht Erwachsener gehören, daß sie nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten

haben. Es gibt nichts Häßlicheres, als sechzehn- bis siebzehnjährige Burschen, die arbeitslos mit der Zigarette im Munde umherlungern oder johlend und kreischend, die Hände tief in die Taschen vergraben, die Stadt durchziehen. Dies alte Friedensbild darf mit dem ersehnten zukünftigen Frieden nicht wiederkehren! Nur nicht zu zage der Jugend gegenüber! Eine scharfe Hand verträgt sich wohl mit dem milden Sinne des Erziehers. —

Hand in Hand mit dieser erzieherischen Tätigkeit im engeren Sinne muß die wieder aufbauende Fürsorge für die Jugend gehen. Und da denke ich hauptsächlich an zwei Gebiete, die oben nur eben angedeutet werden konnten, aber doch im engsten Zusammenhang mit der Jugendpflege stehen: das ist die Berufsberatung und Berufswahl der Jugendlichen und ferner die schwierige Frage der Regelung des Lesestoffs durch Bekämpfung des Schmutz- und Schundschrifttums. Beide Bestrebungen, die nicht bloß die Jugend, sondern im gewissen Maße das ganze Volk berühren, hoffe ich in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift behandeln zu dürfen. —

Bürgerlich oder sozialistisch?

Von Theodor Fritsch, Leipzig.

Die Bolschewisten maßen sich an, Bringer einer neuen Staats- und Gesellschafts-Ordnung zu sein, einer Verfassung der „demokratischen Freiheit". Die Einführung dieses neuen Zustandes beginnen sie mit Massen-Ermordung und Beraubung friedlicher Bürger. Nach hergebrachten menschlichen Sittenbegriffen sollte dieses ruchlose Treiben den Abscheu aller Freunde der Gerechtigkeit und Gesittung erwecken; und doch scheint es auch außerhalb Rußlands nicht an Leuten zu fehlen, die solches Gebahren billigen, weil es ja nach ihrer Meinung um der Aufrichtung der neuen Freiheit willen nötig ist. Sie wollen die alte bürgerliche Gesellschaft nicht nur ihrer beherrschenden Stellung berauben, sondern sie womöglich ausrotten. Und hierbei huldigen sie einem Grundsatz, der sonst in bösem Ruf steht: „Der Zweck heiligt die Mittel". —

Halten wir einmal einen Augenblick inne in dem reißenden Strome der Ereignisse und dem Strudel der entfachten Leidenschaften; lassen wir alle Partei-Voreingenommenheit beiseite und suchen wir an rein menschlichen Maßstäben, an den Begriffen der Vernunft und Gerechtigkeit uns klar zu werden, was hier vorgeht.

Die alte Gesellschafts-Ordnung ist bei vielen in Verruf geraten. Sie besitzt ihre Mängel und hat gar mancherlei auf dem Kerbholz. Das Wirtschaftsleben hatte eine ausschweifende Gestalt angenommen; der Mißbrauch des Kapitals schuf

ungesunde Zustände. Einzelne bereicherten sich unmäßig; andere fühlten sich bedrückt und enteignet. Die gesellschaftlichen Gegensätze verschärften sich; der Reichtum nährte den Hochmut und erzeugte Haß in den unteren Schichten. Die Freiheit des Bürgers war vielfach bedroht, denn die Geldmacht schuf drückende Abhängigkeiten; ja, sie gefährdete Sitte und Recht, erzeugte Korruption und Rechtsbeugung. Die Geldmächtigen gewannen Einfluß auf Gesetzgebung und Regierung, lenkten die Dinge zu ihrem Vorteil und zum Schaden des Volkes. Was Wunder, wenn in den benachteiligten Schichten die Unzufriedenheit wuchs und ein allgemeiner Unwille weite Kreise ergriff.

Die Anklagen gegen diese gesellschaftlichen Mißstände wurden immer zahlreicher — und zwar nicht bloß aus sozialistischen, sondern auch aus bürgerlichen Kreisen. Denn es wäre falsch, anzunehmen, daß nur der völlig Besitzlose, der Lohnarbeiter, der „Proletarier" bei diesen Zuständen geschädigt worden sei; der Kleinbürger, der selbständige Gewerbtreibende war dabei in gleichem Maße benachteiligt, ja oft noch in höherem Grade als der Lohnarbeiter. Der letztere, wenn er tüchtig und zuverlässig war, sah sich gesucht und geschätzt und erfreute sich eines, wenn auch mäßigen, so doch gesicherten Einkommens. Der kleine Gewerbtreibende hingegen war durch den Wettbewerb des größeren Betriebes beständig in seiner Existenz bedroht, stets in Gefahr nicht nur sein Einkommen, sondern auch seine Habe zu verlieren.

Die sozialistische Bewegung bemächtigte sich dieser allgemeinen Mißstimmung; sie erklärte die gesamte gesellschaftliche Verfassung für verkehrt und bezeichnete sie als das „kapitalistische System", das bekämpft — mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müsse. Wie immer bei politischen Bewegungen, gab man auch hier den Beweggründen und Zielen einen grobschlächtigen Zuschnitt, um sie den Massen sinn- und augenfällig zu machen: Man erklärte den Krieg allem Besitz; man stellte Besitzlose und Besitzende als feindliche Parteien gegenüber. Als letztes Ziel galt die Überführung alles Besitzes in das Gemein-Eigentum — der Kommunismus.

Dem Bedürfnis nach starken Schlagworten genügten diese Zuspitzungen und Formulierungen in vollem Maße, der Gerechtigkeit und Vernunft entsprachen sie nicht. Man übersah dabei, daß es doch einen ganz harmlosen Besitz geben kann, der niemand schädigt, ja der auch anderen zum Mitgenuß dient; man übersah, daß es nur der ausschreitende Mißbrauch der Kapitalmacht, die unmäßige Aufhäufung des Besitzes in einzelnen Händen war, die für die Gesamtheit bedrückend und korrumpierend wirkte.

Gleichviel: es war so den Massen mundgerechter und geeignet, den dunklen Instinkten des Hasses und Neides zu dienen, wenn man kurzweg allen Besitzenden den Krieg erklärte. So war denn auf einmal vieles, was bisher als menschliche Tugend galt, zu einem Verbrechen gestempelt: wer fleißig und sparsam

lebte und etwas zurücklegte, der war nun auf einmal ein Missetäter an der Gesellschaft und mußte gestraft werden. Er wurde als Mitschuldiger betrachtet an dem „herrschenden System" und mitverantwortlich gemacht für alles, was wucherischer Kapitalismus an der Gesellschaft sündigte. —

Verbürgt denn nun die Aufhebung alles Privat-Eigentums wirklich die Seligkeit auf Erden? — Wäre das der Fall, so könnte es ertragen werden, wenn um eines so hohen Zieles willen einige tausend, oder selbst einige Millionen Menschen vorübergehend Unrecht litten. Aber diese Gewißheit besteht leider nicht! Alle praktischen Versuche, den Grundsatz des Gemein-Eigentums (Kommunismus) im Großen oder Kleinen durchzuführen, sind bisher gescheitert. Die einzige Ausnahme machen vielleicht die Rappisten, die Anhänger des Vater Rapp, die vor hundert Jahren in Amerika ein Menschenleben hindurch eine blühende, völlig kommunistische Gemeinde bildeten und dabei Reichtum erwarben. Ihre Gemeinschaft beruhte allerdings auf einem exzentrischen religiösen Prinzip: sie hielten es für sündhaft, zu heiraten und Kinder zu zeugen; so bildeten sie eine einzige große Familie — bis sie ausstarben. In allen anderen Fällen sind die Versuche der Gemein-Wirtschaft fehlgeschlagen. Wo der Begabte und Fleißige nicht mehr erwerben kann, als der Träge und Unfähige, wo Alle gleichen Lohn erhalten und sich auf gleiche Lebensansprüche einschränken müssen, da fehlt dem menschlichen Schaffen der rechte Ansporn. Der Tüchtige erkennt bald, daß es unnütz ist, mehr leisten zu wollen als der Minderwertige, der ja in gleichem Maße an dem Errungenen Anteil hat; und so stimmt auch er seine Leistung auf das Mindestmaß herab. Dabei kann aber die Gesamtheit auf keinen grünen Zweig kommen, und der menschliche Kulturfortschritt hört auf. Es müßte erst ein neues Geschlecht geboren werden, das soviel Gemeinsinn und Selbstlosigkeit mit zur Welt brächte, wie die Ameise und die Biene. Wo aber soll es herkommen? Das heutige Menschentum wird ohne den mächtigen Antrieb des Eigenvorteils und des Ehrgeizes nichts vor sich bringen.

Obwohl also noch keinerlei Beweis erbracht ist, daß die neue Lehre vom Gemeinbesitz und der Gemeinschafts-Arbeit Segen stiften kann, wollen einige Ideologen dennoch einen ganzen großen Staat — oder gar die ganze Welt — plötzlich auf das neue Prinzip stellen. Ob das gelingen wird? Wie die Erfahrung lehrt, wirken in der Natur wie auch im Menschenleben alle sprunghaften Umgestaltungen nur verwirrend und zerstörend. Die Natur liebt das Ruckweise und Plötzliche nicht — wenigstens dort nicht, wo sie aufbauen und neugestalten will. Ein Plötzliches ist der Sturm, oder der Blitz, aber er baut nicht auf, sondern zerstört. Alles organische Werden ist langsam und schrittweise, nach den Gesetzen des Wachstums. Und schließlich ist auch der Staat und die menschliche Gesellschaft ein Organisches und den organischen Gesetzen unterworfen. Wer hier mit rohen Händen dazwischen fährt und mit einem Schlage alle Dinge auf den Kopf

stellen will, der frevelt gegen die heiligsten Gesetze der Natur; er wird nur Verwirrung und Verwüstung schaffen.

Und so sind denn auch die Neuformer Rußlands nur Verwirrer und Verwüster, nicht Neuschöpfer, sondern Verbrecher. Es ist nicht anzunehmen, daß die vernünftigen unter unseren Sozialisten sich versucht fühlen sollten, die wahnwitzigen Wege der Bolschewisten zu wandeln, durch die im Grunde das gesamte sozialistische System bloßgestellt wurde. Umgestaltet soll werden — ja! Dafür sind auch wir; aber nur auf dem Wege schrittweiser vernünftiger Reform. Wollten unsere Sozialdemokraten doch endlich von der Vorstellung lassen, als ob sie allein die Schäden eines ausgearteten Kapitalismus erkannt hätten —, als ob sie die Einzigen wären, die eine vernünftige Neugestaltung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse erstreben; wollten sie doch nicht länger alle Bürgerlichen als eine „blinde reaktionäre Masse" fanatisch anfeinden, dann wäre auf kürzerem Wege zum Ziele zu kommen. Freilich — es werden auch auf bürgerlicher Seite Torheiten begangen, die eine Verständigung erschweren. —

*

Mich dünkt, man begeht vielfach einen Fehler im Verhalten gegenüber der Sozialdemokratie. Vom Standpunkte des Partei-Ehrgeizes ausgehend, huldigen viele dem Grundsatz, dem Gegner in keinem Falle Recht zu geben — auch da nicht, wo er Recht hat. Das schafft jenen Zustand der Unversöhnlichkeit, einen Mangel an gegenseitigem Verstehen, wie er unser Parteileben — zu seiner Schande — kennzeichnet. In dem Bestreben, dem Parteigegner um jeden Preis zu widersprechen, verrennt man sich dabei oft in eine ganz unhaltbare Lage; man verteidigt Dinge, die ehrlicherweise nicht zu verteidigen sind. So kommt es, daß von der äußersten Linken oft öffentliche Schäden gebrandmarkt werden, die von denen hätten aufgedeckt werden müssen, denen es um Sitte, Ordnung und Recht im Staate am ernstlichsten zu tun ist. Nur zu oft lassen sich die auf der Rechten die besten Trümpfe aus der Hand nehmen — ein Umstand, der im Volke zu einer verhängnisvollen Verwirrung der Geister führt und die Sympathien immer mehr der Linken zuzuwenden droht.

Wo jemand recht hat, soll man ihm recht geben — gleichviel, wer er ist! Die Mißstände in Staat und Gesellschaft sind so zahlreich und handgreiflich, da jeder willkommen sein muß, der an ihrer Abstellung mitarbeiten will. Man soll nicht den Wahn aufkommen lassen, als sei die Bekämpfung eines bestimmten Mißstandes das Privilegium einer einzelnen Partei, und man müsse sich ablehnend dazu verhalten, wenn man nicht zur betreffenden Partei gehört. Das ist unverständig! Ich habe in früheren Jahren*) einmal meine Erlebnisse in sozialdemokratischen Versammlungen geschildert. Der Verlauf war nur zu häufig so

*) Siehe Hammer Nr. 78, Sept. 1905.

Nach dem Vortrage des sozialdemokratischen Redners nahm irgend ein wohlgesinnter rechtsstehender Heißsporn das Wort und versicherte mit hochrotem Kopfe, daß alles, was der Vorredner gesagt habe, Unsinn sei; er stehe auf einem ganz anderen Standpunkte, er sei ein vaterländisch gesinnter Mann ... usw. Kurz: er kramte seine Empfindungen und Gefühle aus, die ganz ehrenwert sein mögen, an sich aber wenig Beweiskraft besitzen. Sachlich Überzeugendes wurde dabei nicht vorgebracht. Und da der Vaterländische dabei zugleich die Gegner in gröblicher Weise verletzte, so erstickte seine Rede gewöhnlich bald in Lärm oder Gelächter. Jedenfalls begab er sich dadurch der Möglichkeit, das Gehör der Versammlung zu gewinnen und belehrend auf sie einzuwirken.

Ich bin meist einen anderen Weg gegangen. Ich habe zunächst das hervorgehoben, was mich mit dem Gegner *verbinden* konnte; ich gab ihm in einigen Punkten recht — und das kann man immer mit gutem Gewissen, denn selten ist eine Meinung so verkehrt, daß ihr nicht ein Körnchen Berechtigung anhaftete. Dann erst lenkte ich allmählich auf das hin, was mich von den Gegnern trennte. Auf solche Weise sichert man sich das Gehör der Anwesenden, gewinnt sich Vertrauen und kann dann darauf zählen, daß auch eine abweichende Meinung ruhig angehört und gewürdigt wird. Solches Verfahren stieß freilich manchmal auf das Befremden der eigenen Parteigenossen, die hinterher entsetzt sagten: Um Gotteswillen, du bestärkst ja die Gegner in ihren Ansichten! Ich habe geantwortet: Nein, ich *entwaffne* sie dadurch! — Tatsächlich hört es der Anhänger der Sozialdemokratie mit Verwunderung und einer gewissen Verblüfftheit, wenn ihm ein Bürgerlicher sagt: Ihr habt in vielen Punkten recht; ihr habt allerlei auszusetzen an unserer Wirtschaftsweise, an der kapitalistischen Vergewaltigung, an der Regierung, an der Bürokratie, am kirchlichen Aberglauben und ähnlichen Dingen. Ja, meint ihr denn, daß ihr allein so klug seid, die hier bestehenden Schäden zu erkennen? Wißt ihr nicht, daß es Bürgerliche genug gibt, die gegen diese Mißstände ebenso eifrig ankämpfen wie ihr? — die ebenfalls mit unseren öffentlichen Zuständen höchst unzufrieden sind? ...

Wie gesagt, solche Worte hört der Sozialdemokrat mit Verwunderung, denn man hat ihm weis gemacht, die Bürgerlichen seien alle so dumm und verrottet, daß sie gar keinen ehrlichen und vernünftigen Gedanken haben könnten. Darum ist es nötig, das Berechtigte in den sozialistischen Bestrebungen anzuerkennen und den Gegnern vorweg zu nehmen. Verführe man so, so würde die heute bestehende ungesunde Spannung zwischen Bürgerlichen und dem vernünftigen Teil der Sozialisten bald schwinden.

Was in dieser Hinsicht alles versäumt worden ist, dafür mag ein Beispiel zeugen. In einer sozialistischen Versammlung sprach der Redner über die damals bestehende Fleischteuerung und erging sich in den heftigsten aufreizendsten Ausfällen gegen die „agrarischen Wucherer". Als ich das Wort *bekam*, sagte ich

Die Agrarier zu verteidigen, hätte ich keine Ursache; sie ständen mir nicht näher, als irgend jemandem in der Versammlung; jedoch ich könne einige praktische Erlebnisse erzählen. Und nun schilderte, wie ich Zeuge war, daß ein Viehhändler auf einem Gutshofe für den Zentner Mastochsen 37 Mark bot, während sie in Berlin 64 Mark kosteten; wie ferner in der Zeit des größten Geschreies über Viehmangel mehrere schlesische Gutsbesitzer einige Waggons Mastvieh zusammenstellten und es an die Schlachthofs-Verwaltung in Berlin zum Verkauf sandten, es aber nach einigen Wochen als unverkäuflich abgehungert zurück erhielten und noch einige hundert Mark Futter- und Stallgebühren zahlen mußten. Es scheine mir also, daß nicht die Agrarier, sondern andere Leute die Wucherer wären. ....

Der sozialdemokratische Redner war ein ehrlicher Mann; er sagte: Er könne die vorgebrachten Tatsachen nicht nachprüfen, wolle aber glauben, daß sie auf Wahrheit beruhen. Im übrigen müsse er bekennen: In den zwölf Jahren, seit er als sozialdemokratischer Agitator wirke (er war früher Postbeamter gewesen), sei es ihm zum ersten Male vorgekommen, daß in einer Arbeiter-Versammlung ein Bürgerlicher auftrete und rein sachliche Einwendungen erhebe. Er könne darauf nichts erwidern, denn er sei auf einen solchen Fall nicht eingerichtet. .....

Ich habe immer behauptet: Es ist eine schwere Vernachlässigung der Bürgerlichen, daß sie in ihrer Umgebung sozialdemokratische Aufreizungs-Versammlungen stattfinden lassen, ohne daß ein einsichtiger Mann hingeht, ehrlich Rede steht und das Unrichtige widerlegt. So wird die Vorstellung genährt, daß die Bürgerlichen zu unwissend oder zu feige seien, um ihre Sache zu vertreten. —

Reformation und Deutschchristentum [1]).

Ein Vortrag von Adolf Bartels, Weimar.

„Wie einer ist, so ist sein Gott", lautet ein bekannter Ausspruch Goethes — man darf wohl annehmen, daß er in unserer Zeit kaum noch einem Widerspruche begegnet, zumal ja schon die wissenschaftliche Inspirationstheorie an eine völlige Ausscheidung des Menschlichen bei der Aufnahme und auch bei der Wiedergabe der Offenbarung keineswegs gedacht hat. Ganz gewiß übernimmt der einzelne Mensch den Gottesbegriff und die religiösen Verstellungen überhaupt, aber er formt sie sich dann nach seinem eigenen Erkenntnisvermögen und seiner besonderen Empfindungsgabe, wohl auch nach Wunsch und Willen, nach der Tendenz seiner

[1]) Wir weisen bei dieser Gelegenheit wieder auf die „95 Leitsätze zum Reformationsfeste" 1917 von Friedrich Andersen, Adolf Bartels, Ernst Katzer, Hans von Wolzogen (Verlag von Theodor Weicher, Leipzig) hin. Der Bartelssche Vortrag wurde vor ihrem Erscheinen gehalten.

Natur sozusagen, und daran ändert auch das bewußte Bestreben, rechtgläubig zu sein, nichts und ebensowenig der mystische Verzicht auf die eigene Persönlichkeit. Wir können alle nicht aus unserer Haut oder, wie es hier ja heißen muß, aus unserer Seele heraus. Freilich, was gehört dem einzelnen Menschen von seinem Wesen zuletzt, inwieweit ist er wirklich selbständig? Alle sind wir wieder Söhne unseres Volkstums und unserer Zeit, und selbst bei großen Menschen, bei denen ein vollständiger Niederschlag ihres Wesens in ihren Werken vorliegt, ist es sehr schwer zu sagen, was ihnen selber, was Überlieferung und Zeiteinflüssen gehört, geschweige denn bei dem Durchschnitt, dessen geistiges und seelisches Leben sich doch im großen Ganzen auf gebahnten Wegen bewegt und vielfach kaum in den Zustand der Bewußtheit gelangt, mag auch hier die „individuelle Färbung" zuletzt nicht fehlen. Am ersten ist der einzelne Mensch noch von seinem Volkstum her zu packen, denn von diesem wissen wir doch, da Geschichte und Literatur ein ungeheures Beobachtungs- und Vergleichungsfeld bieten, verhältnismäßig viel und können fast jeden Menschen, das Genie wie den einfachen Mann aus dem Volke, auf sein Volkstum sozusagen einstellen. Es tragen ja auch alle Einrichtungen der Menschheit, die gesellschaftlichen sowohl wie die privaten, für das Einzelleben bestimmten, das Gepräge des Volkstums; denn Volk war eher als Menschheit, die Menschheit besteht nur in den Völkern und ist, wie ja auch der gegenwärtige Weltkrieg wieder zeigt, geistig einstweilen nur erst ein Begriff oder, wenn man will, eine Forderung. Zwar auch den Begriff Volkstum haben wir noch nicht allzu lange, aber die Sache ist freilich immer dagewesen; so weit wir geschichtlich zurückblicken können, sehen wir Völker, wenn auch heute noch nicht alle Menschen zu Völkern vereinigt, unausgebildete Formen vorhanden sind. Eine Begriffsbestimmung des Volkstums hat uns Deutschen wohl zuerst Friedrich Ludwig Jahn gegeben: „Es ist das Gemeinsame des Volks", sagt er in seinem „Deutschen Volkstum" von 1810, „sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit. Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Frohsinn und Trauern, Leiden und Handeln, Entbehren und Genießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben. Das bringt alle die einzelnen Menschen des Volkes, ohne daß ihre Freiheit und Selbständigkeit untergeht, sondern gerade noch mehr gestärkt wird, in der Viel- und Allverbindung mit den übrigen zu einer schönverbundenen Gemeinde." Denken und Fühlen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben — ja, das sind ja die Gebiete, die wir der Religion zuweisen, und die schönverbundene Gemeinde ist das Ziel jedes religiösen Lebens hier auf Erden: so dürfen wir den Goethischen Ausspruch „Wie einer ist, so ist sein Gott" vielleicht in: „Wie ein Volk ist, so ist sein Gott" verwandeln, für jedes Volk das besondere religiöse Leben in Anspruch nehmen. Aber das Christentum ist die Religion der Menschheit, ist nach allgemeiner Anschauung die ausgesprochene Menschheitsreligion, die die

nationalen Religionen ablöst und die Menschheit dem Ideal des einen Hirten und der einen Herde zuführt. Hat jedoch, und damit taucht die Frage auf, die uns hier beschäftigen soll und die meiner Ansicht nach bei dem jetzigen Kriege die allerwichtigste Zeitfrage ist, das Christentum das Streben, die Nationen selber aufzulösen, sollen diese verschwinden, um einer gleichförmigen idealen Menschheit Platz zu machen — oder will das Christentum im Gegenteil jede Nation zu der größtmöglichen geistigen und seelischen Höhe entwickeln und dadurch zwar zuletzt auch eine Herde, aber nichts weniger als eine gleichförmige, vielmehr eine gewaltig in sich unterschiedene bilden? Daß Gott die Völker geschaffen, also auch ihr besonderes Leben gewollt hat, läßt sich ja auf keinen Fall bestreiten, wie er ja auch die einzelnen Menschen verschieden gemacht, eine Fülle von Eigenwesenheiten in die Welt gesetzt hat — wirkt das Christentum demgegenüber aufhebend oder — lassen Sie mich einmal den schroffsten Ausdruck wählen — geradezu zerstörend? Und geht, wenn das der Fall ist, durch das Christentum nicht das Beste der Menschheit zugrunde? Wie Ihnen allen bekannt ist, hat seit den Tagen Friedrich Ludwig Jahns Erkenntnis und Schätzung des Volkstums überall noch bedeutend zugenommen, man hat auch, indem man in neuerer Zeit die Rassenlehre schuf, dem Volkstumsbegriff und allem, was damit zusammenhängt, eine viel festere Unterlage gegeben, und demgemäß hat sich denn in der Gegenwart auch eine starke deutschvölkische Bewegung entwickelt, die das gesamte Volksleben bewußt auf die Grundlage des Volkstums stellen und alles Fremde, wenigstens das, das sich mit dem Wesen des eigenen Volkstums nicht verträgt, streng ausscheiden will. Stellenweise, wir dürfen es uns nicht verhehlen und es auch nicht leicht nehmen, denn es sind ernste Leute dabei, empfindet man auch das Christentum als etwas Fremdes. Demgegenüber habe ich, der ich ja auch in der deutschvölkischen Bewegung stehe und mit fast allen ihren Führern persönlich bekannt bin, immer den Standpunkt vertreten: Das Christentum ist uns nichts Fremdes mehr, wir haben seit der Reformation, seit Luther ein Deutschchristentum. Den „deutschen Gott" freilich, der während des Krieges auch ziemlich häufig angerufen worden ist, habe ich stets entschieden abgelehnt: Wir erfassen, empfinden den lieben Gott als Deutsche, aber das gibt uns noch nicht das Recht, von einem deutschen Gott zu reden. Eben weil wir diesseits fest auf dem Boden des Volkstums stehen, tragen wir die hier gewonnenen Begriffe nicht in die Welt des Übersinnlichen hinein. Ist Gott, wie ihn ja auch schon unsere germanischen Vorfahren faßten, Allvater, so werden bei ihm auch seine deutschen Kinder zu ihrem Recht kommen oder vielmehr die Liebe und Güte finden, deren sie bedürfen.

Daß das Christentum, wie es in der Welt bestand, zu allen Zeiten völkisch gestaltet gewesen ist, unterliegt ja keinem Zweifel. Ja, die Frage, ob es nicht überhaupt einem bestimmten Volkstum den Ursprung verdankt, ist so ohne

weiteres nicht von der Hand zu weisen. Die landläufige Anschauung läßt es immer noch aus dem Judentum erwachsen. Da aber nun Christus doch in einem unverkennbaren Gegensatze zu diesem steht, an die Stelle der Auffassung Gottes als des gestrengen Herrn die als des liebenden Vaters und an die Stelle der Werkgerechtigkeit den Glauben an Gottes Gnade setzt, so hat man neuerdings bekanntlich für ihn auch nichtjüdischen, arischen Ursprung in Anspruch genommen — als Mensch muß er ja, eben da er, auch nach Luthers Katechismus, „wahrhaftiger" Mensch war, einer bestimmten Rasse angehört haben — und daß man an die Hypothese vom arischen Menschen glauben darf, so gut wie an den jüdischen Ursprung Christi, wird bei den jetzt wissenschaftlich ziemlich einwandfrei festgestellten ethnographischen Verhältnissen Palästinas nicht zu bestreiten sein. Ich lasse mich doch nicht auf diese Dinge ein, mir ist die Lehre Christi, wie er selbst, wenn auch nicht in irgend einem menschenähnlichem Sinne, für mich Gottes Sohn ist, von Haus aus allgemein menschlich, und erst in ihrer Erfassung und Auffassung erkenne ich wieder das besondere Völkische. Da haben wir ja auch gleich nach Entstehung des Christentums Judenchristen und judaisierende Sekten, da kommt in den Gnostikern unzweifelhaft griechisch-helleniſtisches, in den Manichäern persisches Wesen durch. Der große Gegensatz zwischen Griechen- und Römertum erhält sich ja sogar dauernd in der christlichen Entwicklung, führt zu zwei sich immer schärfer einander gegenüber stellenden christlichen Kirchen, die jede für sich freilich den Anspruch erheben, die echt katholische zu sein. Vielleicht darf man auch den Umstand, daß die ersten Germanen, die Christen werden, die Gothen, sich dem Arianertum zuwenden, und ebenso den Anschluß der Franken an Rom „völkisch" erklären oder doch wenigstens das Mitspielen völkischer Instinkte annehmen. Hinter dem römischen Papsttum des Mittelalters steht ja zunächst kein geschlossenes Volkstum, aber man muß doch die Elemente, die sich später zu den „Romanen" genannten Völkern auswachsen, als seine völkische Grundlage und mit ihr einen bestimmten Gegensatz zu dem damals die Welt beherrschenden Germanentum von vornherein bei ihm annehmen. Dann war das Papsttum natürlich auch der Träger der alten römischen Imperiumsgedanken, die sich, wie man neuerdings behauptet, mit dem ursprünglich jüdischen Klerikalismus eng verbunden hatten und auf geistige Weltherrschaft abzielten. So wurde das Papsttum universal oder auch, wenn man will, international, aber doch wesentlich nur in den Formen, wie der lateinischen Kirchensprache; der Geist, der in ihm selber lebte, ward, je mehr sich das italienische Volk herausbildete, umso mehr diesem entsprechend, und daher entstanden auch die großen Konflikte mit den anderen Völkern, die dem römischen Stuhl untertan waren. Deren Eigenart vollständig zu unterdrücken hat Rom, wie man weiß, nie vermocht, ja es hat mit jedem Volkstum gewissermaßen paktiert, schon bei der Bekehrung zum Christentum, bei welcher sehr vieles Heidnische christlich

übertüncht zu werden pflegte — man kennt die Zusammenhänge zwischen Heiligenlegende und Volkssage, Kirchen- und Volkssitte. Aber auch das Beste der Volkstümer ist, trotz des Uniformierungsstrebens der Kirche, im mittelalterlichen Volkstum immer wieder zum Durchbruch gekommen. Sie alle wissen, daß in der ältesten und bedeutendsten christlichen Dichtung, die unsere deutsche Literatur aufzuweisen hat, im altsächsischen „Heliand" die Auffassung Christi durchaus germanisch ist, daß er in ihm als altgermanischer Heereskönig und seine Jüngerschaft als seine Gefolgschaft erscheint — ohne daß darum doch die Höhe der Auffassung irgendwie gestört erschiene. Und so wird man auch in der späteren, bekanntlich sehr reichen geistlichen Dichtung des Mittelalters noch manches finden, was nicht aus Rom und Palästina, sondern aus der deutschen Volksseele stammt. Auch die großen weltlichen deutschen Dichter des Mittelalters sind ja nichts weniger als römisch-christlich. Man lese des Spervogels das Erlösungswerk schildernde Strophen, man lese Walther von der Vogelweides Kreuzlieder, in denen einzelne Strophen schon an unser Kirchenlied erinnern, man lese Freidanks Sprüche — überall ist doch schon so etwas wie Deutschchristentum. Und es fragt sich, ob nicht die Mystik, deren Geist doch entschieden antirömisch ist, als wesentlich deutsch oder doch germanisch aufgefaßt werden muß. Meister Eckhart, Johannes Tauler, Heinrich Suso, der Verfasser der „Theologia Deutsch", sie alle sind doch wohl für ein Deutschchristentum in Anspruch zu nehmen, wie ja auch ihre Predigten und Lieder sich der deutschen Sprache bedienen — ich kann mir ein Lied, wie „Ich wollt, daß ich daheime wär" auch nicht anders als deutsch denken. Den Weg, der von der Mystik zu Luther hinüberführt, kennen wir ja auch ziemlich genau. Nun ist es richtig, daß die Opposition gegen Rom, das Ketzertum, keineswegs auf Deutschland beschränkt gewesen ist, Petrus Waldus, Johann Wycliffe, Johann Huß, die sogenannten Vorreformatoren, sind ja keine Deutsche, die Hussiten sehen wir dann sogar von starkem Hasse gegen die deutschen Katholiken erfüllt, der wohl auch eine völkische Ursache hat — aber eben weil das römische Papsttum je länger, desto mehr im italienischen Geiste, zuletzt in dem zum Teil sehr bösen Renaissancegeiste, die Völker zu beherrschen und auszusaugen strebte, mußte sich überall der nationale Widerstand regen, und man darf immerhin annehmen, daß auch bei den deutschen Ketzern, die ja nicht fehlen, nicht bloß allgemein christliche, sondern oft schon nationale Gesichtspunkte maßgebend gewesen sind. Was wissen wir denn im Grunde noch von ihnen? Ich entsinne mich, in meiner Jugendzeit von einem Anhänger Hussens in meiner Heimat Dithmarschen Namens Hinrich Grove gelesen zu haben, der im Jahre 1451 verbrannt wurde, und so wird es überall in Deutschland einzelne „Ketzer" geben, deren Leben und Lehre ganz verschollen sind. Es gab auch, wie Dietrich Schäfer, der bekannte Historiker, erst neuerdings wieder hervorgehoben hat, in dem Deutschland des ausgehenden Mittelalters trotz der politischen Zersplitterung

noch ein starkes Deutschgefühl, was sich beispielsweise in der Zunahme des Gebrauches der deutschen Schriftsprache zeigt, und aus ihm hat, wie Schäfer auch bemerkt, die Reformation Kraft gezogen. Freilich: „Sie ist nicht aus ihm geboren. Sie entsprang religiösem Bedürfnis", fährt Schäfer dann fort: „Luther rang nach der Seele Seligkeit; das war die Grundstimmung, die seine Zeit bewegte, ohne welche die Wirkung seines Auftretens nicht denkbar ist." Ganz unzweifelhaft nicht, es wäre falsch, Luthers Kampf gegen Rom als bewußten Kampf für das Deutschtum anzusehen. Aber ein unbewußter Kampf für das Deutschtum war es, es war ja die deutsche Seele, die da rang, die fühlte, daß sie bei dem römischen Christentum zu verkümmern oder doch ganz zu veräußerlichen drohe, die wieder das tiefere Verhältnis zu Gott wollte. Und so kam auch ein Deutschchristentum bei diesem Kampf heraus und in seinem Gefolge auch eine ausgeprägtere deutsche Kultur, als sie das Mittelalter, trotzdem daß das deutsche Volkstum damals vielleicht noch stärker war, gehabt hatte. Denn man darf sich nicht verhehlen: Religion und Kultur hängen sehr eng zusammen, man darf vielleicht sagen, daß jedem Kulturaufschwung ein religiöses Bedürfnis, eine religiöse Tendenz, eine Auffrischung des Lebens in religiösem Geiste vorangeht. Was wäre auch die Religion, wenn sie dieses „Aufleben" nicht bewirkte? Welt- und lebensfeindliche Strömungen in ihr, die zur Flucht in die Wüste oder ins Kloster führen, darf man als Evangelischer ja wohl als im Grunde starr selbstisch bezeichnen. Man denkt nicht mehr an andere, nur noch an sich.

Luther rang nach der Seele Seligkeit aus seiner deutschen Seele heraus. Und hier steckt seine Bedeutung und die Ursache und Veranlassung der ganzen Reformation. Ich muß gestehen, daß ich, als ich vor einiger Zeit zum ersten Male Hausraths „Luthers Leben" las — früher hatte ich mich immer an Köstlin gehalten — ordentlich erschrak, als ich wahrnahm, daß dieser Theologe die schweren Seelennöte Luthers doch bis zu einem hohen Grade aus einer frühzeitigen Zerrüttung seines Nervensystems, ja aus psychiatrischen Gründen erklären will. Nein, es ist gesundes Deutschtum, das da in Luther ringt, mag er auch, wie alle Genies, in seiner Jugend unter der großen Empfindlichkeit seiner Nerven und der Zartheit des Emfindungslebens überhaupt oft genug gelitten, mag er auch die „Mönchskrankheit" gehabt haben, die eine Folge zu großer geistiger Vereinsamung und übertriebener Bußübungen war. Das Entscheidende ist aber bei Luther das Bedürfnis der deutschen Natur. „Aus den heiligen Urkunden der Schrift", schreibt Gustav Freytag, „die dem Volke wie eine dunkle Sage waren, klang von fern das Wort: Christus ist die Liebe. Die herrschende Kirche wußte wenig von solcher Liebe, in ihr stand Gott sehr fern von der Menschenseele, das Bild des Gekreuzigten war versteckt hinter zahllosen Heiligen und Seligen, und alle waren nötig, um Fürbitter zu sein vor dem zürnenden Gott. Und doch war es das heiße Bedürfnis deutscher Natur, sich im herzlichen

Verhältnis zu empfinden mit dem Allmächtigen, unauslöschlich war die Sehnsucht, die Liebe Gottes zu gewinnen. Ja, wer büßte, wer mit heißem Gebet und ohne Aufhören nach der Liebe Gottes rang, für den war das Versenken in, das Hingeben an Gott schon auf Erden das seligste Gefühl, und ihm wurde auch die Hoffnung der himmlischen Seligkeit. Aber solch innerliches und selbständiges Ringen nach der göttlichen Gnade lehrte die Hierarchie nicht mehr." Diese Sätze Freytags umschreiben, wie ich glaube, genau die seelische Verfassung, aus der Luther und uns die Reformation erwuchs, und auch da hat Freytag zweifellos recht, wenn er die Reformation die größte geistige Bewegung nennt, welche je eine Nation in den innersten Tiefen aufgewühlt hat. „Für immer hat nach menschlichem Ermessen das (sechzehnte) Jahrhundert dem Geist und Gemüt der Deutschen sein Gepräge aufgedrückt. Eine einzige Zeit, wo eine große Nation emsig und angstvoll ihren Gott suchte, Frieden für die beängstigte Seele, sittlichen und gemütlichen Inhalt für ein Leben, das ihr reizlos, trübe, arm und verdorben erschien. Sehnsucht nach Erkenntnis der Wahrheit und heißes Ringen nach der ewigen Liebe, das sollte auf lange die herrschende Leidenschaft der Deutschen werden." An anderen Stellen redet Freytag von „Reaktion des deutschen Herzens gegen Unwahrheit, Gemütlosigkeit und Frevel am Heiligsten", von Luthers leidenschaftlichem Bedürfnis, sich im Einklang zu fühlen mit Gott und der Welt, von der Umwandlung des eigenen Gemüts als der Hauptsache — stimmt dies aber alles, so mußte das Ergebnis der Reformation, Luthers Werk auch ein Deutschchristentum sein, und ob Luther selber auch nur die Wiederherstellung des Urchristentums, die Reinigung und Neugestaltung der Kirche vorschwebte. Denn der Geist, in dem etwas unternommen wird, ist immer der ausschlaggebende, und wenn Luther in deutschem Geiste für das wahre Christentum kämpfte und schuf, so mußte dieses in ein viel näheres Verhältnis zum deutschen Volkstum treten, als es bisher vorhanden gewesen war. Das wird denn auch wohl nirgends bestritten, aber die Folgerungen aus dieser Tatsache hat man freilich noch heute nicht überall gezogen.

Selbstverständlich kann ich hier den ungeheuren Kampf Luthers nicht einmal andeutungsweise vollständig darstellen. Er beginnt in dem Augenblick, wo Luther seine Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg schlägt, er gipfelt äußerlich in dem Verbrennen der Bannbulle und der mutigen Erklärung vor Kaiser und Reich zu Worms, geistig aber in den drei großen Programmschriften der Reformation aus dem Beginn der zwanziger Jahre: „An den christlichen Adel deutscher Nation: von des christlichen Standes Besserung", „Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und „Von der Freiheit eines Christenmenschen", die man wohl alle drei als aus echt deutschem Geiste geboren bezeichnen darf. Die deutscheste, wenn ich so sagen darf, ist die erste, und auch die Charakteristik Luthers durch Hausrath bei Gelegenheit dieser Schrift stellt nun das gesunde

Deutschtum Luthers klar heraus: „Was Luthers eigentliche Stärke war und ihn zu einem so furchtbaren Gegner machte, haben wir an dieser Schrift an den christlichen Adel klar vor Augen. Es ist einmal die Sicherheit des Prinzips, mit dem er sich durchdrungen und das notwendig, sobald es geltend gemacht war, eine neue Ordnung der Welt herbeiführen mußte, und das Luther in einer so klaren und vernünftigen Weise geltend machte, daß der gesunde Hausverstand des Bürgers sofort auf seine Seite trat, aber auch mit einer solchen religiösen Wärme, daß ihm alle frommen Herzen zufielen. Kindlich treuherzig und politisch klug zugleich sind seine Ratschläge. Diese eigentümliche Mischung des klaren Menschenverstandes mit der einfältigen Frömmigkeit übte einen Zauber, dem nur die ganz im alten Wesen Verhärteten widerstanden. Es ist immer der tiefe, metallene Klang eines reichen Gemüts, das in jeder Äußerung mittönt, verbunden mit dem Mutterwitz und praktischen Sinn, der nie die Wirklichkeit aus den Augen verliert. Dazu kam sein sittlicher Zorn, der jeden mitriß, der sittlicher Empfindungen fähig war, und vor dessen dämonischen Ungestüm alle bösen Gewissen scheu zurückwichen. Endlich aber auch eine seltene praktische Befähigung, die der Welt nicht bloß, wie die Huttenschen Schriften, einen Taumelkelch der Rhetorik reichte, sondern überall bestimmte Vorschläge hat, die sich nicht nur in den Grenzen des Möglichen, sondern des Notwendigen und sofort Ausführbaren halten. Durch diesen seltenen Verein der Gaben wurde Luther der Herold und der Feldherr der Nation, der Reformator der Kirche, der Napoleon des sechzehnten Jahrhunderts." Der Napoleon will uns freilich wieder nicht recht eingehen, und so fügen wir die knappe Rankesche Charakteristik Luthers (in den Vorträgen für König Maximilian II. von Bayern, also einem Katholiken) hinzu: „In ihm vereinigten sich die merkwürdigsten Eigenschaften: die Hartnäckigkeit des thüringischen Bauern, der Tiefsinn des germanischen Mystikers, die Kapazität eines großen Professors, eine Festigkeit ohnegleichen und eine Klugheit, wie sie vielleicht in Deutschland nicht wieder vorkam". Dieser Charakteristik des klügsten deutschen Historikers gegenüber halten die immer noch wiederholten Versuche, Luther auf seine braunen Augen und sein dunkles Haar hin die germanische Herkunft abzusprechen, wohl schwerlich stand, nnd ebensowenig die törichten Reden über Luthers Borniertheit.

(Fortsetzung folgt).

Germanen und Romanen.

Von Dr. Ludwig Wilser, Heidelberg.

Wie ich früher, im 2. Hefte des 1. Bandes dieser Zeitschrift, die Begriffe „germanisch“ und „deutsch“ zu umschreiben und abzugrenzen versucht habe, möchte ich diesmal „Germanen“ und „Romanen“ einander gegenüberstellen. Auch dabei bildet die Sprache die einzig sichere Richtschnur, das ausschlaggebende Trennungsmittel; denn die leiblichen Merkmale, so wichtig sie für die naturwissenschaftliche Einteilung des Menschengeschlechts, so wertvoll sie für die Beurteilung der Veranlagung und Leistungsfähigkeit eines bestimmten Volkes sind, lassen sich zur Unterscheidung der genannten Völkergruppen nicht verwenden, da sie keinerlei Rückschlüsse auf die Mundart gestatten und sich durchaus nicht an die Sprachgrenzen halten, vielmehr allenthalben über diese hinausgreifen. „So weit die deutsche Zunge klingt“, reicht auch das deutsche Volkstum, und wo die Sprache sich auf eine der altgermanischen Mundarten zurückführen läßt, haben wir es mit Germanen zu tun. In manchen Fällen kann man freilich im Zweifel sein; obwohl die Niederländer einstmals nicht nur zum Reichsgebiet, sondern auch zur Sprachgemeinschaft gehört haben, obwohl ihre Muttersprache noch heute von ihnen selbst als „dietsch“ oder „duitsch“, von anderen als „dutch“ bezeichnet wird, hat doch seit ihrer Abtrennung vom Deutschen Reiche die sprachliche Entwicklung solche Bahnen eingeschlagen, daß die selbständig gewordene Mundart jetzt als gleichberechtigte Schriftsprache gilt. Ja, infolge einer weiteren staatlichen Trennung hat sich diese nochmals in zwei besondere Zweige, holländisch und flämisch, gespalten, eine Scheidung, die sich seit der Errichtung des Königreichs Belgien noch vertieft hat. Im allgemeinen kann man sagen: die Germanen, in der Gesamtzahl von etwa hundert Millionen, nehmen, ihrer Herkunft und Ausbreitung entsprechend, den Norden und die Mitte unseres Weltteils ein und umfassen nach ihrer staatlichen Gliederung zwei Kaiserreiche, Deutschland und Österreich, fünf selbständige Königreiche, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden, ein Großherzogtum, Luxemburg, und einen Freistaat, die Schweiz, wovon allerdings diese wie auch Österreich und Belgien nicht rein germanisch sind, sondern beträchtliche romanische und slavische Volksteile einschließen. Belgien, diese künstliche, von vornherein gegen Deutschland gerichtete Schöpfung der Westmächte, läßt sich höchstens als halbgermanisch bezeichnen, und England, in dessen Fahrwasser Nordamerika segelt, kann der Sprache nach auch nur als gemischt gelten. Aufs Geratewohl nehme ich ein englisches Buch — es ist zufällig Haycrafts „Darwinism and race progress“ — vom Wandbrett und zähle bei zwei Stichproben die einzelnen Wörter nach ihrer Herkunft: unter 100 finden sich 24 lateinische und 4 griechische, und das Verhältnis wird noch viel un

günstiger, 88 lateinische, 1 griechisches, wenn man sich auf die Haupt- und Beiwörter beschränkt. Eine solche Sprache kann man, wenn sie auch durchs Hilfszeitwort, durch Für- und Bindewörter den äußeren Schein wahrt, kaum noch „germanisch" nennen. Freilich sind leider auch bei uns wissenschaftliche Werke oft mit Fremdwörtern überladen, aber das läßt sich, wie ich in meinen eigenen Veröffentlichungen gezeigt habe, mit gutem Willen fast ganz vermeiden, im Englischen dagegen unmöglich. Während des immer noch wütenden Weltkrieges, als dessen Anstifter und Schürer ohne jeden Zweifel die Engländer zu betrachten sind, hat man oft die Frage gehört, ob diese denn auch Germanen seien oder nicht, und die uns so feindselige Gesinnung auf das Vorwiegen „fremden Blutes" zurückgeführt. Das geht entschieden zu weit: auch die Engländer sind selbstverständlich kein reinblütiges Volk, aber an der gemeinsamen Stammrasse, dem Homo europaeus, haben sie nachweislich keinen geringeren Anteil als die Deutschen. Aus kleinen Splittern germanischer Volksstämme, Angeln, Sachsen, Jüten, Dänen und Normannen, erwachsen, ist das englische Volk auf seinem meerumgürteten, schon vor der germanischen Eroberung von ähnlich gearteten Kelten bewohnten Eiland zu der Gesellschaft unternehmender, aber auch rücksichtsloser Handelsleute geworden, als welche wir es zu unserem Schaden kennen gelernt haben. Möglich, daß zu den Zügen berechnender Hinterlist und kalter Grausamkeit, die wir oft bei ihnen hervortreten sehen, die Beimengung mittelländischen Blutes, von H. mediterraneus, mit beiträgt; zu den halbgermanischen Ländern müssen wir aber England unbedingt rechnen.

Auch außerhalb des großen Blocks germanischer Völker wohnen, von überseeischen Auswanderern ganz abgesehen, noch zahlreiche germanisch oder deutsch redende Menschen, so Flamen in Frankreich, Deutsche in Italien, Ungarn, Rußland, Polen und den Baltenländern, Schweden in Finnland und auf einigen bisher russischen Ostseeinseln. Hoffen wir, daß der gegenwärtige Krieg, der trotz allen Verzichtsbeteuerungen doch nicht ohne bedeutende Veränderungen der Landkarte zu Ende gehen kann, die Weltstellung der siegreichen Deutschen wie der Germanen überhaupt wesentlich verbessern wird. Während im Osten das mitteleuropäische, germanisch-deutsche Sprachgebiet hauptsächlich von den volkreichen, vielstämmigen Slaven, aber auch von kleineren Völkerschaften, wie Magyaren, Litauern, Letten, Finnen und Esten, begrenzt wird, stößt es im Westen und Süden nur auf Romanen, Franzosen und Italiener. Daß man unter dem Sammelnamen „Romanen" solche Völker versteht, die eine vom Lateinischen abstammende Sprache reden, bedarf keiner Erörterung. Sind sie aber darum auch als ebenbürtige Nachkommen der alten Römer zu betrachten? Keineswegs, nicht einmal die heutigen Einwohner der Stadt Rom und der Apenninen-Halbinsel. Wenn sich auch unter den hervorragenden Männern der Kaiserzeit nach Bildwerken und Schilderungen noch manche Angehörige der im grauen Altertum aus dem

Norden eingewanderten Menschenart der Stadtgründer finden, so war diese doch mangels genügenden reinblütigen Nachwuchses sehr zusammengeschmolzen, ja dem Aussterben nahe. Die Sprache der herrschenden Stadt aber hatte sich mehr und mehr ausgebreitet und, zuerst in den höheren, dann auch den niederen Ständen, die alten Volksmundarten, wie keltisch, etruskisch, sabinisch u. a. verdrängt. Ebenso war in den eroberten Provinzen das Latein der Befehlshaber und Beamten auch die Umgangssprache der Gebildeten geworden, die, in den Schulen gelehrt, es diesen möglich machte, die Werke römischer Geschichtschreiber und Dichter zu lesen und selbst als Schriftsteller oder Redner aufzutreten. Viel länger hielt selbstverständlich das niedere Volk an der angestammten Mundart fest, aber auch hier siegte schließlich die Redeweise der Vornehmen und Gebietenden, und es bildete sich eine aus einheimischen Bestandteilen und lateinischen Brocken gemischte, die strengen Forderungen der Formenlehre vernachlässigende Bauern- oder Volkssprache. Erleichtert und befördert wurde dieser Vorgang dadurch, daß die keltischen Sprachen, die ja in den westlichen Teilen des Römerreichs hauptsächlich in Betracht kamen, von Alters her den italischen im Wortschatz wie in der Abwandelung so nah verwandt waren, daß die Erlernung des Lateinischen einem Gallier nicht schwerer fiel, als die des Hochdeutschen einem Niedersachsen. Einige Beispiele aus altkeltischen Inschriften mögen dies deutlich machen: dede, matrebo, tarvos (gab, den Müttern, Stier) lauten lateinisch dedit, matribus, taurus. So ist es begreiflich, daß die Provinzen mit keltischer Landessprache, vor allem Gallien, Britannien, Spanien, aber auch ein Gebiet an der unteren Donau, wo gallische Völkerschaften, Skordisker und Bastarner, in der Hauptsache die Stammväter der heutigen Walachen oder Rumänen, sich niedergelassen hatten, am leichtesten und schnellsten romanisiert wurden.

Auf die Frage, welcher von den beiden Völkergruppen, Germanen oder Romanen, in leiblicher wie in geistiger Hinsicht der Vorrang gebührt, läßt sich eine allgemeingiltige Antwort nicht geben, sondern es ist zuerst festzustellen, welches einzelne Volk und welchen Zeitabschnitt man im Auge hat; denn eine gemeinsame oder doch nah verwandte Sprache läßt keineswegs auf sonstige Gleichartigkeit schließen. Unter gewissen Umständen kann ein Volk die Sprache wechseln wie ein Kleid, ohne sich in seiner inneren Beschaffenheit zu ändern. So waren, um nur ein Beispiel anzuführen, die Scharen Wilhelms des Eroberers, als sie sich England unterwarfen, der Rede nach Romanen, dem Wesen nach aber noch reinblütige Germanen. Im großen und ganzen müssen die romanischen Völker, die ja in den verschiedenen Teilen des Römerreichs aus der Verschmelzung früherer Einwohner mit germanischen Eroberern hervorgegangen sind, zur Zeit ihrer Entstehung tatkräftiger und leistungsfähiger gewesen sein als jetzt, nach tausendjähriger Blutmischung mit stetiger Überhandnahme der unedleren Bestandteile. Die von Kaiser Rotbart bekämpften Lombarden, damals den einige Jahrhunderte vorher eingewanderten

Langobarden noch viel näher stehend, waren sicher gefährlichere Gegner als ihre heutigen Nachkommen, in denen das Blut der Urbewohner, des H. mediterraneus und in der Nähe des Hochgebirges auch des H. alpinus, zum Durchschlag gekommen ist und das Übergewicht erlangt hat. Die staunenswerten Leistungen der Romanen während und nach der Entdeckung der Neuen Welt mit Eroberung und Besiedelung weiter überseeischer Gebiete sind entschieden auf die damals in ihnen noch lebendigen kriegerischen und seemännischen Neigungen germanischer Reichsgründer gotischen, schwäbischen und fränkischen Stammes zurückzuführen. Werfen wir einen Rückblick auf die Geschichte dieser Entdeckungsfahrten und Landerwerbungen, so zeigt sich im Anfang eine entschiedene Überlegenheit romanischer Völker, besonders der Spanier und Portugiesen, die aber von Jahrhundert zu Jahrhundert, in dem Maße, als sich deren rassenhafte Zusammensetzung ändert, zugunsten der germanischen Mitbewerber, erst der Holländer, dann der Engländer, Dänen und Deutschen, zurückgeht.

Unter den Völkern romanischer Zunge, Franzosen, Italienern, Spaniern, Portugiesen und Rumänen, wozu noch in den Alpen die der Aufsaugung nahen Ladiner und Romanen im engeren Sinne kommen, nehmen ohne Frage die erstgenannten eine hervorragende Stellung ein. Sie sind nach den die Gallier unterwerfenden Franken benannt, aber auch durch gotische, schwäbische und nordische Volksteile verstärkt und können auf ihre ruhmreiche Geschichte, wie auch auf glänzende Leistungen in Kunst und Wissenschaft stolz sein. Ein allzu lebhafter Tatendrang, eine unstillbare Ruhmsucht hat aber das unruhige Volk in bedenkliche Bahnen gedrängt. Auf eine schwindelhafte Machtfülle unter dem Sonnenkönig und dem ersten Kaiserreich folgte ein umso empfindlicherer Rückschlag, und in unaufhörlichen Eroberungskriegen hatte sich die beste Volkskraft verblutet. Trotzdem erlebte das reiche Land einen abermaligen, auch durch den deutsch-französischen Krieg nur vorübergehend unterbrochenen Aufschwung. Die erlittene Niederlage wurde aber nie vergessen und als brennende, eine blutige Vergeltung heischende Schmach empfunden. So kam es, als man mit Hilfe mächtiger Bundesgenossen des Sieges sicher zu sein glaubte, zu dem neuen, einen ungeheuren Umfang annehmenden und immer noch nicht endenwollenden Kriege. Wie wird Frankreich diesmal aus dem Weltbrande hervorgehen? Nach aller Voraussicht wird seine Kraft für lange Zeit, vielleicht für immer gebrochen sein, seine weltgeschichtliche Bedeutung auf ein bescheidenes Maß zurückgehen. Schon vor dem Kriege seine Bevölkerungszahl nur mühsam erhaltend, wird das unglückliche Land die durch die furchtbaren Menschenverluste gerissenen Lücken nicht mehr auszufüllen vermögen und dauerndem Siechtum verfallen. Das erste und mächtigste der romanischen Völker hat anscheinend seine Heldenrolle auf der Weltbühne ausgespielt. Angesichts des selbstverschuldeten Unglücks wird auch das allgemein menschliche Mitleid verstummen müssen; wir Deutschen aber haben erst recht

keinen Grund, diese Wendung des Schicksals, die uns hoffentlich für immer eines drohenden Gegners, eines gefährlichen Nachbarn entledigt, zu beklagen.

Nicht viel besser wird das Los Italiens sein, dem wegen der unmittelbaren Anknüpfung an das weltbeherrschende Rom wie wegen der reichen Blüte des Landes in der Zeit der „Wiedergeburt" manche Völkerkundige einen kaum geringeren Rang innerhalb der romanischen Sprachgemeinschaft einräumen. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß das Blut der alten Römer schon längst vor dem Zusammenbruch ihres Reiches versiegt war und, wie sich aus Namen und Bildnissen feststellen läßt, an den Höfen prachtliebender Fürsten, auf den Rathäusern der Städte und in den Werkstätten der Künstler vor anderen die Nachkommen germanischer Einwanderer sich hervortaten. In neuerer Zeit, als das Land die ersehnte Einheit gefunden hatte und sich im sicheren Schutze des Bündnisses mit den Mittelmächten eines friedlichen Gedeihens zu erfreuen begann, machten es doch hochfliegende Pläne und eine maßlose Begehrlichkeit schlauen Verführern leicht, das heißblütige, wankelmütige Volk zum Treubruch und Verrat an seinen Bundesgenossen zu verleiten. Der Erfolg war kläglich. In zahlreichen blutigen Schlachten ist die Auslese der streitbaren Jugend gefallen und infolge der wachsenden Kriegsschulden der Wohlstand zerrüttet. Es wird dem hauptsächlich auf den Fremdenverkehr und die Ausfuhr von Wein und Südfrüchten angewiesenen Lande nicht so bald möglich sein, die schweren Wunden auch nur einigermaßen zu heilen. Jedenfalls werden Deutschland und Österreich in absehbarer Zeit von dieser Seite nichts mehr zu befürchten haben.

Von den Staaten der iberischen Halbinsel hat sich Spanien kluger Weise vom Kriege ferngehalten und dadurch, was ihm bei seinem Niedergang an Macht und Ansehen verblieben war, gerettet. Das kleine, ganz der englischen Schuldknechtschaft verfallene Portugal dagegen hat sich zur Waffenfolge pressen lassen, die ihm bisher nichts als wiederholte Aufstände und neue Schulden eingebracht hat. Nimmt der Krieg ein unseren kriegerischen Erfolgen und berechtigten Erwartungen entsprechendes Ende, wird wohl den entarteten Enkeln eines Vasco de Gama wenig von ihrem überseeischen Besitz übrig bleiben. In der Glanzzeit der beiden letztgenannten Völker ist in dem von ihnen besiedelten Mittel- und Südamerika eine Reihe größerer und kleinerer, später unabhängig gewordener Staaten mit spanischer oder portugiesischer Landessprache entstanden, die aber, da ihre Bevölkerung größtenteils aus minderwertigen Mischlingen besteht, weltgeschichtlich keine große Bedeutung haben und durch unaufhörliche Umwälzungen erschüttert werden. Auch sie haben sich aus Furcht vor Englands Gegenmaßnahmen und in der Hoffnung auf leichten Gewinn zum Teil dem Ring unserer Feinde angeschlossen. Nun ist nur noch das Walachenreich an der Donau zu erwähnen, das nach dem Tode seines deutschfreundlichen Königs von einer kleinen Gruppe gewissenloser, nur den eigenen Vorteil suchender Führer oder richtiger

Verführer gleichfalls in den Krieg verwickelt und zum Vertragsbruch gedrängt worden ist. Seine jetzige trostlose Lage hat das rumänische Volk reichlich verdient und bei der Abrechnung wenig Anspruch auf mildernde Umstände.

So wird, wenn nicht alle unsere Hoffnungen trügen, nach dem furchtbaren, anscheinend für lange Zeit entscheidenden Völkerkampf der romanische Teil unserer Gegner wesentlich geschwächt, sein politischer Einfluß stark vermindert sein. Aber trotzdem bleiben für uns, auch nach dem endgiltigen Zerfall des großen Russenreichs im Osten, immer noch Gefahren genug, denen vorzubeugen die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet. Die Politik ist zwar eine „Kunst", die aber von der Wissenschaft der Völkerkunde sehr viel lernen kann. Diese lehrt, daß in den germanischen Völkern noch am meisten von den hervorragenden, leiblichen wie geistigen Eigenschaften der nordischen Menschenart, des edelsten Zweiges am Stamme unseres Geschlechtes, enthalten ist und sie darum von der Natur selbst auf ein Schutz- und Trutzbündnis miteinander hingewiesen sind. Ein solcher germanischer Völkerbund, dem ich schon früher das Wort geredet habe, müßte umfassen die beiden Kaiserstaaten, einschließlich der Baltenländer, die drei nordischen Königreiche, Holland, Flandern, Luxemburg und die Schweiz. An diesen mächtigen Block, diesen wahren Bund der Mitte könnten noch andere, nicht oder nur teilweise germanische Staaten, vor allem unsere Bundesgenossen im Weltkriege, die Türkei und Bulgarien, dann auch Polen, Litauen, die Ukraine, Rumänien und Finnland durch feste, infolge wirksamer Maßnahmen die Einheit in der Volkswirtschaft wie im Heerwesen sichernde Verträge angegliedert werden. Ein solcher im Kern germanischer Staatenbund, den schon Bismarcks Weitblick geahnt hat, wäre unbesieglich, ja nicht einmal angreifbar. An ihm müßte selbst Englands Neid und Tücke zuschanden werden; das sieht man auch jenseits des Aermelmeeres ein und sucht ihm in zielbewußter, weitschauender Staatskunst, an der wir uns ein Beispiel nehmen könnten, durch einen „nordischen Bund" zuvorzukommen. Schon die hauptsächlich durch englische Umtriebe erfolgte Trennung von Schweden und Norwegen muß als erster Schritt auf diesem Wege aufgefaßt werden. Hätten wir schon früher ein solches, von der wissenschaftlichen Völkerkunde empfohlenes Bündnis angestrebt, statt unbekehrbaren, unversöhnlichen Feinden nachzulaufen, wer weiß, ob nicht der fortschritthemmende Weltkrieg sich hätte vermeiden lassen.

Die Wiedergeburt des deutschen Volksliedes durch Alexander Reifferscheid.

Von Dr. E. O. Rasser, Dresden.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, im Rahmen einer kurzen Abhandlung eine „Geschichte des Volksliedes" zu schreiben, eine Arbeit, die viel Zeit und Raum in Anspruch nehmen würde; ich will dem Leser nur einen Einblick gewähren in das Schicksal einer Volksliedersammlung, will ihn gleichsam die Wiedergeburt des deutschen Volksliedes seit Uhland und über ihn hinaus mit erleben lassen. Für diejenigen jedoch, denen an einer gründlichen Kenntnis des deutschen Volksliedes und seiner Entwickelung gelegen ist, bemerke ich, daß sie reichliches Material vorfinden in der kleinen Sammlung von Julius Sahr[1]) (Sammlung Göschen Nr. 25 und 132) „Das deutsche Volkslied", 1908.

Am 9. Februar 1909 starb im 62. Jahre der Professor für deutsche Philologie, Alexander Reifferscheid, zu Greifswald, einer unserer bedeutendsten Germanisten des älteren Geschlechts, ein Forscher, der in der breiten Öffentlichkeit wenig hervorgetreten und deshalb weiteren Kreisen nicht sehr bekannt geworden ist, dessen Forschungsergebnisse infolgedessen auch nicht so, wie sie es verdienten, in die große Menge gedrungen sind, — der aber gerade deshalb verdient, besonders gewürdigt zu werden!

Mit warmem Herzen, nicht nur mit dem kalten Verstande, betrieb Reifferscheid seine stille, hingebende Gelehrtenarbeit, die er in hohem Grade zu verinnerlichen wußte. Diese Arbeit galt zum großen Teile versteckteren Gebieten unseres geistigen, religiösen und rechtlichen Lebens bis ins 17. Jahrhundert, sodann der Frühzeit der deutschen Philologie, vor allem den Freundesbriefen der Gebrüder Grimm und ihres Kreises und — innig damit verbunden — dem deutschen Volkslied. Denn in der weitblickenden, das ganze Gebiet der Germanistik umfassenden Forschung der Gebrüder Grimm und ihrer Freunde ward auch das Volkslied nicht vernachlässigt. Aber es ist jammerschade, daß es bei ihnen nicht zu dem geplanten großen Werke kam. Und so war es erst Reifferscheid vergönnt, mit einer Sammlung von Volksliedern hervorzutreten, die einen Teil jenes großen Werkes bildete, das um 1816 die Gebrüder Grimm mit ihrem Freunde August von Harthausen herauszugeben gedachten. 1879 erschien das Reifferscheid'sche Buch: „Westfälische Volkslieder" in Wort und Weise mit Klavierbegleitung und liedervergleichenden Anmerkungen, Heilbronn, Quart, XVI und 192 Seiten — ein prächtiger Band und eine eigentlich denkwürdige Veröffentlichung auf dem

[1]) Professor Julius Sahr, früher an der Kadettenanstalt in Dresden, starb am 29. August 1913 in Gohrisch.

Gebiete des Volksliedes. Hierin erzählt Reifferscheid die Geschichte jener großen Volksliedersammlung, die zu dem Merkwürdigsten und Interessantesten gehört, was wir auf diesem Gebiete haben, und die ich deshalb in aller Kürze wiedergeben will:

Im Anfange des 19. Jahrhunderts, etwa seit 1806, hatte die im Fürstentum Paderborn und Münster ansässige Familie derer von Haxthausen in ihrer engeren Heimat Volkslieder aufgezeichnet und dabei gleich vom Anfang an den Hauptwert auf die Musik gelegt. Es waren die Brüder Werner und August von Haxthausen, sowie ihre beiden Schwestern Anna und Ludowine; insbesondere hatte Anna Glück und Geschick im Sammlen und Erjagen von Liedern und Melodien, deren viele bereits damals im Absterben begriffen waren. Auf diese Weise hatten die vier Geschwister und ihre Freunde, zu denen auch die Gebrüder Grimm gehörten, eine stattliche Sammlung zusammengebracht, die sie in zwei Bänden zu veröffentlichen gedachten. Der erste Band sollte lebende Volkslieder — also noch vom Munde des Volkes gesungen — mit Klavier- und Gitarrenbegleitung enthalten; der zweite das gelehrte Rüstzeug dazu: Abhandlungen, Anmerkungen und historische Belege. Der Plan — um 1816 ziemlich zur Reife gediehen — scheiterte an verschiedenem, vor allem aber wohl daran, daß das ganze Unternehmen von vornherein zu umfassend angelegt war: Erstens sollten diese deutschen Volkslieder gleichzeitig mit den neugriechischen erschienen, die Werner von Haxthausen gesammelt hatte, und zweitens sollten in dem gelehrten Beiwerk nicht nur die Varianten der aufgenommenen Lieder gegeben, sondern es sollte der Zusammenhang dieser Volkslieder mit der Kunstpoesie durch die Jahrhunderte aufgezeigt und ihre Verwandtschaft mit Mythen, Sagen und Märchen nachgewiesen werden — in Summa also ein Ziel, so hoch gesteckt, daß dessen Erreichung noch heute „aufs innigste zu wünschen" bleibt.

Wie schwer eine solche „Sammelarbeit" ist, davon kann sich nur der eine Vorstellung machen, der selbst auf die „Suche" gegangen ist, etwa um „Volkssagen" aufzuzeichnen oder alte Trachten. Es gilt, das Vertrauen der Befragten zu gewinnen, und das kostet in den meisten Fällen einige Mühe. Denn sehr oft kennen sich beide Parteien nicht; der Fragesteller hat keine Zeit zu längerer Vorrede; er muß sofort „in medias res" streben; der Angeredete hat wiederum keine Veranlassung und fast regelmäßig zunächst auch durchaus keine Neigung, sich einem wildfremden Manne zu offenbaren. Allgemeine gültige Richtlinien zur Überwindung dieser Schwierigkeiten lassen sich nicht wohl aufstellen. In erster Linie hängt eben der Erfolg der Arbeit von der individuellen Veranlagung des Sammlers, vor allem von dem Grade seiner Bekanntschaft mit dem Wesen der Bevölkerung ab.

Ein solcher Sammler aber war August von Haxthausen, dessen weiter Blick sich in dem oben angeführten Werke kundgibt, zugleich mit dem feinsten

Spürsinn verbunden. So läßt er 1818 unter anderem die Bemerkung fallen, wenn sich noch irgendwo unter dem Volke Heldenlieder lebendig fänden, so sei es im Bremischen, Holsteinischen und Dithmarsischen.

Ein Hindernis baldiger Veröffentlichung dieses Werkes war und blieb der Umstand, daß die Lieder auf keinen Fall ohne Melodien erscheinen sollten: ein überaus wichtiger Punkt, in dem Haxthausen seiner Zeit weit voraus war[1])! Und dieser Punkt durfte um keinen Preis fallen gelassen werden; — darin blieb er unerbittlich, ein Umstand, der ihn bereits 1806 abgehalten hatte, sich mit den Herausgebern des „Wunderhorns" zu verbinden, die ja die Weisen vollständig unberücksichtigt ließen.

Eine 1818 mit Kretschmer angeknüpfte Verhandlung zerschlug sich — zum Glück! darf man sagen; „denn Kretschmers liederliche Arbeit hätte die herrliche Arbeit verdorben" (J. Sahr).

Merkwürdig! August von Haxthausen hatte kein Glück mit der Herausgabe seiner Lieder, und als er sich endlich 1850 doch entschloß, die geistlichen Volkslieder seiner Sammlung selbst herauszugeben, ließ gleichzeitig Karl Simrock seine „Deutschen Volkslieder" — auch ohne Melodien — erscheinen. Die Arbeit Simrocks gefiel August von Haxthausen; vor allem flößte ihm das wissenschaftliche und kritische Verfahren Simrocks Vertrauen ein.

Das war auch der Grund, weshalb er sich am 5. November 1850 an Simrock wandte und diesem seine ganze Sammlung zur Herausgabe anbot. Auch lud er ihn zu diesem Zwecke zunächst auf vier Wochen nach seinem Gute Böckendorf ein, damit er dort das Nötige veranlasse.

Aber Simrock lehnte ab, hauptsächlich deshalb, weil ihm das musikalische Talent abgehe.

Eine Anfrage 1853 bei Hoffmann von Fallersleben in ähnlichem Sinne hatte den gleichen Erfolg. Dennoch ließ Haxthausen nicht nach und unternahm weitere Versuche. Aber ehe er ans Ziel gelangte, das er vielleicht doch noch erreicht hätte, starb er in der Neujahrsnacht auf 1867.

Seiner Schwester Anna von Arnswald in Hannover, der verständnis- und verdienstvollen Mitarbeiterin und Mitsammlerin seines Werkes, hinterließ er den größten Teil seiner Volksliederpapiere.

Da wollte es der Zufall und ein günstiges Geschick, daß der junge Bonner Privatdozent Alexander Reifferscheid Einkehr in dem gastlichen Arnswaldtschen Hause in Hannover hielt. Dort fand er wertvolle altdeutsche Handschriften, herrliche Briefe der Gebrüder Grimm — die er 1878 veröffentlichte — und die Liedersammlung!

---

[1]) Vergl. hierzu: Otto Böckel, Die Aufzeichnung der deutschen Volksliedweisen (Deutscher Volkswart, Jahrgang 1, S. 58.)

Damit schlug dieser endlich die Erlösungsstunde! — Alljährlich kehrte nun Reifferscheid in seinen Universitätsferien in dem gastlichen Hause ein, um die reichen Schätze zu heben. Nach etwa sechsjähriger Arbeit gab er einen Teil der Lieder heraus, nämlich die, welche im Paderbornischen, Corveyischen und Münsterischen gesammelt worden waren. Zur Sichtung und Ordnung ihrer Weisen durfte er sich der sachkundigen Hilfe Hermann Kestners erfreuen, und der Konzertmeister Lindner in Hannover versah die Weisen schonend und feinsinnig mit Klavierbegleitung. Die Bearbeitung der Texte wie der Anmerkungen aber war ganz Reifferscheids Werk. In allen drei Hinsichten — Musik, Textkritik und Liedervergleichung — bildete Reifferscheids Sammlung einen wesentlichen Fortschritt über die bisherige Volksliedforschung und -Methode hinaus, sogar über Uhland. Reifferscheids Lieder bergen nach Form und Inhalt viel Wertvolles, hauptsächlich auch deshalb — und das ist das Verdienst von Harthausen, das nicht genug gewürdigt werden kann — weil Wort und Weise nicht auseinandergerissen sind. Denn gerade das war ein großer Fehler der meisten Volksliedersammlungen von Herder bis auf Uhland!

Beim Volkslied aber gibt das eine davon erst das volle Verständnis des anderen! Und so steht die Reifferscheidsche Liedersammlung fast einzig da, und so wird man, um nur ein Beispiel anzuführen, der Reifferscheid'schen Fassung des alten Liedes von den „Zwei Königskindern" (bei Reifferscheid Nr. 1) den Vorzug geben vor der Uhlands, einmal, weil die bei Reifferscheid von beiden die ältere Aufzeichnung ist; dann und vor allem der Weise wegen, die sogar in der rätselhaften dritten Strophe den uralten Mollcharakter des Liedes erhalten hat.

So mögen denn diese alten Volkslieder, deren Pflege und Übung ja auch dem deutschen Kaiser am Herzen liegt, wieder zu Ehren und Ansehen kommen, mögen treue Begleiter des Wanderers auf seinen Fahrten werden!

Adolf Bartels' „Martin Luther".

Solange es einen Protestantismus gegeben hat, ist auch immer wieder der Versuch gemacht worden, die Gestalt und die Lebensereignisse, die sich an den Namen Dr. Martin Luthers knüpfen, dramatisch zu gestalten und dem Auge des Zuschauers lebendig vorzuführen. Damit ist die Frage, ob Luther eine dramatische Gestalt ist, eigentlich schon beantwortet. Trotzdem muß sie aufs neue gestellt werden, da die deutsche Literatur in merkwürdigem Gegensatz zur Literatur anderer geschichtlicher Völker auf ihren Höhepunkten selten oder nie Dramatiker gefunden hat, die den Ereignissen der Gegenwart das ebenbürtige Wort geliehen haben. Als die Griechen ihren großen Weltkrieg gegen die Perser gewonnen hatten, erstand ihnen ein Äschylus, der selbst mitgekämpft hatte. Sein Drama „Die Perser" ist für Zeit und Ewigkeit der Jubelruf des befreiten Volkes. Die dramatische Poesie, da sie Taten und Handlungen darstellt, bleibt der höchste Ausdruck des geistigen Schaffens einer Zeit. Als England durch seine Seesiege die spanische Armada überwunden hatte, stand Shakespeare auf, um im

nationalen Drama seinem Volk ein Spiegelbild seiner Charaktere, seiner Taten, seiner Helden, aber auch seiner Schurken und seiner Verbrecher vorzuhalten. Ein nationales Drama fehlt eigentlich dem deutschen Volke. Schiller hat die Gegenstände seiner Dramen teilweise aus Spanien, Italien, Frankreich, England, der Schweiz geholt. Sein beliebtes Drama „Wilhelm Tell" verherrlicht eine Episode, die der Losreißung der Schweiz von Deutschland gilt. Sein „Wallenstein" ist ein Rebell, der schwedische Macht in den Dienst deutscher Uneinigkeit und Zerrissenheit stellen will. Seinen Helden folgen wir mit Sympathie, weil wir jetzt wissen, daß das alte römische Kaiserreich erst völlig zugrunde gehen und die unselige habsburgische Dynastie endgültig aus Deutschlands Geschichte weggefegt werden mußte, ehe das neue deutsche Kaiserreich in Glanz und Herrlichkeit erstehen konnte. So ist das Jahr 1870/71 der Aufstieg zur Höhe geworden, aber ein dramatischer Dichter, der gleich Äschylus den Ereignissen der Zeit Gestalt und Wort verliehen hätte, ist trotz Gustav Freytag uns versagt geblieben. Ansätze zum nationalen Drama gab Lessing's „Minna von Barnhelm". Wäre dieses Zeitalter nicht fritzisch gesinnt gewesen, so wäre Goethe's „Götz von Berlichingen" nie geschrieben worden. Das Zeitalter der Freiheitskriege predigte in Heinrich von Kleist's „Hermannschlacht" und „Prinz Friedrich von Homburg" die Aufgaben einer Zukunft, deren heiße Vaterlandsliebe nichts anderes ersehnte als Freiheit vom Joch der welschen Unterdrücker. Über diese Ansätze hinaus ist das nationale Drama unserer Literatur nicht gekommen. Das nationale Drama wartet noch auf den großen Dramatiker, der einem Shakespeare gleich die lebensvollen, reichen Schätze hebt, die in der Geschichte unseres Volkes schlummern, die dramatisch lebhaften Charaktere darstellt, sowohl die Helden, die unser Volk zu lichten Höhen emporführen wollten, als auch die verzerrten Hödur- und Shylokgestalten, die mit Kulturkulissen und Humanitätsphrasen das deutsche Volk immer um den Ertrag seines Ringens betrogen und immer Uneinigkeit in die hochgemute Stimmung seiner Siegestaten gestreut haben. Luther ist nun der Held einer glaubensstarken Zeit, der Führer unseres Volkes in eine Geschichtsperiode gewesen, in der unser Volk Gott vom Himmel selbst heruntergeholt und ihn zum Zeugen deutscher Wahrhaftigkeit und deutscher Gewissensfreiheit gemacht hat. Daß den Dichter eine solche Gestalt lockt und reizt, ist kein Wunder. In Wort und Lied, in Bild und Stein hat der Künstler deshalb Luthers Bild immer festzuhalten gewußt. Nur der dramatische Dichter ist bis jetzt unserem Volke nicht erstanden, dessen Luther schlechthin der Luther des deutschen Volkes geworden ist. Als wir im Jahre 1883 Luthers vierhundertsten Geburtstag feierten, gehörte es zu den Nachwirkungen dieser Feier, daß Herrig's Festspiel und Devrients Luther auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands hauptsächlich von Laien dargestellt wurde. Die Bühne selbst haben sie nicht erobert, dazu steht unsere heutige Bühnenkunst viel zu sehr unter der Knute des jüdischen Kapitalismus und eines reichen Kunstpöbels, der sich lieber an Pariser Ehebruchsgeschichten und an sozialen Zerrbildern aufregt, als daß er nationale Probleme und nationale Aufgaben durchdenkt, die unser Volk in seiner Geschichte zu bewältigen hat. Aus religiöser und atheistischer Toleranz ist man außerdem intolerant geworden gegen Persönlichkeiten, wie Luther, als ob Luther nicht eine Gestalt wäre, von der wir alle geistig leben, und die längst über die Grenze hinausgewachsen ist, innerhalb deren ein Charakterbild von der Parteien Gunst und Haß verwirrt werden dürfte.

Deshalb fragen wir erneut, ist Luther eine dramatische Persönlichkeit? Das Wesen einer solchen suchen wir darin, ob ihr Handeln so lebengestaltend gewirkt hat, daß sie, auf der Bühne dargestellt, in dem Zuschauer diejenige Stimmung weckt, die jedes Drama in demselben auslösen soll, die Stimmung innerer Erlösung und innerer Befreiung, die alles sittliche Handeln in dem Menschen hervorruft. Jede religiöse Persönlichkeit hat etwas Tragisches. Allerdings, nicht jeder ist eine religiöse Persönlichkeit, der kirchlich korrekt ist. Es gehört gerade zum Wesen der religiösen Persönlichkeiten, daß sie im Augenblick der höchsten religiösen Betätigung von der Kirche oft geächtet werden. Erst in jüngster Zeit erlebten wir, daß ein Schrempf, Jatho, Traub als religiöse Persönlichkeiten von der Kirche nicht ertragen wurden. Religiöse Persönlichkeiten

beanspruchen, alle Fragen der Lebensanschauung mit kalter Unerschrockenheit zu Ende zu denken, sie weisen alle Halbheiten, alle Zugeständnisse, alle Abbiegungen und Verkleisterungen, alle Versöhnungsmachereien von sich ab. Trotzige Männlichkeit kennzeichnet Luther von frühester Jugend an. Er läßt weder von der Kirche noch von den Heiligen für sich sorgen, er will in seinem Heil allein auf Gott stehen. Selbstquälerisch lebt Luther in sich hinein, um in dem Augenblick, wo die Wahrhaftigkeit seines Gottes in Frage gestellt wird, mutig aus sich heraus zu treten und seinen Glauben in die Welt hineinzuleben. Das ruft eine ganze Welt von Persönlichkeiten gegen ihn in die Schranken, denen Religiosität ein von ihrer Kirche in feste Formen gefügtes Lehrsystem ist. Daher können wir in Luthers Leben verschiedene dramatische Höhepunkte feststellen. Dramatisch war der 31. Oktober 1517. Die Dramatik dieses Augenblickes liegt in dem unbedingt durchsichtigen und restlos ausgeglichener Bewußtsein, die Eingebung irgendwelcher Furcht und die Bedenklichkeiten irgendwelcher Zaghaftigkeit zu unterdrücken, und den sittlichen Zorn um jeden Preis, und koste es auch die Zugehörigkeit zur Kirche, zur richtunggebenden Wahrheit werden zu lassen. Der dramatische Mensch besteht nicht aus Holz, Blech oder Stein, ihm darf nicht zugemutet werden, beim Anblick des Widrigen und Abscheulichen kaltes Blut zu bewahren. Kein Mensch ist daher der Gefahr so ausgesetzt, tragisch zu enden, als der religiöse. Ein dramatischer Augenblick im Leben Luthers war der Tag am Elstertor in Wittenberg. Der Höhepunkt im Leben Luthers ist der Tag in Worms. Sein Gewissen ist dort das Rückgrat, das ihm die straffe Haltung gibt, ohne die wir uns den Erfolg des Wormser Reichstages nicht denken können. Die Gewissenhaftigkeit Luthers war kein erborgter Schmuck, sondern aus dem Kern seines ganzen Denkens organisch hervorgewachsen. Die Dramatik dieses Augenblickes liegt in der Lebensgestaltung, die um ein Haar an die Spottbereitschaft grenzt, mit der er dem Fürsten einer Welt auf eine dumme Frage die Antwort ohne Hörner und Zähne gibt, die bei allem Ernst und bei aller Wahrhaftigkeit auch dem leisem Unterton des Spottes gesteigerten Ausdruck leiht. Wieder ein Höhepunkt im Leben Luthers ist der Bauernkrieg. Der Verfasser der Freiheit eines Christenmenschen sieht die graue Außenseite des Lebens genau so, wie sie ist, durchfurcht von Schmerz und Elend, überwuchert von Zufall nnd Widersinn. Luther war kein Schönfärber, für ihn wäre es eine Feigheit gewesen, auf schönen Schein auszugehen und ein begeisterter Lobredner der Illusion, der Utopie zu bleiben, um den Preis, unter allen Umständen die Partei der Rebellen zu ergreifen, auch wenn diese durch ihre Greuel sich ins Unrecht setzen. Luther muß sich deshalb bis auf den heutigen Tag einen Fürstendiener und Volksfeind schelten lassen, auch von Theologen wie Rade, Harnack, Naumann, genau wie Jesus von den Pharisäern als ein Weinsäufer und Sabbatschänder gebrandmarkt wurde. Das Tragische liegt darin, daß ein Willensmensch wie Luther die Menschen nach sich beurteilt und sie für das Gute und Vernünftige williger und empfänglicher hält, als sie sind. Der Phantast wirkt widerlich, der Schwärmer wird dadurch zum staatsgefährlichen Schwindler, weil er diese Menschenbeurteilung aus egoistischen Gründen festhält und aller Wirklichkeit zum Trotz durchsetzt. Luthers Gewissenhaftigkeit läßt ihn auf diese Welt verzichten. Die Froheit für den Mut zum Wirken in seiner Welt nimmt er aus der Wirklichkeit, an der er sich als ein furchtloser Glaubensheld freut. Er tritt in die Ehe und lädt damit den Spott aller derer auf sein Haupt, die in der Frömmigkeit des begebenen Menschen das höchste Ideal des Lebens und der Sittlichkeit erblicken. Die Dramatik dieses Jahres liegt in den Hemmungen, die ein Erbteil vergangener Jahrhunderte sind. Luther weiß sehr wohl, daß das eheliche Leben auch gefährliche Keime in sich trägt; aber er weiß auch, daß das Zölibat oft nur die Beschönigung, der Zaubermantel ist, der dem Menschen zur Flucht aus allen Hemmungen der eisernen Notwendigkeit verhilft. Wie viele, die äußerlich ehrbar im Zölibat leben, haben heimlich ein zweites Leben gelebt. In Luther vereinigt sich der religiöse Glaubensmensch, welcher der Sittlichkeit des wirklichen Lebens furchtlos ins Auge schaut, und als Glaubensheld wagt er, die Lebensgestaltung der Ehe sittlich durchzuführen. Jede doppelte Moral, jedes doppelte

Leben ist ihm zuwider, und das Tragische liegt darin, daß er wegen dieser Sittlichkeit, wegen dieser Wahrhaftigkeit sich muß schmähen lassen.

Aus unseren Ausführungen geht bis jetzt hervor, daß es schwer ist, dem ganzen Luther einheitlich dramatisch gerecht zu werden. Bartels hat infolgedessen mit Recht in einer dramatischen Trilogie seine Aufgabe zu lösen gesucht. Die drei Teile lauten: Der junge Luther; Der Reichstag zu Worms; Der Reformator. „Der Reichstag zu Worms“ ist nur ein Zwischenspiel, dagegen ist der junge Luther und der dritte Teil als ein Drama in fünf Akten durchgeführt. Bis hierher haben wir die Gestalt Luthers durch die Geschichte hin verfolgt. Wir können mit Sicherheit von ihm sagen, er hat so gedacht und so gehandelt, wie die ihm angeborene Siegeszuversicht und Glaubensgewißheit ihm eingegeben haben. Der Dichter eines historischen Dramas kann sich von der Wirklichkeit entfernen, wenn es ihm darauf ankommt, Zeiten, die durch den Nebel der Ungewißheit und der Unbewußtheit seines Helden verdunkelt sind, aufzuhellen. Von dem historischen Luther kann sich der Dichter wenig entfernen da eine Veränderung seiner geschichtlichen Grundlagen die Gefahr in sich birgt, daß sich die Zuhörer und Zuschauer durch handgreifliche Unrichtigkeiten oder Übertreibungen abgestoßen oder durch pathetische Sirenentöne von der Unwirklichkeit oder Unverwirklichbarkeit des Glaubens statt zu innerer Erhebung zum Zweifel verleitet fühlen. „Der junge Luther“ führt uns bis zu dem Augenblick, in dem er seinen Freundeskreis auf der Universität zu Erfurt verläßt und in das Augustinerkloster eintritt. Der erste Teil dieser Trilogie gibt uns ein farbenreiches, sattes Bild der Zustände und Verhältnisse an der Erfurter Universität jener Tage. Die alte Sage, daß Luther den Entschluß, in das Kloster zu gehen, gefaßt habe, als sein Freund Alexius von dem Blitz getroffen sei, hat Bartels dahin umgeändert, daß er Luther einen Zweikampf mit Alexius von Dennstedt ausfechten läßt, dessen Ursprung in einer Gewissensregung Luthers liegt. Alexius von Dennstedt hat sich an einem Mädchen vergangen, Luther verlangt, daß er als Mann die Folgen trägt, Alexius verweigert dies. In dem Augenblick, als es zum Zweikampf kommen soll, wird Alexius vom Blitz getroffen. Aufs tiefste erschüttert will Luther in das Kloster gehen. Alle beschwören ihn, auch der alte Vater Luthers erscheint, um seinen Sohn zu beschwören; prophetisch sagt er zu ihm: „Martin, Martin, Du kennst Dich nicht, Du weißt nicht, wie Du wächselst. Dir ist die Klosterzelle viel zu eng.“ Luther antwortet ihm: „So mag der Herr zum zweiten Mal mich rufen und durch ein Wunder mich befrei'n — nur fürcht' ich, dann ist der jüngste Tag auch angebrochen.“ Der alte Hans Luther verschließt seinem Sohn das Vaterhaus und das Vaterherz. Im Konflikt der Pflichten hat Luther zwischen der Stimme seines Gewissens und der Stimme dieser Welt zu wählen geglaubt. Er folgt der Stimme des Gewissens. Schon von diesem ersten Drama können wir sagen, daß die Kunst Adolf Bartels' bewunderungswürdig ist. Er stellt keine geringen Ansprüche an die Leser und Zuschauer. Über die ernstesten Schwierigkeiten gleitet er nicht hinweg. Jemehr die Lebensbedingungen für ein religiöses Gewissen schwierig und schwieriger werden, um so tiefer greift uns ein Dichter an das Herz. Die Härten einer Gesellschaftsordnung werden nicht durch Schönfärberei überwunden, sondern durch den sittlichen Willen, der sie überragt. An dem jungen Luther fühlen wir die Züge der späteren Löwennatur, die vor den Schwierigkeiten des Lebens nicht zurückschrickt, sondern siegreich sie unter die Füße bringt. Luther entschwindet uns für mehrere Jahre. Wir begegnen ihm wieder auf dem Reichstag zu Worms.

Die Persönlichkeit Luthers tritt nun aus dem Nebel hervor. In ihren roten Kardinalsmänteln, mit ihren rottafftenen Kreuzbändern treten uns die Gesandten und Abgeordneten des Papsttums entgegen. Männer von klugem, freien Wesen, von Einsicht in die Welt der Diplomaten, aufgeklärt, aber sie lieben die Aufklärung nicht, streng kirchlich gesinnt, sie lieben nur die Macht der Kirche, sie lieben die seidenen Mäntel und die weichen Kleider. Nicht ohne gewisse Pikanterie schildert Bartels die Vertreter einer Kirche, die von dieser Welt ist und in dieser Welt herrschen will. Deutsch gesinnt ist der fromme Landsknecht Frundsberg, er klopft Luther auf die Schulter, er ist so einfach wie ein Kind.

In seinem langen stürmischen Leben hat er manchen Einblick getan in die Gedanken und in die Machenschaften der Herren dieser Welt. Sein Charakter ist dadurch frei geworden von der Steifheit, die sonst mehr oder weniger dem Deutschen eigentümlich ist, aber sein Herz blieb einfach, und so findet er die glückliche Wendung:

„Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang,
Desgleichen ich und mancher alte Kriegsmann
In unsern schwersten Schlachten nicht getan.
Doch bist du einer guten Sache sicher,
So geh mit Gott voran und sei getrost,
Er wird dich nicht verlassen."

Der Deutsche schlechthin ist selbstverständlich Luther selbst. Als er von seinen Gegnern bezwungen und mundtot gemacht werden soll, da ist der grimme Hagen, die furchtbare Brunhilde, da sind all die großen deutschen Frauen- und Männernaturen aus dem Schlafe erwacht. Entschluß, Gedanke und Tat sind in diesem Augenblick, in dem Luther einsam nur mit seinem Gott Zwiesprache hält, eins:

Weil denn Eu'r Kaiserliche Majestät
Und Gnaden eine schlichte Antwort wollen,
So will ich eine solche Antwort geben,
Die weder Hörner trägt noch Zähne hat,
Folgendermaßen: Es sei denn, daß ich
Durch Zeugnisse der Schrift, der heiligen, oder
Durch helle Gründe überwunden werde —
Denn weder glaube ich dem Papst allein,
Noch glaub' ich den Konzilien, da's am Tag,
Daß sie schon irrten und sich widersprachen —
So mag und will, gebunden im Gewissen
An Gottes Wort, wie ich es bin, so will ich
Nichts widerrufen, dieweil wider das
Gewissen was zu tun, unrichtig und
Gefährlich ist. Hier stehe ich, ich kann
Nicht anders — Gott möge mir helfen! Amen!

Den Höhepunkt seiner Kunst erreicht Bartels in dem dritten Drama, „Der Reformator". Der Kampf gegen Thomas Münzer und die Revolution ist der Inhalt dieses Dramas. Die Empfindungsweise Luthers ist gegen die Rebellion und gegen die Revolution gerichtet. Wenn Luther einen Ehrgeiz hatte, so war es der, daß er die Erscheinungswelt des Lebens mit der religiösen Gewissenhaftigkeit erfüllen und durchdringen wollte, die ihn auf den Kampfplatz und die Walstatt gegen verknechtete Kirchlichkeit geführt hatte. Nach Luthers Überzeugung gehört es zum rechten Menschenleben, daß wir uns mit unserer individuellen Persönlichkeit mutig und kräftig herauswagen, aber höher als die hemmungslose Individualität steht ihm die Gewissenhaftigkeit, die alle Leidenschaft und alles Sündhafte, alle Unwahrhaftigkeit als Todfeinde des Gewissens empfindet. Luther will nicht die unbedingte Selbstherrlichkeit des genialen Individuums verherrlichen. Einem solchen Hinausseinwollen über alle Schranken, einem solchen Jenseits von Gut und Böse setzt Luther die Überzeugung entgegen, daß jeder Einzelne sich einfach und schlicht Gott und dem Gottesgesetz im Gewissen zu unterwerfen habe. Gott und Gottes Gesetz ist ihm das Unbedingte, das an sich Wahre, das Zeitlose. Luther ist auf einen Schauplatz gestellt, über dem die übelriechende und ungesunde Luft der Revolution lagert. Er rettet die Freiheit des Christenmenschen, indem er das wilde, ungebildete Denken des Bauerntums, des Schwärmertums verwirft und über der Welt des Truges und über der Welt der Revolution die Stätte sucht und findet, in der sich die obere sittliche Welt über dieser irdischen Welt erhebt. Die Sittlichkeit des Hauses, der Familie und des Staates ist der Weg, der ihm die Zukunft des deutschen Volkes verheißt.

„Das Evangelium soll hinein ins Leben,
Und in dem eignen Hause wollen wir —
Ja, sieh nur her, hier steht mein künftig Weib! —
Beginnen und den sichern Grund uns legen.
Wie Mann und Weib, die Eltern und die Kinder,
Wie Herren und Knechte, Pfarrer und Gemeinde,
Lehrer und Schüler, Fürst und Untertan
In Zukunft christlich-züchtig leben sollen,
Vom Morgen bis zum Abend, durch das Jahr,
In froher Jugend wie im trüben Alter,
Das wollen wir auf Grund des Evangeliums
Die Deutschen lehren und durch unser Beispiel
Bestätigen, ob wir gleich Sünder sind,
Doch im Gebet und tapferen Sinnes ringend.
Die Welt umstürzen und dann neu erbauen
Mag Kön'ge und Rebellen locken — wir,
Wir wollen pflügen, auch den schwersten Boden,
Und eggen, säen dann und fleißig jäten — —
Die Ernte steht bei Gott, und sie ist sein!

Wohl fühl' ich, daß uns schwere Zeiten nahen:
Das deutsche Volk, das ein Jahrtausend lang
Durch seine Kaiser diese Welt beherrschte,
Hat's allzu üppig, allzu toll getrieben
Und eine gute Stäupe wohl verdient . . .
Doch wollen wir nicht tatlos sie erwarten,
Wir wollen einen Grund im Volke legen,
Der durch Jahrhunderte vorhalten kann,
Wie Bauernhäuser prächtige Paläste
Und reiche Dome oftmals überdauern.
Die schlichte Gottesfurcht, den freud'gen Glauben,
Den Mut der Wahrheit und dann viel Geduld,
Die pflanzen wir tief in die deutschen Seelen,
Die ehrenfest und tapfer von Natur —
Wenn dann die Zeit gekommen, wird man sehen,
Was Gott aus seinen lieben Deutschen macht."

Die Reformation ist eine gegen die verrottete Kirchlichkeit Roms gerichtete Bewegung vorzüglich religiöser, teilweise aber auch sozialer und völkischer Art gewesen. Ein Drama, das Luther zum Gegenstand hat, muß deshalb einer Weltauffassung huldigen, die dieser Richtung zum Ausdruck hilft. Der wäre ein vollkommener Dichter, der Winde und Ströme, Sprachen und Denken in seinen Dienst zwingen könnte, daß sie alle für ihn streben und zeugen müßten, bei dessen Worten man sofort deren Herkunft und Ableitung spürt, der sie auf jede Seite seines Buches verpflanzt, daß man den Geruch der Erde spürt, die noch an ihren Wurzeln hängt. Wenn man unsere Literatur anschaut, so sind Hebbel und Heinrich von Kleist zwei solche Naturen, die sich dem Zuschauer entfalten und ihn etwas schmecken lassen von den Blüten und Früchten ihrer Natur, ihres Wesens, ihres Lebens. Von diesen kommt Adolf Bartels her, aber der Weimarer Professor hat auch etwas von dem Geiste Goethes verspürt, der in seinem „Tasso", in seiner „Iphigenie" und in seinem „Faust" deutsches Wesen auf die Form gebracht hat: Zwischen uns sei Wahrheit. Das freie, stürmische Denken Luthers hat sich in Adolf Bartels abgeklärt. Der Genius ist ihm nicht mehr das Aufflammen eines Blitzes, sondern das im Tempel inniger Gottesverehrung angezündete ewige Licht des deutschen Gewissens, das am Herdfeuer gewahrte Geheimnis des deutschen Hauses, vor dem alle Dunkelheit erbleichen muß. Jede literarische Streberei liegt Adolf Bartels fern. Sein Luther ist eines der schönsten und durchgeistigsten Bücher, die unsere Literatur aufzuweisen hat. Seine Naturanlage hält ihn fern von allen Maßlosigkeiten. Diese Gabe teilt er mit Goethe, dessen Sprache ja auch so einfach, menschlich und edel ist. Auf der anderen Seite werden seine Gedanken beflügelt durch einen nationalen Ehrgeiz, der seinen Worten eine strenge völkische Prägung verleiht. Das gibt seinen Gedanken und Worten etwas Erleuchtendes und Packendes. Diese innige Verbindung hat zur Folge, daß er wie kein anderer dazu geschaffen ist, Luther neu zu beleben und vor unserem Volke frei zu entfalten. Wäre unsere Bühne frei von kapitalistischen und mammonistischen Einflüssen, dann würde Bartels „Martin Luther" der verheißungsvolle Auftakt zu einer reichen, nationalen Literatur werden, die bei der Erneuerung unseres Volkes nach diesem Weltkrieg den sittlichen Ertrag vergangener Jahrhunderte unserem Volke retten könnte. Bartels Trilogie ist im vorigen Jahre in ein Drama zusammengestrichen aufgeführt worden, aber wie Schillers „Wallenstein", so muß auch dieser „Martin Luther" in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit unverändert erhalten bleiben. Heinrich Reuß.

*

Besprechungen.

Adolf Bartels, Volk und Vaterland.

Man hat schon sehr viel darüber geschrieben, in welcher Weise unsere Schulen nach dem Kriege zu verbessern seien. Das eine ist jedenfalls dringend notwendig: Der geschichtliche Unterricht an den höheren wie an den niederen Schulen, besonders auch in den Lehrerbildungsanstalten, muß nun ganz entschieden auf völkische Grundlagen gestellt werden. Hat sich doch während des Krieges den hunderten von gewonnenen Schlachten zum Trotz in weiten Kreisen immer wieder ein bedauerlicher Mangel an Instinkt für die Stellung des Deutschtums in der Welt bemerkbar gemacht: nur so läßt es sich verstehen, daß die Friedenserklärung der Reichstagsmehrheit, die uns im Auslande sehr geschadet hat, überhaupt möglich war. — Eins der wichtigsten Bücher nun für die Erziehung zu gesundem völkischem Denken hat uns der bekannte

Dichter und Literaturhistoriker Adolf Bartels in seiner lyrischen Anthologie „Volk und Vaterland" (R. Mühlmanns Verlag, Halle, zwei stattliche Bände, gebunden 15 M.) vor kurzem gegeben. Was er mit diesem Werke beabsichtigte, liest man in der über 80 Seiten umfassenden Einleitung.

Bartels geht bewußt darauf aus, überall in der deutschen Dichtung den deutschen Geist zu packen, „dort wo er bewußt nach Ausdruck ringt, in der sogenannten „patriotischen Dichtung", aber auch dort, wo er unbewußt hervortritt, sich deutsches Wesen unmittelbar verrät, wie z. B. in der außerordentlich reichen deutschen Kriegspoesie, die ja keineswegs immer „patriotisch" ist." Bartels will also kein Gebiet deutschen Lebens und deutscher Dichtung von seiner Sammlung ausschließen, aber bei jedem aufgenommenen Gedicht soll sich eben der Bezug zum deutschen Volkstum deutlich verraten. So bietet denn sein Werk eine anschauliche Übersicht der Gesamtentwicklung des deutschen Geistes- und Gemütslebens, wie wir sie bisher noch nicht hatten. Die Einleitung aber gibt uns eine anziehende Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins, aus der hier einige bemerkenswerte Gedanken mitgeteilt seien. Wenn auch im Mittelalter vielfach internationale Bestrebungen sich geltend machten, so findet man doch in Walther von der Vogelweide und Freidank schon sehr kräftige Vertreter des germanischen Rassenstolzes. Der kam dann in der Reformation vor allem durch Luther, aber auch durch Hutten, Johann Walther, Johann Fischart und andere Geister zu neuer Entfaltung. In scharfem Gegensatz zu zwei neuerdings erschienenen Schriften über Kriegslieder und vaterländische Dichtung betont Bartels, daß sich ein Deutschgefühl im modernen Sinne nicht erst zur Zeit Klopstocks, sondern schon im Dreißigjährigen Kriege geltend macht. Und das ist auch völlig zutreffend: man braucht ja nur daran zu erinnern, daß viele der besten gegen die Verwelschung gerichteten Sprüche Friedrichs von Logau klingen als wären sie für unsere Zeit gedichtet. — Ganz besonders wertvoll sind dann Bartels' Ausführungen über die Dichtung der Befreiungskriege. Er arbeitet namentlich die Persönlichkeit Ernst Moritz Arndts mit kräftigen Strichen heraus. Das ist sehr am Platze, denn die zahlreichen Menschheitsbeglücker unter unsern Zeitungsschreibern haben ja gar keine Ahnung davon, wie vernichtend dieser kerndeutsche Mann in so manchem Lied und so mancher Prosaschrift über ihresgleichen geurteilt hat. Leider ist vielfach versäumt worden, die Werke Arndts und auch Schenkendorfs unserer Jugend nahezubringen, während man Körner immer berücksichtigt hat. Und doch hat das gar keine Schwierigkeiten. Ein Lehrer, der Goethes „Iphigenie" und „Tasso" seinen Primanern lebendig machen will, braucht dichterischen Sinn, und der geht manchem Erzieher ab. Dagegen Arndts Lieder von Schill und Gneisenau, „Wer ist ein Mann", „Die Leipziger Schlacht" den Schülern lieb zu machen, dazu gehört nur Freude am Inhalt, und die müßte jeder Deutsche empfinden können.

Gegen den Schluß der Einleitung sagt Bartels: „Seit einem Menschenalter in der völkischen Bewegung stehend, verleumdet und gehetzt wie vielleicht kein zweiter deutscher Schriftsteller unserer Zeit, aber doch auch nie ohne zahlreiche Anhänger und unbeirrt meinen Weg weitergehend, darf ich jetzt die feste Überzeugung aussprechen, daß die Zeit des stärkeren und festeren Deutschtums gekommen ist." Er betont, daß die törichte Menschheitsduselei, die so oft unwürdige Kriecherei vor dem Auslande nach sich zog, nun abgetan sein müsse, abgetan auch der noch viel schlimmere Internationalismus, der durch den oberflächlichsten Kulturfirnis nur das liebe Geschäft zu verdecken strebte. So sei es auch mit dem alten Patriotismus, der leicht in Hurrapatriotismus entartete, und mit der ihn schmähenden demokratischen Maulaufreißerei zu Ende. Der schwere Krieg, in dem ja leider der Geist des Materialismus auch bei uns wieder aufwucherte, hat doch auf einen großen Teil unseres Volkes erzieherisch gewirkt. Er kann nicht umsonst gewesen sein. Es gilt nun die Zukunft fest ins Auge zu fassen, „die uns sicher noch mehr solche schweren Kämpfe bringen wird, aber auch den endlichen, vollständigen Sieg." — Möge Bartels' Werk namentlich auch in Familien, welche Söhne im Felde haben, viele Freude und Erquickung spenden!

Dr. Ludwig Lorenz.

Die deutsche Dichtung der Gegenwart.

Die Dichtung seiner Zeit, insbesondere die den Tag erfüllende und beherrschende Literatur, in den Rahmen seiner Darstellung zu fassen, ist für den Literaturgeschichtschreiber — auch für den erfahrensten, umsichtigsten und bemühtesten — eine höchst schwierige Aufgabe. Schon die historische Bedingung, einen Abstand der Klärung zwischen sich und den jeweiligen Werken einer bestimmten Kunstströmung zu haben, bestätigt dies. Nicht zum mindesten aber liegt das Hemmende für eine treffsichere und umfassende Darstellung des Bewerters der Gegenwartsliteratur auch in der Überfülle des Stoffes, der ihn unmittelbar umdrängt. Während ihm bei der Rückschau in verflossene Zeitalter und Strömungen der Dichtkunst stark die sichtende Tat anderer, früherer Literaturgeschichtschreiber — oder des Lebensgesetzes selbst — nutzbar werden kann, ist er hier meist ganz auf die eigene Mühe, Kraft und Fähigkeit angewiesen. Und doppelt offenbart sich ihm die damit bezeichnete Schwierigkeit seines Werkes, sofern er eine Natur ist, die ganz eigene Erfassungswege geht und die durchaus nicht dem mit ruhiger, leicht zufriedener Gläubigkeit lauscht, was das Modegötzentum einer übertreibenden Gegenwart ihr dringlich nahebringt.

Dies alles mögen wir bedenken, wenn wir uns in das wichtige literaturgeschichtliche Werk „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" (Die Alten und die Jungen) vertiefen, das sein geschätzter Verfasser, Professor Adolf Bartels jüngst in stark erweiterter Form herausbrachte[1]). Daß wir es gleich vorweg sagen: mit dieser Schöpfung, die in der vorliegenden 9. Auflage fast auf das Doppelte ihres bisherigen Umfanges angewachsen ist, ward uns eine Darstellung der jüngstzeitigen Literatur geschenkt, in der wir das grundlegende Werk ihres Gebietes erblicken müssen. Und nicht weniger kennzeichnet sich die überragende Bedeutung der „Deutschen Dichtung der Gegenwart" in der historischen Vielzügigkeit und biographisch-bibliographischen Gründlichkeit, wie in der Schärfe der einzelnen Wesensbestimmungen, Werturteile und Richtungs-Charakteristiken. Ausgehend von seinem Grundgesetze, daß jede echte, volkswürdige Kunst aus einem rein völkischen und nationalen Nährboden erwachsen müsse, hat Bartels in dem vorliegenden Buche — ebenso wie schon in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" und anderen literarhistorischen Werken — die Rassebezeichnung angewandt.

Ja, seine Betonung der wissentlichen oder vermutlichen jüdischen, halbjüdischen und nichtjüdischen Abstammung des von ihm vor den Literaturspiegel gestellten Dichter- und Dichterinnenvolkes (dem sich auch bloße Schriftsteller und Journalisten anschließen) geht hier noch weiter als in den bisherigen Auflagen. Maßgebend war ihm in dieser Hinsicht vor allem der Semi-Kürschner. Den umfassenden Stoff, den Bartels mit seinem Buche bewältigt, gliedert er in folgende Kapitel: Einleitung, das silberne Zeitalter der deutschen Dichtung, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, die realistischen Talente der fünfziger und sechziger Jahre, die Münchener, die Anfänge des Verfalls, der Krieg von 1870 und die realistischen Talente der siebziger und achtziger Jahre, der Feuilletonismus und die archäologische Dichtung, Richard Wagner und der fortschreitende Verfall, die letzten Alten, die Herrschaft des Auslandes, die Anfänge der Moderne, der Sturm und Drang des jüngsten Deutschlands, moderne Übergangstalente und der konsequente Naturalismus, Symbolismus und moderner Verfall — Gegenwirkungen aus alter Kunst, die Heimatkunst, die gute moderne Unterhaltungsliteratur, neue Wege zur Höhenkunst — der Nationalismus, der Sensationalismus und die Herrschaft des Judentums, der Expressionismus, der Weltkrieg. Schon diese Aufstellung des historischen Entwicklungsganges, wie ihn der Verfasser ganz nach eigener Art festlegt und klarmacht, beweist die wissenschaftliche Note des Werkes.

Die ersten sechzehn Kapitel finden sich schon in der bisherigen Ausgabe. Allerdings haben sie in der 9. Auflage eine entsprechende Ergänzung erfahren, d. h. soweit sie noch durch einzelne Vertreter in die Entwicklung hineinragen. Ganz neu angegliedert sind die letztbezeichneten Teile,

---

1) 9. Auflage. 708 Seiten. Verlag von H. Haessel, Leipzig. 1918. Geh. 10 M., geb. 12 M.

die mit dem „Nationalismus" beginnen. Daß sich Bartels auch nach Vermögen bemüht, den von ihn scharf angefaßten jüdischen Talenten gerecht zu werden, zeigt deren stärkere Berücksichtigung in der Zahl der genannten und beurteilten Kräfte und die Anerkennung einiger Hauptvertreter, wie z. B. der Jakob Wassermanns.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Kriegs- und Friedensfragen. Von Prof. Dr. Georg von Below. Heft 43 der Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, Herausgeber: Professor Dr. Franz v. Mammen. Verlag: Dresden und Leipzig, „Globus" Wissenschaftliche Verlagsanstalt. 1917. Preis: M. 2.50.

In dieser Schrift hören wir den vorsichtigsten unparteiischsten und zuständigsten Beurteiler über vier Fragen, die augenblicklich die Aufmerksamkeit weitester Kreise beanspruchen. Professor Dr. Georg von Below handelt in seinem Buch erstens über den deutschen Nationalstaat, Mitteleuropa und die deutsche Grenzsicherung, zweitens über Militarismus und Kultur in Deutschland, drittens über die Frage: Gibt es eine belgische Nationalität? und viertens über die Reform des preußischen Landtagswahlrechts.

In dem ersten Aufsatz beginnt der Verfasser seine Darstellung mit der Behauptung, daß der Nationalstaat und die Nationalwirtschaft in den Ereignissen der Gegenwart seine vollste Berechtigung nachgewiesen hat. Er setzt sich auseinander mit Potthoff, Mitscherlich und Naumann, denen er nachweist, daß sie die nationale Einheit und Unabhängigkeit Deutschlands in Frage stellen und aus Ehrgeiz, Parteileidenschaft und sozialistischer Tendenz sich zu Werkzeugen einer ungesunden Agitation hergeben. In dem zweiten Aufsatz weist er den innigen Zusammenhang zwischen Militarismus und deutscher Kultur nach. Der dritte Aufsatz kommt zu dem Resultat, daß der Staat Belgien ein Werk der Diplomatie gewesen ist, daß das belgische Volk keine geschlossene Nation, sondern zwei Stämme sind, die durch Zwang miteinander verbunden wurden. Der vierte Aufsatz ist ein Widerspruch gegen die Übertragung des allgemeinen gleichen Reichstagswahlrechts auf den preußischen Landtag. Below ist überzeugt, daß das preußische Landtagswahlrecht reformbedürftig ist, aber er sieht kein Heilmittel in der Demokratie, welche fieberhaft daran interessiert ist, Preußen als das Rückgrat des Deutschen Reiches zu knechten und zu knuten. Hinter den geschichtlich einwandfreien Ausführungen des Verfassers steht eine Weltkenntnis, eine kühle Umsicht des Urteils, eine wohltuende Festigkeit und Tiefe des Charakters. Der Verfasser ist durchdrungen von den großen Aufgaben Deutschlands, die mit einem demokratischen Glaubensbekenntnis nicht vereinbar sind. Er gibt sich die größte Mühe, objektiv auch gegen seine literarischen Gegner zu sein. Je weiter sein Gesichtskreis sich in die Vergangenheit ausdehnt, umso mehr ist ihm möglich, in der Gegenwart fest zu stehen und mit sicherem Fuß durch den Wirrwarr der Gegenwart durchzuschreiten. Um so vernichtender fällt sein Urteil aus über so unpolitische Köpfe wie Friedrich Naumann, dessen ganze Tätigkeit nur dazu dient, die Köpfe seiner Anhänger zu verwirren und Unkundige und Urteilslose zu täuschen. Die Kriegs- und Friedensfragen Belows verdienen die weiteste Verbreitung. Unerschütterlicher Mut, höchste Uneigennützigkeit und treueste Hingebung an das deutsche Volk sichern von Below einen Ehrenplatz in der Reihe der Patrioten, die auch unter verzweifelten Umständen der demokratischen Modewelle unserer Zeit entgegentreten und umso mehr Achtung und Bewunderung verdienen, je näher und eingehender man sich mit ihren Schriften vertraut macht.

Heinrich Reuß.

„Für Kaiser und Reich!" Eine Reihe vaterländischer Schriften.

Die Schriftenreihe „Für Kaiser und Reich" will das vaterländische Bewußtsein vertiefen und unsere Volksgenossen an die starke Monarchie binden, mit der Preußen-Deutschland steht und fällt. Die Monarchie war und ist das eigentlich Erhaltende in unserer Geschichte, das Friedrich der Große zum erstenmal rein vertreten hat, als er in seinem von ihm harmonisch gegliederten Staate die Wohlfahrt der Teile von der des Ganzen und umgekehrt abhängig machte. Die Ausbildung dieses Gedankens — der zugleich unsern „Militärstaat" mit bedingte — bis zur Gegenwart und ihren volksfreundlichen, wirtschaftlichen Maßnahmen unter Wilhelm I. und II. soll in dieser Schriftenreihe verfolgt werden.

Im 19. Jahrhundert hat eine Gegenströmung, aus der Aufklärung und französischen Revolution des 18. Jahrhunderts kommend und durch den immer mehr entartenden Liberalismus der fünfziger Jahre verstärkt, die Grundlagen unseres deutschen Staates dadurch ins Wanken gebracht, daß sich die Teile, statt sich dem Ganzen zu fügen, vielmehr auf dessen Kosten ausleben und alles überwuchern wollten. Dieser Erscheinung und ihren in Anarchie und Pöbelherrschaft mündenden Folgen ist auf allen Gebieten unseres geistigen, religiösen, künstlerischen und wirtschaftlichen Lebens nachzugehen. Der Trubel wurde bei uns vornehmlich durch das Ausland gefördert; aus dem Auslande her sprang auch in die Lehren der Führer unserer Sozialdemokratie das Vaterlandslose, Volksverführerische, Antichristliche und Überindividualistische über, das sich mit den wahrhaften Bedürfnissen deutscher Arbeiter und mit ihrer Förderung durch die Regierung niemals deckte. Alle diese gegen Kaiser und Reich gerichteten feindseligen Einflüsse laufen schließlich in jenem „Zeitgeist" zusammen, der sich vor dem Kriege verwirrend und auflösend breit machte. Aus der deutlichen Kenntnis der beiden Plus und Minus, der aufbauenden und zerstörenden Kräfte erwachsen Richtlinien und Notwendigkeiten für Gegenwart und Zukunft, für jenen ordnenden, selbstloseren Geist, den wir im Kriege erkennen und nach dem Kriege beim Einzelnen wie beim Ganzen weiter durchzusetzen haben. Deutschland wird, wenn es wieder organisch verwächst und sich dadurch siegreich behauptet, als Großmacht der Zukunft alle anderen Völker gelten lassen und sie nicht beherrschen und aussaugen wollen, wie es die übrigen Weltreiche vom Altertum bis in die Neuzeit taten. Es wird sie vielmehr vorbildlich leiten und so im höchsten Sinne die Gesundung der Welt mit herbeiführen helfen. Solche, auf Stärkung unserer Monarchie aufgebauten Gedankenreihen, die sich gegen alle Zersetzungen und antidynastischen Bestrebungen richten, sollen die inneren Arbeiten, die nach Kriegsende in Deutschland einzusetzen haben, vorbereitend mitbestimmen und richten. Es erscheinen zunächst folgende Schriften: 1. Heinrich Heinrich, „Preußentum und Demokratie; 2. Prof. Dr. H. Kraeger, „Die heilige Not, Reden an das deutsche Volk"; 3. Dr. O. Schmidt-Gibichenfels, „Der Zeitgeist". Ferner sind geplant: „Grundzüge deutscher Erneuerung", „Sozialdemokratische Führer und ihre Lehren, Bausteine zu einer Geschichte der Sozialdemokratie" u. a. Zu beziehen von der Deutschnationalen Verlagsanstalt, Akt.-Ges., Hamburg und Leipzig. — Auf die einzelnen Schriften kommen wir noch zurück.

Fr. Lembke, Als der Friede kam. Verlag der „Deutschen Landbuchhandlung", Berlin 1917.

Ein kleines Heft, 40 Seiten Reclamformat und doch sehr nützlich zu lesen. Der Verzichtfriede ist da, der „Hungerfriede", wie einige sagen, aber noch ist der Jubel groß. Nur nicht bei allen. Der eine Nachbar macht ein saures Gesicht, weil er schon die bittere Neige im Freudenbecher spürt. Bald ist sie oben; denn Brot und Vorräte und all die schönen Friedenssachen fehlen. Sogar — das Geld fehlt! Die Frauen in der Wirtschaft, die ehemaligen Feldgrauen in den Versammlungen begehren auf, zumal die Steuern gar kein Ende nehmen. Es gibt Umzüge, Streiks, Unruhen. Aber sie bringen kein Brot und keinen Verdienst. Dafür übt man sich am eigenen Leibe und in der Familie auf ein großes Verzichten! Wer hätte das gedacht? Endlich wird's allen klar: England ist und bleibt der Feind trotz des schönen Weltfriedens. Es hilft nichts. Über Nacht geht's in den neuen Weltkrieg! Das ist das Ende! H. Seidel.

E. Schmid-Frankfurt, Die deutschen Bauern in Südrußland. Berlin 1917, Verlag der „Deutschen Landbuchhandlung". Mit einer Karte des deutschen Kolonistengebietes in Südrußland. Preis 1 Mark.

„Ein deutsches Volk von fast 2 Millionen geht schweigend zugrunde". Mit dieser ergreifenden Klage führt uns der Verfasser mitten in die Not der von einer feindseligen Regierung gepeinigten und ins Elend gestürzten deutsch-russischen Bauernbevölkerung, deren Vorväter einst durch dieselbe russische Regierung unter Verheißung großer Vorrechte und Vorteile ins Land gerufen wurden, um dieses dem Ackerbau zu erschließen. Der Verfasser hat an 20 Jahren unter den Kolonisten gelebt; er kennt also ihre

Lage in jeder Beziehung genau. Zur besseren Übersicht faßt er die Niederlassungen in bestimmte Gruppen zusammen, die örtlich unterschieden und charakterisiert werden, z. B. die polnisch-wolhynische Gruppe, die Wolga-Gruppe, die kaukasische und die sibirisch-mittelasiatische Gruppe usw. Überall werden die äußeren wie die inneren Verhältnisse, auch die Kulturfortschritte, Handel, Verkehr und Erzeugnisse kurz, aber treffend aufgezeigt, bis zum Schluß alle nur irgend wissenswerten Angaben in statistischen Tabellen vereinigt erscheinen. Gerade in unserer Zeit ein sehr empfehlenswertes Buch. H. Seidel.

*

Bismarck als Erzieher. Reclams Universal-Bibliothek besteht jetzt 50 Jahre. Aus diesem Anlaß gab der Verlag ein Heftchen heraus, in dem wir folgende Sätze fanden:

„Fichtes „Reden an die deutsche Nation" wurden in über 40 Jahren kaum in 100000 und die vorzügliche Ausgabe von Bismarcks Reden in 20 Jahren kaum in 30000, oder Archenholtz' „Geschichte des siebenjährigen Krieges" in knapp 90000 Exemplaren abgesetzt, während z. B. Demosthenes' Philippische Reden in 120000 und Sallusts Jugurthinischer Krieg in 109000 Exemplaren gelesen wurden. Bei Betrachtung dieser Zahlen wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß die Forderung einsichtiger Männer, die Deutschen durch die Kenntnis der Geschichte des eigenen Volkes stärker zu politischem Denken zu erziehen, nur zu berechtigt ist, und man kann überzeugt sein, daß im Volke mehr Verständnis für die großen Aufgaben, die der deutschen Nation in der Weltgeschichte zufallen, vorhanden sein würde, wenn von Jugend auf die Beschäftigung mit der deutschen Geschichte in den Vordergrund gerückt würde."

Die Erfahrungen des Verlags Reclam finden an vielen Stellen Bestätigung. Ich erinnere daran, daß Westerichs vorzügliches „Jugendgeleitbuch", meines Wissens das erste und bisher einzige Werk, welches unsere heranwachsende Jugend wirklich an den Quellborn germanisch-deutschen Kulturschaffens heranführt, nach mehr als vier Jahren nicht über die erste Auflage hinausgekommen ist. Da können mich Reden, wie sie Prinz Max von Baden gehalten hat und die als Offenbarungen durch die gesamte Presse gingen, nicht überraschen. Wann wird Bismarcks Geist unser Volk durchdringen? Es stände besser um uns, wenn er in uns allen mächtig würde. Tausend schmerzliche Erfahrungen, die wir mit immer neuem edelstem Blut bezahlen müssen, blieben uns erspart. Und wir hörten von deutschen Prinzen andere Worte.

Meister Harlung.

*

An alle Freunde deutscher Kunst!

Von München ging uns folgender Notschrei zu: „Über den künstlerischen Nachlaß Fritz Böhles ist, wie aus Frankfurt a. M. berichtet wird, nunmehr endgültig verfügt worden. Eine Anzahl Gemälde und Zeichnungen wird von der Familie zurückbehalten und soll später zu einem Böhle-Museum vereinigt werden. 50 Gemälde und 200 Zeichnungen werden in diesem Frühjahr durch die Kunsthandlung Prestel versteigert werden."

Wer, der ein Freund und Liebhaber deutscher Kunst ist, steht nicht knirschend und voll Beschämung bei dieser Nachricht! Man hörte nach dem Tode des Meisters von der Absicht, in Sachsenhausen bei Frankfurt ein Böhle-Museum zu gestalten und war schon ganz vertraut mit diesem Gedanken. Da wirkt diese Meldung nun wie ein kalter Wasserstrahl! Es geschah wie schon so oft: Der Michel war nicht auf der Hut (trotzdem man um die Kunst buhlt, wie noch nie!), der Dunkelmann aber, die Händlerseele schlich herbei, raublüstern und schreitet zur Tat, indem er den wahrhaftvolkstümlichen Gedanken kurzerhand durchkreuzte.

Freilich, hier ist mal wieder Geld zu machen.

Jedem, der Herzensverbindung mit der deutschen Kunst hat und der da weiß, wie innig sich das deutsche Wesen und die Kunst der Meister gegenseitig befruchten, der weiß auch, daß die Werke eines Böhle nicht auf dem Markte herumgeschleift werden dürfen, sondern daß sie alle miteinander vereinigt sein wollen, um so eine der unversieglichen Kraftquellen zu sein, wo noch in fernen Zeiten Tausende sich daran laben und — erwecken.

Böhle, in alle Winde zerstreut und ausgestellt! Eine Schande wäre das!

Aus den besten Werken des Meisters leuchtet ein Bahnbrecherwille in die Zukunft hinein, der noch kaum erkannt ist!

Das Geschick hat es gefügt, daß heute noch die meisten Bilder Böhle's an ihrer Ursprungsstätte beieinander sind. Verstehen wir doch Böhle in diesem seinem Willen!. Halten wir ihm die Treue! Da wo die Bilder nun einmal sind, da gehören sie hin und da sollen sie auch bleiben. Alles von Böhle's Hand ist in diesem Hause miteinander verwachsen: Ein Abbild volksverwurzelten Schöpferwillens, ein Stück deutsche Kultur ...!

Solches zu zerreißen ist selbstmörderisch. Und wenn es geschieht, so wird man erst hinterher merken, was man getan hat, oder vielmehr, hat geschehen lassen.

Was für Goethe Weimar war und ist, das muß Sachsenhausen für Böhle werden.

Wir können es nicht glauben, daß vorstehende Nachlaßverfügung eine endgültige ist und versagen uns aus diesem Grunde diesen Mahnruf an das deutsche Kunst- und Kultur-Gewissen nicht.

Noch ist es vielleicht möglich, den Entschluß der Familie Böhle rückgängig zu machen, weshalb wir alle Deutschgeborenen herzlichst bitten, in diesem Sinne allen ihren verfügbaren Einfluß noch in letzter Stunde in die Wagschale werfen zu wollen.

Es gibt genug vermögende Kunstliebende, die willens sein werden hier zum Ziele zu helfen, wenn sie nur erfahren, was auf dem Spiele steht." —

Ein Fachmann der Kunstgeschichte und Freund und Vorkämpfer der deutschen Kunst schreibt uns dazu:

„Man wird zunächst einmal feststellen müssen, welche Werke die Familie zurückbehalten und später zu einem Museum vereinigen will. Ferner muß man mit Nachdruck hervorheben, daß Böhles Bestes, Eigenstes und Deutschestes, wie bei Dürer, in den Zeichnungen und der Graphik liegt, in letzter Linie erst in den Bildern. Von diesen kaufte das Frankfurter Museum (Städel) vor Jahren schon eine Menge, und zwar ziemlich wahllos Gutes und Schwaches. Denn es gibt natürlich auch geringe, ungesund altertümelnde und sogar verwelschte, italisierende Bilder von Böhle. Das künstlerisch Beste und damit wahrhaft Eigne gilt es vor Zerstreuung zu bewahren und, möglichst im Hause des Künstlers, dem deutschen Volke dauernd vor Augen zu stellen."

*

Frauen! Mütter!

Während die Männer draußen an der Front mit der Waffe und ihren eigenen Leibern das Vaterland schützen, haben die Frauen eine Bedeutung für die Heimarmee bekommen, wie sie niemand zuvor geahnt hätte. Nicht nur, daß sie in den Berufen, die ihnen schon vorher offen waren, sich weiter eingebürgert haben, an vielen Stellen mußten sie den Mann vollkommen ersetzen. Nun sehen wir sie nicht bloß in der Liebestätigkeit als Schwestern und Helferinnen, nicht bloß in der Schule und in der Schreibstube, sie stehen auf der Straßenbahn, fahren als Schaffnerinnen im Zug, schaffen bei Post und Telegraph, tragen Briefe und Pakete aus, ja sie stehen in Werkstatt und Fabriksaal und leisten Mannesarbeit. Viele mit Aufbietung aller Kräfte, damit unsre Soldaten an der Front die nötige Hilfe bekommen und daß auch im Lande Handel und Wandel einigermaßen fortgeht. Dieser Kriegsdienst der Frauen ist höchster Anerkennung und höchsten Lobes wert. Und wer sie lobt, der tut es mit Recht.

Und doch gibt es Frauen, die auch einen Kriegsdienst leisten und darob nicht gelobt werden. Die auch tapfer sind im Dienste des Volkes. Und doch redet niemand von ihnen. Aber eben darum müssen wir einmal davon reden; denn es sind unsere Frauen. Unsere Frauen, die nicht irgendwo in der Öffentlichkeit tätig waren, sondern allein daheim in der Familie, und die doch für die Allgemeinheit schaffen, eben weil sie „deutsche Mütter" sind. Denn auch die Frau, die nichts weiter war als „Mutter", hat wahrlich eine Leistung vollbracht.

Auf ihr lag alles, Erwerb, Erziehung, Arbeit, Sorge, als der Mann hinauszog ins Feld. Und ohne Widerspruch und ohne Murren hat sie's vom ersten Tage an auf sich genommen. Sie hatte auch nur zwei Arme und zwei Augen und hat doch so viel getan, mehr als sie sich zugetraut hätte.

Sie mußte ein ganzes Hausweſen verwalten. Es ſoll jemand, der das kennt, auftreten und ſagen, das wäre nichts!

Sie hat die Kinder großgezogen im Sinne und Geiſte ihres Mannes. Denn ſie war mit einem Male die Haupterzieherin geworden. Wieder geworden!

Sie hat's in ſchlichter Pflichttreue als etwas Selbſtverſtändliches hingenommen und alle Verantwortung dafür getragen.

Und dann — hat ſie gebangt und gelitten um den, der ihr das Liebſte iſt und der da draußen ſtand im Granatfeuer und Kugelregen. Iſt aber dennoch ſtolz und aufrecht ihren Weg gegangen und hat ihm nicht ein Leid geklagt, ſondern ihn mit guten Nachrichten von daheim aufgerichtet, wenn die Sehnſucht ihn verzehrte. Und den Kindern daheim hat ſie den Vater eingeprägt mit aller Liebe und Hingabe, auf daß ſie ihn, wenn er heimkehrte, vom erſten Augenblick an mit der ganzen Liebe ihres kleinen Herzens umfaſſen konnten, ſodaß er ihnen trotz jahrelangen Fernſeins doch ſo nahe war. Und man könnte von ihr wohl ſagen und ſich wünſchen, was Chamiſſo von der alten Waſchfrau ſagt:

. . . . . ich wollte,
ich hätte, dieſem Weibe gleich,
erfüllt, was ich erfüllen ſollte,
in meinen Grenzen und Bereich.

Warum ich von dieſer Frau der Heimat ſpreche?

Weil ſo viele nicht von ihr reden, die von denen reden, die im öffentlichen Leben ſtehen.

Und weil dieſe Frau für uns die wichtigſte iſt: die Hausfrau und Mutter.

Ich will nicht verkleinern, was jene leiſten und leiſten müſſen, die im Kriegshilfsdienſt ſtehen und Mannesarbeit vertreten, denn ſie ſind in dieſer eiſernen Zeit notwendig, unbedingt notwendig. Aber mußten ſie nicht, ſofern ſie Mütter waren, ihren Hausfrauenberuf und ihre Mutterſchaft vernachläſſigen? Mußten nicht andere oder auch die Allgemeinheit dafür einſpringen, daß das für ſie geleiſtet wurde, was dort unterblieb? Und unterblieb dort nicht vieles? Zudem werden ſie wohl in der großen Mehrzahl dieſe „Kriegsberufe" wieder verlaſſen und — nachholen und neulernen müſſen.

Ob ſie dann alles erſetzen und nachholen können, was ſie vernachläſſigen mußten?

Ich aber will denen ein Lorbeerreis reichen, denen man ſonſt keinen Lorbeerkranz windet. Denn ihr Kriegsdienſt war nichts als „Mutter" ſein. „Deutſche Mutter!" Gibt es etwas Größeres?

Auf ihr beruht ein weſentlicher Teil unſerer Volkskraft, auf der deutſchen Mutter und Hausfrau, die der Krieg gelehrt, ſo ganz in ihrem Berufe als Weib aufzugehen.

Und darum wollen und dürfen wir, wenn wir alle Leiſtungen des Krieges in der Heimat würdigen wollen, nicht vergeſſen, was die geleiſtet, die nichts als „Mutter" waren.

Walter Kluge.

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Der Weltkrieg.

Herre, P.: Deutſchland im unbefangenen Urteil d. feindl. u. neutralen Auslands während d. Kriegszeit. 64 S. 1.20

Sauerbeck, E.: Die Großmachtspolitik d. letzten zehn Friedensjahre im Licht d. belg. Diplomatie. (Geſchichte der Einkreiſung.) 201 S. 5.—

Wichtl, F.: Dr. Karl Kramarſch, d. Anſtifter d. Weltkrieges. 143 S. 3.40

Deutſche Geſchichte und Politik.

Anholt, F.: Die deutſche Verwaltung in Belgien. 132 S. 1.50

Egelhaaf, G.: Hiſtoriſch-politiſche Jahresüberſicht f. 1917. 10. Jg. d. polit. Jahresüberſicht. 208 S. Geb. 5.—

Kapp, W.: Iſt Elſaß-Lothringen als autonomer Bundesſtaat denkbar? 24 S. —.60

Weiſer, Chr. F.: Das Auslanddeutſchtum u. d. neue Reich. Betrachtungen u. Vorſchläge. 83 S. 2.—

Wolf, H.: Gegen d. Strom. 95 Zeit- und Streitfragen. 65 S. 1.20

Deutſche Kultur u. Weltanſchauung.

Bauch, B.: Fichte u. d. deutſche Gedanke. Ein Vortrag. 15 S. —.50

Chamberlain, H. St.: Der Wille z. Sieg u. a. Aufſätze. 59 S. 1.20

Seeberg, R.: Die Grundwahrheiten d. chriſtl. Religion. Ein akadem. Publikum in 16 Vorleſungen. 189 S. 4.50

Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

Bartels, Ad.: Deutſche Dichtung d. Gegenwart. Die Alten u. d. Jungen. 719 S. 12.50

Bächtold, H.: Deutſcher Soldatenbrauch u. Soldatenglaube. 52 S. 1.50

Lug, V.: Deutſche Ortsnamen in Ungarn. 151 S. 1.—

Imme, Th.: Die deutſche Soldatenſprache d. Gegenwart u. ihr Humor. 184 S. Geb. 4.80

+Löns-Gedenkbuch. 228 S. Geb. 7.—

Mauſſer, O.: Deutſche Soldatenſprache. Ihr Aufbau u. ihre Probleme. 140 S. 3.—

Wächter, K.: Kleiſts Michael Kohlhaas, e. Beitrag zu ſeiner Entſtehungsgeſchichte. 100 S. 5.—

Deutſche Erziehung u. Schule.

Etzin, F.: Luther als Erzieher z. Deutſchtum. 72 S. 1.—

Hauptmann, E.: Kriegsziele. Method. Handreichungen f. d. Gegenwartsunterricht. 61 S. 2.—

Siebourg, M.: Die innere Weiterbildung unſerer höheren Schulen. 80 S. 1.20

Deutſche Kunſt.

+Max Klingers, Die Welt. 11 S. u. 24 Taf. 8. Kunſtgabe f. deutſche Hochſchüler. 5.—

+Richter, L.: Lebenserinnerungen e. deutſchen Malers. 237 S. Geb. 10.—

+Waldmann, E.: Albrecht Dürers Stiche u. Holzſchnitte. Des Dürer-Buches 2. Teil. 99 S. Geb. 4.—

Völkiſche Unterhaltungs-Schriften.

Löns, H.: Widu. Ein neues Tierbuch. 166 S. Geb. 6.50

Lüdtke, F.: Grenzwacht. Ein deutſches Schauſpiel 1914. In 3 Aufz. 59 S. 2.—

Lux, J. A.: Das große Bauernſterben. Der Roman e. Volkes. 292 S. Geb. 6.—

mit + Abbildungen. ✦ mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen.

Collischonn, G.: Der biologische Sinn d. Krieges (Pol.-Anthrop. Monatsschr. 1918, Febr./März).

Franz, P.: Der Bankerottfrieden (Deutschlands Erneuerung 1918, März).

Fritsch, Th.: Politische Streiflichter (Hammer 1918, 1. u. 15. Febr.).

Schemann, L.: Ranke u. d. weltgeschichtl. Rolle der Germanen (Pol.-Anthrop. Monatsschrift 1918, Febr./März).

Spahn, M.: Der deutsche Traum vom Weltbürgertum und seine geschichtlichen Wurzeln (Süddeutsche Monatshefte 1918, April).

Deutsche Politik in Einzelfragen.

Die flandrische Küste. Sonderheft d. Süddeutschen Monatshefte 1918, Febr.).

Jung, E.: Parlamentar. Entartung d. Staatsgewalt im alten Deutschen Reich u. ihre Aussichten bei uns (Deutschlands Erneuerung 1918, April).

Die Landfrage — ein Problem d. Staats- u. Weltwirtschaft (Deutsche Arbeit 1918, März).

Samassa, P.: Der heutige Stand der südslawischen Frage (Deutsche Arbeit 1918, April).

Vorspiele zur Schreckensherrschaft (Auf Vorposten 1918, Jan./Febr.).

Gleiches Wahlrecht u. parlamentarisches System (Deutsche Wacht, Bonn, 1918, Nr. 16).

Wundt, M.: Deutsche Staatsauffassung (Deutschlands Erneuerung 1918, März).

Deutsche Kultur und Weltanschauung.

Fritsch, Th.: Die Träger d. Demokratie (Hammer 1918, 1. März).

Lenz, F.: Zur Verteidigung d. Rassenglaubens (Deutsches Leben 1918, Febr./März).

Schöll, F.: D. Pflege d. deutschen Gedankens (Hellauf 1918, Jan.).

Schulte, G.: Die sittlich-religiöse Erneuerung des Volkes das Hauptmittel zur Hebung der deutschen Volkskraft (Deutsche Wacht, Bonn, 1918, Nr. 16).

v. Stengel, K.: Das deutsche Nationalbewußtsein (Deutsche Wacht, Bonn, 1918, Nr. 11).

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

An die deutschen Arbeiter. (Sonderheft d. Süddeutschen Monatshefte 1918, Januar).

Die deutsche Industrie. (Dgl., März).

Honold: Das Bankenmonopol und kein Ende (Natur u. Gesellschaft 1918, April).

Oldenberg, R.: D. Geburtenrückgang u. seine treibenden Kräfte (Deutschlands Erneuerung 1918, April).

Riehl, A.: Rathenaus Apologie d. plutokratischen Sozialismus (Natur u. Gesellschaft 1918, Febr./März u. April).

Roderich-Stoltheim, F.: Anti-Rathenau (Hammer, 15. März, 1. u. 15. April).

Schmidt, A.: D. Kampf um die Goldwährung (Deutschlands Erneuerung 1918, März).

Siemens, V.: Was ist Rassenhygiene? (ebda).

Sticker, G.: Kindersegen (Soziale Kultur 1918, Febr./März).

Utsch: D. Ansiedlung v. Kriegsteilnehmern nach dem Kriege (Deutschlands Erneuerung 1918, April).

Deutsche Erziehung u. Schule.

Höfler, A.: Seelenlosigkeit und Beseelung unserer Schulen (Bayreuther Blätter 1918, 1:—3. Stck.)

Röseler, H.: Parlamentarismus u. staatsbürgerl. Erziehung (Akadem. Blätter 1918, 16. März).

Schubert, K.: D. Einführung unserer Volksschulkinder in das deutsche Schrifttum (Deutsche Blätter f. erz. Unterr. 1917/18, Nr. 20).

Tanzmann, B.: Erfahrungen aus einer Feldbücherei (Deutsches Leben 1918, Jan.).

Thielemann, W.: Der deutsche Film (Soziale Kultur 1918, April).

Vonhof, R.: Grundfragen zur deutschen Volkshochschule (Niedersachsen 1918, 1. Jan., 1. April).

Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Bley, Fritz (370. Liebesgabe d. „Zeitung der 10. Armee" v. 20. April 1918).

Das Deutschtum im Karst- u. Küstengebiet (Mitt. d. Vereins Südmark 1918, Nr. 4).

Die Deutschen in Ungarn (Deutsch-Ungarn 1917, 3. u. 4. Heft).

Aus der Arbeit des Deutschbundes.

Hindenburg und die Deutsche Nationalbücherei.

Wie hoch der Generalfeldmarschall die Arbeit der Deutschbund-Bücherei für die Versorgung unserer Feldgrauen mit völkischem Schrifttum einschätzt, geht aus der Tatsache hervor, daß er mit seinem Namen den Aufruf der Bücherei für ihren Neuaufbau nach dem Brande vom 4. Dez. v. J. unterzeichnete, „um dadurch zum geringen Teile die Wiederaufrichtung des vaterländischen Unternehmens fördern zu helfen." Sobald die Wiederherstellung der Räume es gestattet, wird die „Feldarbeit" der Bücherei wieder aufgenommen werden.

Eine Eingabe gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker

richtete der Deutschbund mit anderen nationalen Körperschaften an den Herrn Reichskanzler. In den genannten Bestrebungen, ihrer Verfolgung und Duldung, erblicken wir eine Gefahr für die Lebensinteressen unseres Volkes. Das Selbstbestimmungsrecht, welches zu einem schicksalsschweren Schlagwort zu werden droht, findet in der vieltausendjährigen Staatenbildung keine Begründung, ist in der Kriegsgeschichte nur unter dem Eindruck äußeren Zwanges zur Geltung gelangt und kann wahllos angewendet nur zu Willkür und Ungerechtigkeiten führen. Als solche wird es bereits in weiten Kreisen empfunden, wenn wir im Baltenlande die seit Jahrhunderten bestehende und zum Segen gewordene Autorität des Deutschtums, noch dazu in demselben Augenblick, in welchem wir als Befreier desselben auftreten, durch ein Selbstbestimmungsrecht ersetzen zu müssen glauben. Nicht um fremder Völker willen haben wir zu den Waffen gegriffen und in diesen ungeheuren Weltkrieg eintreten müssen, vielmehr in erster Reihe zum Schutz und zur Befreiung von Deutschen. Schon jetzt machen sich im ganzen Osten die Folgen genannter Bestrebungen bemerkbar, auch zu unserem wirtschaftlichen Schaden. Es ist die höchste Zeit, dem Schwanken in der öffentlichen Meinung zwischen einem „kraftvollen deutschen Frieden" und einem „Verzichtfrieden" ein Ende zu bereiten. Wir erkennen ausdrücklich an, daß sich die Reichsregierung nicht vorschnell auf Einzelheiten von Kriegszielen festlegen durfte. Dem stand die große Zahl der Gegner und die Unzahl der durch die Ereignisse geschaffenen Möglichkeiten entgegen. Heute aber ist es zum Gebot der Stunde geworden, in unserem Volke den Willen zur Macht in Verbindung mit unerschütterlicher Siegeszuversicht zu wecken und hochzuhalten. Wir vertrauen, daß der gewaltige Krieg vor allem nach dieser Richtung zum Lehrmeister unseres Volkes werden und die wachsende Erkenntnis sich immer mehr vertiefen möge, daß der Wille zur Macht sich durch Verständigung nicht ersetzen läßt.

Deutsche Sippenpflege.

Die Sippe bedarf gerade in heutiger Zeit, die alle Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe und die Blutstreue unter der Sippe zu untergraben strebt, besonderer liebevoller Pflege, und deshalb finden alle Bemühungen, ihrer Würdigung zu dienen, die wärmste Unterstützung des Deutschbundes.

Jeder deutsche Hausvater sollte Nachrichten aus den Kirchenbüchern, den Urkunden-Schreinen der Gilden und Zünfte, der Bürger- und Stadtbücher sammeln, die seine Ahnen und Vorfahren betreffen. Es empfiehlt sich aber auch, das Gesammelte in der Form einer kurzen Geschichte oder Stammfolge im „Deutschen Geschlechterbuch", das seit Jahren Reg.-Rat Dr. Körner herausgibt, und das in seinen 29 Bänden bereits über 1000 deutsche Bürgergeschlechter verzeichnet hat, drucken zu lassen, damit es für alle Zeiten nicht verloren gehen kann. Nähere Auskunft über die Aufnahmebedingungen und über die Druckkosten (etwa 3 M. für die Druckseite) erteilt der Verleger Kgl. Hoflieferant C. A. Starke, Görlitz, Salomonstr. 39.

Von den Vereinen zur Erforschung der Vorfahren ist der „Roland", Verein für deutschvölkische Stammkunde zu Berlin e. V., der einzige, der, dem Beispiele des Deutschbundes folgend, das Blutsbekenntnis von seinen Mit-

gliedern verlangt; Jahresbeitrag 5 M. Nähere Auskunft gibt der erste Schriftführer Geheim-Sekretär Bruno Ullrich, Berlin-Steglitz, Heinrich Seidelstr. 6.

Deutschbesiedelung von Kurland.

Zur Förderung des großartigen sozialen Unternehmens, das Herzogtum Kurland mit deutschen Bauern zu besiedeln, hat sich der Deutschbund mit 50000 Mark an der Landgesellschaft „Kurland" G. m. b. H. beteiligt. Sitz der Gesellschaft ist Berlin, Roonstr. 9, Vorsitzender der frühere Regierungspräsident des Bezirkes Frankfurt a. O. v. Schwerin. Bis Mitte Mai sind 25 Millionen Mark, die zu diesem größten deutschen Kolonisationswerk, das je geschaffen worden ist, benötigt werden, in Deutschland aufzubringen. Wer möchte da nicht mithelfen?

An die Freunde deutscher Kunst!

Ein bekannter Kunstmaler hat sich bereit erklärt, allen Freunden deutscher Kunst gute deutsche Kunstwerke zu günstigen Bedingungen zu vermitteln, sowohl Werke von seiner Hand als aus seiner Kunstsammlung. Es stehen Gebirgsseen- und Stimmungs-Landschaften, Figurenbilder, Charakterköpfe, Tier- und Jagdbilder, Stilleben, Innenraum-Gemälde sowie hervorragende Handzeichnungen deutscher Meister zur Verfügung in allen Preislagen.

Von allen Verkäufen sollen 25 v.H. dem Deutschbund zufließen, um den durch den Brand der Deutschen Nationalbücherei entstandenen Schaden ersetzen zu helfen.

Alle, die diese ideale Sache fördern wollen, mögen ihre Wünsche unter Angabe von Kunstform, Preislage und Größe des gewünschten Bildes an die Kanzlei des Deutschbundes in Gotha einsenden. Es gilt, dem Kunstwucher gewisser Händlerkreise entgegen zu treten nnd dem ehrlich schaffenden Künstler den ihm gebührenden Lohn unverkürzt zuzuwenden!

Neue Pflegschaften des Deutschbundes wurden errichtet in Kiel (Nordmark; Pfleger: Buchhändler Frentzel, Feldstr. 71), München (Pfleger: Stadtschulrat und Rektor a. D. Dr. med. et phil. Rohmeder, Malsenstr. 50) und Wiesbaden (Königsgau; Pfleger: Rechnungsrat im Konsistorium Keerl, Kaiser Friedrich-Ring 47). In der Umgebung vorgenannter Städte wohnende Herren und Frauen, die Anschluß an den Deutschbund gewinnen möchten, wollen sich unmittelbar an die Pfleger wenden. Im Übrigen erteilt Auskunft über den Anschluß an den Deutschbund dessen stellv. Bundeskanzler Oberbürgermeister Maß in Görlitz, Holteistr. 12.

Inhalt der „Deutschbund-Blätter" 1918, Nr. 1—2:

Unsere Toten — Amtliche Bekanntmachungen des Bundeswarts — Bestattungsfeier des Altbundeswarts Dr. Friedrich Lange — Schreiben des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg. — Die Beteiligung des DB. an den Kriegsanleihen (Nachweis nach Kassen nnd Gemeinden zus. 100 100 M.) — Aufruf an die Kunstfreunde im DB. — Mitgliederbewegung — Aufruf für die Wiederaufrichtung der eingeäscherten Bundesbücherei (Deutschen Nationalbücherei) — 14. Empfangsbestätigung der Eingänge für die Kriegshilfskasse und zur Nagelung des Eisernen Kreuzes „für Witwen und Waisen gefallener Brr." — 3. Empfangsbestätigung der Eingänge für die Lesestoff-Sammlung fürs Feld — Beilage: Br. Ad. Bartels' „Deutsche Dichtung der Gegenwart (Die Alten und die Jungen) in neuer (9.) Auflage.

Inhalt der „Deutschbund-Blätter" 1918, Nr. 3—4:

Ablösung der Bundesbeiträge — Unsere Toten — Amtliche Bekanntmachungen des Bundeswarts — Übersicht über die Arbeit des Jahres 1917 — Ehrung gefallener Brr. und Frr. — Aufschließen! Von Br. Prof. Dr. Holle — Helft, Ihr Brr.! Von Br. Prof. Dr. Freiherr v. Lichtenberg — Abrechnung der DB.-Sterbekasse für 1917 — Empfangsbestätigung der Eingänge für die Kriegshilfskasse, für die Langhans-Stiftung zur Förderung völkischer Dichter und Künstler und für den Neuaufbau der Bundesbücherei — Beilagen: Br. Prof. Ad. Bartels' neues Werk: Lessing und die Juden — Br. Th. Fritsch: Plutokratischer Imperialismus (Sonderdruck aus dem Hammer).

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceſtr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

3. Jahrgang | Heft 7/8 | Juli/August 1918

Wo sonst in allen Landen tun Gottes Quellen sich also tief auf wie im deutschen Land, im deutschen Volk? Wenn es nicht wiederfindet zu sich selbst, sollten Gottes Tiefen wohl für alle Welt verschlossen sein! Wo hast du je die Andacht gefunden und die Ehrfurcht denn im deutschen Land? Muß es nicht sein, daß wir uns selber daran wagen?

Wilhelm Kotzde.

Mein Leben[1].

Von Wilhelm Kotzde, Rathenow.

Es ist eine der schwersten Aufgaben, wenn jemand über sich selbst schreiben soll — wer kennt sich auch, wer weiß, woher das alles kommt, was sein Leben treibt, und wohin das will? Wer vermag in den Urgrund zu schauen, aus dem die Kräfte quellen, die in ihm wirken? Wessen Auge geht so hoch, daß er die Gipfel sieht, zu denen sein Fuß aufsteigen soll? Er müßte Gott erkennen, dessen Kinder wir alle sind, er müßte den unergründlichen Willen Gottes erforschen, dessen Werk doch ist, was wir tun, wer aber hat Gott je erkannt, und wer weiß seinen Willen? Es ist uns nur ein fernes Ahnen beschieden, und wenn einmal ein flüchtiger Schimmer in die dunklen Schächte fällt, sind das schon unsere

[1]) Mit dieser Selbstdarstellung seines Lebensweges hat der verdienstvolle, erst kürzlich durch Verleihung des Hermannspreises geehrte Dichter einer Bitte von uns bereitwillig entsprochen. Wir zweifeln nicht, daß seine von starkem Heimat- und Volksempfinden, von tiefem Treu- und Dankgefühl getragenen Ausführungen bei unseren Lesern warmer Teilnahme begegnen werden.

Die Schriftleitung.

seligsten Stunden. Wem Gott einmal in der Not tiefsten Ringens sich offenbarte, wie es Luther geschah, der ward zum Helden der Menschheit. Allen anderen aber bleibt das Bescheiden.

Ich weiß die Aufgabe nicht anders und nicht besser anzufassen, als daß ich von dem erzähle, was vor mir und was um mich war. Das alles ist in mich hineingegangen oder hat sich in meinem Innern gespiegelt. Es hat mich formen helfen, und ist mir das Ziel auch von anderer Hand gesteckt, es hat doch den Weg mitgestaltet, den ich gegangen bin und weiter gehen muß.

Meine Väter sind Bauern im Havelland gewesen, Wachow ist unser Heimatdorf. Es ist ein guter Boden dort, das zu einem königlichen Amt gehörige Dorf erfuhr die Fürsorge der Zollern, die der nicht unterschätzen wird, der einmal in die alten Akten eindrang — die Freiheit hat ihnen nie gemangelt; so erzählt uns eine zur Franzosenzeit geschriebene Chronik eines weit herumgekommenen und durch gute Schulen gegangenen Mannes, der schließlich als Schulmeister in Wachow landete, daß die Bauern sich dort durch einen freien, weiten Sinn auszeichneten. Wir leiden im ganzen daran, daß die Urteile vergangener Zeit über den Bauern fast immer von Städtern niedergeschrieben wurden, die recht einseitig waren — das gilt auch von dem sonst so tüchtigen Hans Sachs, in dessen Schwänken der Bauer eine gar zu dumme Figur macht. Meine Vorfahren haben in den Nöten der Franzosenzeit ihr Gut verloren, was mir noch heute leid tut. Vielleicht aber hat es auch so sein müssen, weil der Ewige unserem Geschlechte seine Aufgaben stellen wollte. Meine Väter sind dann als Handwerker im Dorf geblieben. Das mag auch gut gewesen sein — sie sind alle rechte Sinnierer und Träumer gewesen; darum mögen sie schon ihr Gut verloren haben. Nun ward die Tüchtigkeit der Hand gefordert, die der Einseitigkeit des Geistes so gut vorbeugt. Das Können der Hand weckt nach einem geheimen Gesetz ein Können des Geistes, das zu einem vollen Menschen notwendig ist, aber auf keiner Schule vermittelt wird. Mein Großvater noch hat ein schweres Leben gehabt, verlor aber den Humor darüber nicht, auch nicht, als meine Großmutter lange Jahre an das Bett gefesselt war, bis sie endlich aus ihrem Leiden abgerufen wurde. Manche Verse, die mein Vater von ihm aufbewahrt hat, beweisen es. Er war nicht nur der Dichter, sondern auch der Sänger des Dorfes. Auch war er wegen seiner schönen Stimme, die ich leider nicht geerbt habe, in der ganzen Umgegend bekannt und sang in der Neujahrsnacht stets vom Turm herab. Mein Vater spricht noch oft von dem Eindruck, den ihm das gemacht hat. Ich habe weder meines Vaters, noch meiner Mutter Eltern mehr kennen gelernt.

Man spricht so gern von dem nüchternen Sinn des Märkers, der tieferen Stimmungen verschlossen sei. Nun hat Berlin, das uns als Pfahl im Fleische sitzt, viel verdorben; das ist in Kriegszeiten noch schlimmer geworden, war aber auch vorher schon sehr zu merken. Aber die Leute, die den Märker am meisten

schelten, kennen ihn am wenigsten. Was ich in meinen Geschichten aus der Heimat „Kleine Leute“ erzählte, das habe ich aus eigenem Erleben. Es sind überhaupt viel dunkle Tiefen in dem Märker — man braucht nur an Heinrich von Kleist und Gustav Schüler zu denken. Es fehlt ihm auch nicht das sinnige Gemüt. Meinen Roman „Wilhelm Drömers Siegesgang“ habe ich ganz aus Kindheitseindrücken heraus geschaffen, die ich ausschließlich in der Heimat gewann. Ich bin erst mit 20 Jahren über die Grenze der Heimatprovinz gekommen und da, wie noch eine Anzahl Jahre später, auch nur ganz flüchtig. Allerdings kam ich mit 15 Jahren nach Berlin; es ist mir aber immer fremd geblieben — ich habe dann 15 Jahre dort gelebt, habe aber keine Berührung mit ihm gewonnen. Seinen Museen und wissenschaftlichen Anstalten verdanke ich viel. Als Ganzes aber trat es mir kalt und lieblos entgegen, und ich habe von ihm nichts gewonnen. Vielleicht, daß ich nur die Pforte zu ihm nicht fand, ich weiß es nicht. So entwickelte ich mich ganz aus meiner havelländischen Heimat heraus, in der ich von meinem 15. Jahre ab wenigstens die Ferien noch verlebte, und in der ich dann auch meine Frau gefunden habe.

Doch ich muß erst noch von meinem Vater erzählen. Er hat in mir die Sehnsucht nach der Ferne geweckt. Es ist vielleicht die Tragik in seinem Leben, daß er nie aus seinem engen Kreis hat herauskommen können. Er wäre ja wieder zurückgekehrt; denn er wurzelt zu tief in der Heimat. Aber er hätte Deutschland mit allen seinen Wundern erlebt. Denn er trug und trägt noch immer, trotz seiner 81 Jahre, das große Staunen in sich. Sein Leben ist auch ganz merkwürdig gegangen: er ist in diese neue Welt, in der wir alle von Kindheit an schon stehen, und die wir darum gar nicht als so Besonderes erkennen, obwohl sie sich jetzt so furchtbar entlädt, erst hineingewachsen. Sie war vor ihm noch nicht da. Er sah als Kind den Bau der Berlin-Hamburger Bahn, er hörte 1848 das Grollen der Kanonen in der Berliner Märzrevolution, man glaubte schon, daß die Demokraten auf das Land kämen; er sah als Bismarcks engerer Landsmann — unsere Heimat sandte ihn zuerst in den Landtag — den Aufstieg des großen Staatsmannes, er erlebte die Einigungskriege, sah das Zusammenballen der Weltmächte, das Aufkommen der Technik, hörte von der Erreichung des Nordpols und sieht nun noch den ungeheuren Zusammenstoß, in dem Hindenburg als Meister sich erhoben hat. Alles hat er staunend miterlebt, und er hat auch in mir das Staunen geweckt. Ich betrachte es als eine der wertvollsten Gaben — jede Gabe ist ja etwas Gegebenes, Geschenktes, wofür man dankbar zu sein hat. Noch etwas anderes danke ich ihm: Er ging oft mit mir durch die Felder und Wiesen nach den Nachbardörfern und weckte auf diesen Wegen die Liebe zur Dichtung in mir. Er konnte die besten Gedichte von Goethe, Schiller und Bürger auswendig. Ich lernte sie auch bald, und wir sprachen sie dann andächtig, während der Kuckuck aus den Büschen rief.

Ein wie großes Wunder die Welt mit all ihrem weiten Geschehen ist, das weiß ich durch meinen Vater. Aber die Mutter hat mir dieses Wunder mit vielen Lieblichkeiten gefüllt. Sie entstammt einer alten Schulmeisterfamilie, die einmal aus dem Fränkischen gekommen ist; übrigens hat auch mein väterliches Geschlecht nichts Slawisches, wie einmal jemand vermutet hat — unsere Großbauern haben sich nie mit den Wenden vermischt. Dagegen verweist eine Spur auf einen romanischen Einschlag in unsere Familie. Meine Mutter hatte ein Elternhaus, das ganz von Sage, Märchen und Volkslied erfüllt war. Ihr Vater hat einmal die wilde Jagd erlebt. Die Erzählung davon machte einen ungeheuren Eindruck auf mich. Ich weiß heut die natürliche Erklärung, der Uhu lebte noch in meiner Jugend in den Wäldern um Riewend, aber das Erlebnis bleibt darum doch bestehen. Meine Mutter hat die Spinnstube noch in aller duftdurchrauschten Schönheit gekannt — wenn ich den Wilhelm Drömer auch von Vaters Seite her habe, ohne sie hätte ich ihn so nicht schreiben können. Mein Sagenbuch „Wode Brausebart" verdanke ich auch ihr.

Meine Mutter hatte immer etwas merkwürdig Ahnungsvolles, sie hat es heute noch und kann mit einer Kraft in die Ferne denken, die vielleicht manche Geheimnisse erschließt. Ich habe das nachher auch sonst noch von Frauenseite erleben, tief erleben dürfen, und ich bin dadurch auf Wege gekommen, die wohl dunkel sind, vielleicht aber darf sie des Dichters Auge erhellen. Es liegt auch ein Ahnen Gottes darin, der doch der Urborn aller Dinge ist.

Ich bin früh, schon mit 8 Jahren, aus dem Elternhaus gekommen, weil ich doch etwas lernen wollte. Es war meinen Eltern schwer, mich so früh aus ihren sorgenden Händen zu geben — aber mein Vater hatte mir die Sehnsucht in die Ferne mit ihren Wundern ins Blut gegeben, sie taten mir meinen Willen. Ich kam nach Nauen auf das Realgymnasium. Nauen mit seinem weiten Luch hat mir dann manches gegeben, vor allem den ersten Freund. Wir blieben uns treu bis in die Jünglingsjahre, ich lernte durch ihn den ganzen Reichtum der Freundschaft kennen. Er aber fand ein frühes Ende, einen furchtbaren Tod — wir haben einen Winter lang nicht gewußt, wo er geblieben, bis man ihn verwest im Walde fand. Die endende Kindheit hat mir dann noch zwei Freunde gebracht, die mich die Freundschaft in ihren Tiefen erleben ließen. Der eine war ein chaotischer Mensch, von Widersprüchen zerrissen, er endete ähnlich furchtbar. Der andere, dessen Grundzug Güte und Treue war, blieb mir bis ins Mannesalter erhalten, nun hat ihn der Krieg dahingerafft. Diese Erlebnisse brachten mir Erschütterungen, von denen ich ganz deutlich fühle, wie sie mein Inneres formten und auf mein Schaffen Einfluß gewonnen haben. Ich fand aber auch nachher wieder Freunde, die mir in schweren Zeiten, in die mich mein manchmal stürmischer Sinn führte, der mich unbedingt dem Ziel entgegentrieb, und wenn es durch Leid und Anfechtungen sein mußte, die Treue hielten. Ich empfinde es als eine

der größten Segnungen meines Lebens, an denen ich trotz vieler Not nicht arm war, daß mir solche Freunde gegeben wurden. Ein Mensch, der mit sich selber ringt und sie nicht findet, mag wohl scheitern.

In Nauen gingen mir die heimische Natur und die heimatliche Geschichte auf. Das verdanke ich Männern, die ihnen selbst hingegeben waren und von ihrem Reichtum mir gerne abgaben. Vielleicht darf ich sagen, daß mein Roman „Frau Harke geht durchs Land", daß meine Heimatgeschichten „Der Tag von Rathenow", „Und deutsch sei die Erde!", „Der von Bismarck" in dieser Nauener Zeit wurzeln. Im Luch mit seinem wogenden Gras und seiner endlosen Weite, in den Nauener Waldungen mit ihrer besonders vielgestaltigen Pflanzenwelt habe ich unzählige Stunden voller Freude an der Natur an des Freundes Seite verlebt.

Worin ich durch meine Abstammung sicheren Fußes stand, meine Heimat und mein Volkstum, ich durfte sie als Kind schon bewußt erleben. Das hat mich wohl vor manchen Irrwegen bewahrt. Der werdende Dichter, nein, der Dichter überhaupt kann seine Bahn ja nicht so glatt dahingehen. Wenn er nicht von übermächtigen Kräften in dunkle Tiefen und auf viele Höhen geschleudert wird, kann er nicht von Leid und Freude des Menschenherzens berichten. Er muß schon durch viele Dornen gehen, die jedesmal Fetzen von ihm reißen. Der ist gut daran, dem ein Licht vor Augen gestellt ward, nach dem er sich immer wieder zurechtfindet. Ich glaube, daß es des Dichters Volkstum ist, das ist die Summe aller hohen Gedanken, die je in seinem Volk gedacht worden sind.

Ich dachte lange nicht an künstlerisches Schaffen. Ich war in Berlin im Schulamt und benützte jede Zeit, um Vorlesungen an der Universität zu hören, besonders botanische, dazu geologische, sofern sie die märkische Heimat betrafen. Die Erkenntnis der Heimat war mein Ziel, ich dachte die Botanik zu meiner Lebensaufgabe zu machen. Dazu las ich neben den Klassikern, neben Alexis und Fontane Wilhelm Raabe, Theodor Storm und Peter Rosegger. Besonders von Raabe konnte ich überhaupt nicht loskommen. Er hat das Auge für die wunderlichen Gestalten Gottes. Wer das deutsche Volk erkennen will, muß zu ihm in die Schule gehen. Und dann hatte ich ein Erlebnis. Ich stand der Malerei fremd gegenüber, in der Schule lernt man nichts über sie, eine der wichtigsten Quellen der Erkenntnis fließt dort nicht. Da sah ich in einer Ausstellung zwei Bilder von Hans Thoma, den Dorfgeiger und den Flötenbläser im Frühling. Ich begann etwas zu ahnen, was ich erst später klar erkannte, wie die Kunst aus den Tiefen Gottes aufsteigt und ihn kündet. Wem die Erkenntnis Gottes in so hohem Grade ward wie Hans Thoma, der kann in seinem Werk das große Einssein künden, welches die ganze Schöpfung durchzieht. Ich drang immer tiefer in die Kunst Hans Thomas ein und empfand den Segen, den ein großer Künstler zu geben vermag, wenn man ganz in ihn eingeht.

Ich hatte mir schon einen Herd gegründet, ich suchte nicht mehr allein durch diese Welt, da erging es mir während einer schweren Krankheit, die mich lange Zeit zur Ruhe zwang, ganz seltsam. Es stiegen Gestalten vor meinem Auge auf, die sich nicht mehr bannen ließen. Sie wurden immer deutlicher, sie zwangen mich endlich, von ihnen zu reden. Ich mußte schreiben, um nur Ruhe zu finden. Und immer neue Bilder und Gestalten stiegen auf, von denen ich mich lösen mußte — ich wurde zum Dichter, ohne daß ich es gewollt hatte. Vieles, was mich an Gedanken bewegte, schrieb ich in das Werk hinein — so entstand der „Schulmeister Wackerath". Als Otto von Leixner ihn freundlich beurteilte, gewann ich Mut, ich hatte ja staunend und zweifelnd vor meinem eigenen Werk gestanden.

Nach einigen Jahren verließ ich Berlin. Ich fühlte, daß der Quell in mir dort versiegen würde. Ich ging in meine havelländische Heimat zurück, weil ich von neuem meine Wurzeln in sie senken mußte. Meine Sehnsucht in die Ferne aber ist nicht eingeschlummert. Viele Reisen haben mich durch das deutsche Sprachgebiet geführt. Der deutschen Wunder fand ich immer neue. Die größte Offenbarung ist mir der Isenheimer Altar von Matthias Grünewald gewesen. Ich erkannte, daß dieser Meister, der furchtbar und innig zugleich war, der überhaupt alle Gegensätze des deutschen Wesens in sich vereinte, wie sonst wohl nur Beethoven noch, daß er in die Tiefen Gottes geschaut haben mußte, um dieses Werk schaffen zu können. Es hat mich einfach umgeworfen, ich weiß heut noch nicht, wie ich danach aus Kolmar kam; ich fand meine Ruhe erst auf dem Turm des Freiburger Münsters wieder. Es ging ein Fragen um Gott in mir an, das endlich zum Erleben ward, aus dem die „Wittenbergisch Nachtigall" geboren wurde.

Und dann wurde mir die Gotik zum umfassenden Erlebnis. Ich habe vor vielen ihrer köstlichsten Werke gestanden, in ihr hat doch der deutsche Geist sich nach langem Ringen befreit und seine wunderbarsten Erkenntnisse niedergelegt. In ihr spricht sich eine Kultur aus, deren Höhe wenige ahnen. Ihre Tiefe und Weite wird noch gar nicht erkannt, auch nicht ihre Deutschheit. Wenn wir solche Kraft der Liebe wiedergewinnen, werden wir wieder eine große deutsche Kunst haben. Ich suchte zu erkennen, wie der deutsche Geist mit dem Christentum rang, bis beide endlich zur Einheit wurden, die sich in der Gotik ausspricht. Aus der Zeit des Ringens, man nennt sie meist die romanische, habe ich die „Pilgerin" geschaffen, die nun eben vollendet ist; die Zeit des Findens, die Gotik, soll der Tragboden künftiger Werke sein. In ihr finden wir die Urkräfte der deutschen Seele, die jedes deutschen Künstlers Schaffen durchglühen sollten, auch dessen, der seine Stoffe rein in der Gegenwart sucht. Wenn es mir gelingen sollte, einen fernen Abglanz der Herrlichkeit des deutschen Menschen, von seiner Grenzenlosigkeit und Unendlichkeit in meinen Werken zu geben, wollte ich voll Dankes sein. Von der Vollendung, die vor dem schauenden Auge unerreichbar weit steht, bleiben wir immer um eine Welt entfernt.

Es soll keiner meinen, daß des Dichters Weg leicht sei, er ist eine Kette von Zweifeln und Erschütterungen, unter denen Leib und Seele manchmal zerbrechen möchten. Und doch steht der Dichter mit dem Gefühl des Dankes da, daß ihm etwas gegeben ward; er fühlt in seiner Einsamkeit — jeder Schaffende ist einsam — die Wärme der Hand, welche die seine drückt.

Mein innerer Weg hat mich an den Rhein, nach Süddeutschland geführt. Ich weiß, daß ich dort Ergänzungen finde, deren ich bedarf. Das muß und wird seinen Ausdruck in meinem Schaffen finden. Ich bin aber Märker, bin Preuße. Viele hören es nicht gern, wenn man von Preußen spricht. Da wollen wir uns hinstellen und sagen: „Mögt ihr schmälen und den fremden Völkern nachschwätzen, wir wissen doch, was wir wert sind. Ihr sollt uns schon noch erkennen.“ Des Dichters Aufgabe ist es, daß er sein Volk zum Erkennen führt — ich möchte wohl, daß ich solche Aufgabe für unser Preußen, unser altes, heiliges, urdeutsches Preußen lösen dürfte.

Alles, was wir haben, ward uns aus Gnade gegeben, es wird uns aber nicht in den Schoß geschüttet, wir müssen hart darum ringen. Daß die Kraft nicht erlahmt, ehe er ans Ziel kam, wird die Sorge jedes Dichters sein.

Reformation und Deutschchristentum.

Von Adolf Bartels, Weimar.

(Fortsetzung.)

Eine kurze Zusammenfassung des Inhalts der drei reformatorischen Hauptschriften Luthers (die, wie mich dünkt, im allgemeinen unter den Evangelischen lange nicht genug bekannt sind) hat Köstlin, der erste neuere und mir immer noch sympathischste Lutherbiograph, gegeben: „In der ersten derselben (der Schrift an den Adel) hat Luther die Christenheit insgemein zum Kampfe gerufen gegen jene schmählichen äußeren Mißbräuche und Anmaßungen des Papstes und des Standes, der allein des geistlichen und priesterlichen Charakters sich rühmte. In der zweiten (der von der babylonischen Gefangenschaft) enthüllt und zerstört er die geistlichen Bande, womit jene in ihren Gnadenmitteln die Seelen knechteten. In der dritten endlich („Von der Freiheit des Christenmenschen“) ist er auf die tiefsten und letzten Fragen über das Verhältnis der christlichen Seele zu ihrem Gott und Erlöser und über den Weg und das Wesen ihres Heils zurückgegangen. Hiermit erst hat er klar und eingehend das feste Fundament dargelegt, dessen der Christenmensch gewiß ist, das keine geistliche Tyrannei ihm rauben darf, und von welchem aus jener Kampf geführt werden soll. Diese dritte Schrift aber tritt nicht mehr als stürmische, zürnende Streitschrift auf. Sie ist ein ruhiges,

positives Zeugnis der Wahrheit, vor welcher die Waffen und Bande der Finsternis von selbst zu nichte werden müssen. Sie zeigt uns den tiefsten Grund des christlichen Bewußtseins und Lebens in einer edlen, seligen Ruhe und Sicherheit, welche die über ihn hingehenden Wogen und Stürme des Kampfes nicht zu erschüttern vermögen. Sie zeigt zugleich, wie fest Luther selbst auf diesem Grunde stand, indem er eben im Höhepunkt des Kampfgedränges sie zu erfassen fähig war." Er hatte sich eben, wie Hausrath sich ausdrückt, mit einem sicheren Prinzip durchdrungen, mit dem von der Rechtfertigung durch den Glauben, und dieses Prinzip war das Ergebnis seiner schweren Kämpfe, auch echt deutsch; denn es trat nicht bloß der äußerlichen römischen Werkheiligkeit, deren Erwerbung einen geradezu geschäftlichen Charakter angenommen hatte, sondern auch der starren jüdischen Gesetzesgerechtigkeit gegenüber, die noch immer in der Welt war und bis auf diesen Tag nicht aus ihr gewichen ist. Man hat bis auf diesen Tag auch über das Thema Glauben und Werke sehr viel geredet und sehr oft Luther der Starrheit geziehen, aber, wie ich glaube, mit Unrecht: Hier, in diesem Punkte steckt in der Tat sein Christentum, unser Deutschchristentum, und wir dürfen seine Anschauungen in dieser Beziehung unter keinen Umständen aufgeben. Auch sind sie von Haus aus einfach und überzeugend, so wenn es in der „Freiheit eines Christenmenschen" heißt: „Darum sind die zwei Sprüche wahr: „Gute, fromme Werke machen nimmermehr einen guten, frommen Mann, sondern ein guter frommer Mann macht gute fromme Werke", „Böse Werke machen nimmermehr einen bösen Mann, sondern ein böser Mann macht böse Werke", also, daß allwegen die Person zuvor muß gut und fromm sein vor allen guten Werken und gute Werke ausgehen von der frommen und guten Person, gleich wie Christus sagt: „Ein böser Baum trägt keine gute Frucht, ein guter Baum trägt keine böse Frucht." ... Kein Werk macht einen Meister, darnach das Werk ist, sondern wie der Meister, darnach ist sein Werk auch. Also sind die Werke des Menschen auch: wie es mit ihm steht im Glauben oder Unglauben, darnach sind seine Werke gut oder böse, und nicht wiederum, wie seine Werke stehen, darnach sei er fromm und gläubig. Die Werke, gleich wie sie nicht gläubig machen, so machen sie auch nicht fromm; aber der Glaube, gleich wie er fromm macht, so macht er auch gute Werke. So denn die Werke niemand fromm machen und der Mensch zuvor muß fromm sein, ehe er Werke tut, so ist offenbar, daß allein der Glaube aus lauterer Gnade durch Christum und sein Wort die Person genugsam fromm und selig macht, und daß kein Werk, kein Gebot einem Christen not sei zur Seligkeit, sondern er frei ist von allen Geboten und aus lauterer Freiheit umsonst tut alles, was er tut, ohne damit zu suchen seinen Nutz oder Seligkeit (denn er ist schon satt und selig durch seinen Glauben und Gottes Gnaden), sondern nur, um Gott darinnen zu gefallen." Dazu vergleiche man noch die Ausführungen in der Vorrede zum

Römerbriefe vom Jahre 1522: „Glaube ist eine lebendige, völlige Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade machet fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Kreaturen: welches der heilige Geist tut im Glauben. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, jedermann Gutes zu tun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und zu Lob, der ihm solche Gnade erzeigt hat, also daß unmöglich ist, Werk vom Glauben zu scheiden, ja, so unmöglich, als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden. . . . Glaube ist nicht der menschliche Wahn und Traum, den etliche für Glauben halten. Bitte Gott, daß er den Glauben in dir wirke; sonst bleibest du wohl ewiglich ohne Glauben, du dichtest und tuest, was du willst und kannst. . . . O es ist ein lebendig, geschäftig, tätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fraget auch nicht, ob gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fraget, hat er sie getan und ist immer im Tun. Wer aber nicht solche Werke tut, der ist ein glaubloser Mensch, tappet und siehet um sich nach dem Glauben und guten Werken und weiß weder, was Glaube oder gute Werke sind, wäschet und schwatzt doch viel Worte vom Glauben und guten Werken." Luthers Glaube bedeutet, wie mich dünkt, die völlige Aufhebung des egoistischen Prinzips in der Religion, und eben darum empfinde ich ihn als deutsch und kann ihn auch nicht recht mit den paulinischen Anschauungen zusammenbringen. Doch weiß ich wohl, daß ich auf diesem Gebiete Laie bin und nur die Eindrücke eines Laien wiedergebe. Jedenfalls ist es aber doch eine Torheit, wenn moderne Menschen der Lutherschen Glaubenslehre gegenüber die Behauptung aufgestellt haben, man könne auch ein guter Mensch sein und gute Werke tun, ohne etwas zu glauben. Da haben sie den Lutherschen Glaubensbegriff oder besser gesagt vielleicht seine Glaubensempfindung eben falsch gefaßt: Man muß sich in der Tat als Kind Gottes fühlen, wenn man ein wahrhaft frommes und gutes Leben führen soll. So ist es denn, vom höchsten Standpunkte gesehen, auch mit der Gesetzesgerechtigkeit nichts. Luther hat ja das Gesetz nicht eben verworfen, aber zu der Anschauung, als ob wir Christen gewissermaßen noch dem jüdischen Gesetz untergeordnet seien, hat er doch in der Zeit seiner geistigen Höhe nicht geschworen. Schon in dem Sermon von der Messe, der der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft vorangeht, heißt es: „Auf daß Christus ihm bereitet ein angenehm liebes Volk, das einträglich ineinander gebunden wäre durch die Liebe, hat er aufgehoben das ganze Gesetz Mosi. . . . Er unterscheidet auch dies Testament und spricht: es sei ein neu ewig Testament, in seinem eigenen Blut, zur Vergebung der Sünde, damit er aufhebt das alte Testament. Denn das Wörtlein Neu macht des Moses Testament alt und untüchtig, das hinfort nicht mehr gelten soll." — Als sich dann bei Karlstadt und den Schwarmgeistern neben übertriebener Mystik

eine Rückkehr zu altteſtamentlicher Geſetzlichkeit und Unduldſamkeit, die auch die einzelnen menſchlichen (ſtaatlichen und bürgerlichen) Rechte nicht mehr gelten laſſen wollte, breit machte, da nahm Luther in der Schrift „wider die himmliſchen Propheten von den Bildern und Sakramenten“ ſehr entſchiedene Stellung zum moſaiſchen Geſetz: Nicht all das Äußerliche, was Gott im altteſtamentlichen Geſetz den Juden geboten, ſei gleichermaßen Gottes Wille an den Menſchen oder allgemeines Sittengeſetz. Nur ſofern Moſes Geſetz eins ſei mit dem natürlichen Geſetz, das jedermann ins Herz geſchrieben, behalte jenes Beſtand. Was Moſes darüber habe, ſei jetzt frei und abgetan. So ſei das, daß man einen Gott habe, nicht allein moſaiſches, ſondern natürliches Geſetz, nach Römer 1, 20. In jenen anderen Dingen aber, wie in den äußerlichen Ordnungen und bürgerlichen Rechten, habe Moſes Geſetz nur den Juden gegolten, und es verhalte ſich damit ebenſo, wie wenn jetzt ein Kaiſer oder König neben den allgemeinen natürlichen Geſetzen, als Elternehren, Nichtehebrechen uſw., in ſeinem Land ſonderliche Geſetze mache, als z. B. den Sachſenſpiegel in Sachſen. „Darum“, ſagt er, „laß man Moſen der Juden Sachſenſpiegel ſein und uns Heiden unverworren damit, gleichwie Frankreich den Sachſenſpiegel nicht achtet und doch in dem natürlichen Geſetz wohl mit ihm ſtimmet.“ Und zwar dehnt dies Luther, wie Köſtlin ausdrücklich hervorhebt, auch auf den Dekalog aus: „Man pflegte von alters her im moſaiſchen Geſetze ſo zu unterſcheiden, daß im übrigen Geſetze zeremonielle Beſtimmungen und bürgerliche Rechtsordnungen, denen allerdings keine bleibende Geltung zukomme, mit den eigentlich ſittlichen Geboten vermiſcht ſeien, der Dekalog aber nichts Zeremonielles, ſondern lauter rein ſittliche Gebote enthalte: eine Auffaſſung, die ja auch gegenwärtig noch viel verbreitet iſt. Das aber erklärt jetzt Luther mit richtigem ſelbſtändigen Blick — [ſo ſagt Köſtlin] — für Unverſtand; die zehn Gebote ſeien vielmehr ein kurzer Inbegriff des ganzen Geſetzes, auch des zeremonialen; in ihnen ſelbſt ſei Zeremoniales enthalten, nämlich die zwei Ausſagen über die Bilder und den Sabbath, und daraus fließe der übrige zeremonielle Inhalt des moſaiſchen Geſetzes; auch dieſes beides gelte für Chriſten nicht mehr ſo, wie es Moſes aufgeſtellt habe. So verwirft Luther auch Karlſtadts Theorie von der Sabbathfeier. . . . Den Dekalog wollte Luther dennoch fort und fort beim Volksunterricht zu Grunde legen, aber nur darum, weil hier die natürlichen Geſetze beſonders fein und ordentlich verfaßt ſeien.“ Stellenweiſe ſind die Wendungen gegen Moſes in dieſer Schrift beſonders ſcharf, ſo wenn es heißt: „Wir wollen Moſen weder ſehen noch hören“ oder „Moſes iſt nur ein Schulmeiſter und lehrt von äußerlichen Gottesdienſten, daß einer aufs geſtrengſte ſein Leben führt, aber die Werke Moſis machen nicht lebendig noch ſelig“ oder „Gottes Wort hin, Gottes Wort her, ich muß acht haben, zu wem das Gotteswort geredet wird.“ Auch dieſe Schrift ſchließt damit, daß es das Hauptſtück der chriſtlichen Lehre ſei, wie man doch ſolle der Sünden los werden und ein

friedsam fröhlich Herz zu Gott gewinnen, und mit dem Bekenntnis zu Christus. Später hat ja Luther, vor allem unter dem Eindruck der ungünstigen Ergebnisse der Visitationen, wieder mehr Nachdruck auf das Gesetz und seine Zucht gelegt, es darf aber doch wohl kein Zweifel daran sein, daß ihm das Christentum, das auf dem Glauben ruht und aus dem fröhlichen Herzen zu Gott kommt, bis zuletzt das liebste geblieben ist.

Sobald Luther das Prinzip der Rechtfertigung allein durch den Glauben feststand, war natürlich auch der Kampf gegen Hierarchie und Klerikalismus gegeben, die neue Ordnung der Welt oder doch der Kirche mußte, wie ja auch Hausrath sagt, kommen. Manche haben in ihr die Hauptsache der Reformation gesehen. So sagte einmal Dilthey: „Nicht in der paulinischen Lehre von der Rechtfertigung ist der Kern der reformatorischen Frömmigkeit enthalten; auch nicht der Rückgang auf die Schrift ist das durchschlagende Moment; vielmehr ist es die auf Grund des Evangeliums erlebte und verkündigte Emanzipation vom Banne der Hierarchie." Ich glaube doch, daß Dilthey hier das Nachfolgende an die Stelle des Ursprünglichen setzt. Wenn Luther das Ringen nach der Seelen Seligkeit und dann den Glauben aus fröhlichem Herzen heraus zur Hauptsache des Christentums machte, so kam er dadurch ohne weiteres zur Lehre vom allgemeinen Priestertum aller Christenmenschen und zur Ablehnung der römischen Hierarchie. Schon in der Schrift „an den Adel" ist diese denn ja auch erfolgt, und nicht ohne scharfe Wendungen gegen das Papsttum aus deutschvölkischem Geiste heraus. „Zum ersten", sagte er, „ist es greulich und erschrecklich anzusehen, daß der Oberste in der Christenheit, der sich Christi Vicarium und St. Peters Nachfolger rühmet, so weltlich und prächtig fährt, daß ihn darin kein König, kein Kaiser mag erlangen und gleich werden. . . Gleicht sich das mit dem armen Christo und St. Peter, so ist es ein neu Gleichen. . . Zum andern, wozu ist das Volk nütze in der Christenheit, das da heißet die Kardinäle? Das will ich dir sagen: Damit sie Deutschland aufzehren, nachdem sie Welschland zur Wüste gemacht. Wenn man des Papstes Hof ließe den hundertsten Teil bleiben und tät ab neunundneunzig Teile, so wäre er dennoch groß genug, Antwort zu geben in des Glaubens Sachen." Aber die Deutschen seien Stocknarren, daß sie immer neues Geld hineinwürfen in diesen Sack ohne Boden. So hatte es ja schon bei Walther von der Vogelweide geklungen. Aber Luther griff die katholische Kirche nun in dem an, was ihr Macht über die Seelen gab, als Sakramentalkirche, die das Sakrament gewissermaßen zur Zauberei und den Priester zum Zauberer gemacht hatte. Die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft vollbrachte das Werk der Vernichtung dieser Sakramentalkirche und verkündete die Freiheit des gläubigen Christenmenschen. „Die mittelalterliche Vorstellung einer dinglichen Heiligkeit", sagt Hausrath, „die die Kirche als heidnisches (und, füge ich hinzu, zum Teil wohl auch als jüdisches) Erbe übernommen hatte, die aber-

gläubische Vorstellung, daß es heilige Orte, heilige Sachen, heilige Hantierungen gebe, wird hier zerstört und damit dem Geschäfte der heiligen Handwerker, die von diesem Aberglauben leben, der Boden entzogen. Den ganzen Apparat, durch den die Kirche das Heil ihrer Schafe stellvertretend besorgt, hat Luther in diesem Buche Stück für Stück zerschlagen. Der Sinn dieses tempelstürmerischen Buches ist, daß es keinen bestimmten Inbegriff heiliger Werke gebe, sondern daß das ganze Leben des Menschen ein Gottesdienst sein müsse, und daß nicht die Kirche mit ihren Gnadenmitteln uns in den Himmel bringt, sondern daß jeder sein Heil selbst zu schaffen hat durch gläubigen Anschluß an Christus. Nichts ist heilig und Gott wohlgefällig als ein gläubiges Herz. Die Zeremonien des Priesters sind nur Abgötterei und Gotteslästerung, wenn nicht der Glaube dabei ist, während ein redliches Tun des Laien, sobald es in rechter Treue geschieht, der Gott wohlgefälligste Gottesdienst ist." Das ist Rückkehr zum apostolischen Christentum, aber auch deutsches Christentum, denn der Deutsche haßt von Natur allen Schein, er will die Sache. — Aber hat nicht die Lehre vom allgemeinen Priestertum aller Christenmenschen ihre großen Bedenken, hat sie nicht schon im Reformationszeitalter zu den wüstesten Ausschreitungen geführt? Ganz unzweifelhaft, aber doch sicher ohne Luthers Schuld; denn er hat in seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen dem Satze: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan" den anderen: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan" gegenübergestellt, wir sollen gegen unseren Nächsten werden, wie Christus für uns geworden ist. „Aus dem allen folget der Beschluß, daß ein Christenmensch lebet nicht ihm selber, sondern in Christo und seinem Nächsten: in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fähret er über sich in Gott, aus Gott fähret er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibet doch immer in Gott und göttlicher Liebe. Siehe, das ist die rechte geistliche, christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten; welche alle andere Freiheit übertrifft, wie der Himmel die Erde; welche Gott uns gebe, recht zu verstehen und zu behalten." Als Richtschnur aber, was denn nun der rechte Glaube sei, hat Luther immer wieder das Wort Gottes, die heilige Schrift hingestellt, die die katholische Priesterherrschaft der christlichen Gemeinde und den Einzelnen entzogen hatte, und in der Luther, wie er im besonderen den Schwärmern immer wieder entgegenhielt, die Rettung vor aller subjektiven Schrankenlosigkeit erblickte. Da kam freilich Thomas Münzer und redete davon, daß Luther den heiligen Buchstaben anbete, und kein Geringerer als Lessing ruft später pathetisch in die Welt hinaus: „Luther, du großer verkannter Mann: Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: Wer erlöst uns von dem unerträglicheren Joche des Buchstabens!" Daß Luther dies Joch nicht gewollt hat, unterliegt keinem Zweifel. Ranke, dessen sachliche Anschauung über allen Zweifel erhaben ist, sagt

in den schon einmal erwähnten Vorträgen: „Wohin ging nun die Tendenz Luthers? Sie umfaßte hauptsächlich zwei Punkte: 1. sie trat der Lehre entgegen, auf welcher die katholische Hierarchie beruht, daß nämlich die Entwicklung der göttlichen Ideen unmittelbar in der Entscheidung der Päpste und in der Festsetzung der Konzilien liege. Hingegen behauptete Luther, die Hierarchie sei von der heiligen Urkunde abgefallen. 2. Luther wollte alles bestehen lassen, was mit der Bibel vereinbar ist, setzte sich nicht einmal der Tradition unbedingt entgegen, geschweige denn, daß er eine neue Religion hätte aufstellen wollen, die er kraft des eigenen Verstandes sich aus der göttlichen Urkunde selbst zusammengesetzt hätte. Luthers Wesen war überhaupt seiner Natur nach reformierend; er war weit entfernt, dem republikanischen Prinzip in der Kirche Geltung zu verschaffen; er wollte nicht die Bibel realisieren, sondern nur den Widerspruch gegen die Bibel vernichten.“ Karlstadt und Genossen wollten die Bibel, das alte Testament realisieren, bei Luther blieb der klare, praktische Verstand ausschlaggebend, und dieser schreckte, wie er dem Dekalog seinen natürlichen Standpunkt anwies, auch vor einer Kritik der Bibel nicht zurück. Nicht umsonst hatte Luther auf dem Reichstag zu Worms erklärt, daß er weder dem Papst noch den Konzilien allein glaube, nur den Zeugnissen der heiligen Schrift und einem vernünftigen Erkennen. Wir haben denn auch bereits gesehen, daß er zwischen den Büchern des alten und denen des neuen Testaments einen Unterschied machte, und man kann dem Verfasser des „Anticlericus“, Hauptpastor Andersen in Flensburg, wohl recht geben, wenn er die folgenden drei Tatsachenbehauptungen aufstellt: „Luther fand erst den rechten Christus und dann studierte er die Schrift“, „Luther läßt Gottes Wort sich keineswegs mit der heiligen Schrift decken“, „Luther erfaßt den überkommenen Kanon der Schrift von ihrem lebendigen Mittelpunkt, d. h. dem Evangelium oder Christus aus und gruppiert die einzelnen Bücher der Schrift organisch nach ihrem Verhältnis zu diesem Mittelpunkt, während die vorhergehende und auch wieder die nachfolgende Zeit die einzelnen Bücher und Schriftworte mechanisch behandelte.“ Man kennt die Urteile Luthers über die einzelnen Bücher der Schrift, u. a. das Wort vom Brief des Jakobus als strohherner Epistel und die besonders schroffen Äußerungen über Esra und Nehemia, das zweite Makkabäerbuch und Esther, wo er geradezu von „Judenzen“ spricht. Auch die feine literarische Erkenntnis mancher Bücher, so die des Buches Hiob als eines Gedichts, soll man nicht übersehen. Selbstverständlich ist die Schrift für Luther doch Autorität gewesen, und seine Methode bei der Lösung einer Frage bestand darin, alle Stellen der heiligen Schrift, welche eine Antwort zu enthalten schienen, zu sammeln, jede Stelle in ihrem Zusammenhange prüfend verstehen zu suchen und dann die Summe zu ziehen. „Es war eine unvollkommene Methode, und seine Gegner richteten nicht ohne Erfolg ihre Angriffe darauf“, sagt Gustav Freytag. „Aber in dieser Methode war auch ein starker gemütlicher Prozeß, bei welchem

seine eigene Vernunft, Bildung und Herzensbedürfnis seiner Zeit viel mehr zur Geltung kamen, als er selbst ahnte. Und sie wurde der Ausgangspunkt, von dem eine gewissenhafte Forschung die deutsche Nation zu der höchsten geistigen Freiheit emporgearbeitet hat." So kommen wir immer wieder zum Deutschtum zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte.

Von Edmund von Wecus, Düsseldorf.

III.

Die Erforschung der Bedeutung des Namens der Hansestadt Bremen hat mir lange Zeit viele Schwierigkeiten bereitet. Die älteste Form des Namens ist Bremun, und hierin ist die Bedeutung zu finden, denn es kennzeichnet sich mit völliger Sicherheit als eine Malstattbezeichnung. Es löst sich in die zwei Worte Brem und un auf. Brem gehört zu Bram, Pram, altdeutsch brâma oder brâmo, später brame, die Brombeere, dann auch Dornenstrauch überhaupt, wie Hagedorn. Angelsächsisch brâmel, in anderen Mundarten brâm, brem, brom und brum. Auch Förstemann stellt den alten Ortsnamen Bremingeshoven zu bram. Der Ort Brönker im Kirchspiel Lipptorp, Kreis Beckum heißt urkundlich Bremelinktorpe, worin link lenken, regieren bedeutet. Brem ist also die Umhegung der Malstatt oder diese selbst. Sehr deutlich spricht sich der Gedanke an die Malstatt, der Mittelpunkt der alles umfassenden Obrigkeit in der holländischen Redensart den bram uithangen aus. Bram ist im Holländischen nur für Segelwerk gebräuchlich, die angeführte Redensart bedeutet aber „den großen Herrn spielen". Auch das Deutsche weist darauf hin. Beim Kürschner bezeichnet Brame den Besatz von Rauchwerk rundum eine Mütze, die Verbrämung. Vor unseren Augen ersteht der Kurhut, die mit Hermelin, altdeutsch Armalein, umfaßte Kopfbedeckung der alten Kurfürsten, die sicherlich in die älteste Urzeit zurückgeht. Der ursprüngliche Begriff der Umhegung spricht sich auch in dem nach Heyne, Deutsches Wörterbuch, im Forstwesen gebräuchlichen Brame aus, womit der Förster das Laubholz bezeichnet, das den Rand eines Feldes, Waldes oder einer Wiese umsäumt. So finden wir als sinngleiche Ortsnamen auch Bramfeld, Bramstädt, Bramsche, Bremke, Bremme, Bromberg, Brome usw. — Der zweite Teil des Wortes, un, bezeichnet die Hundschaft. Wie ich in meinem ersten Aufsatze[1]) ausführlich dargelegt habe, tritt das Urwort Hund als Zahlwort für Hundert in

[1]) Siehe 2. Jahrgang (1917) Heft 6, S. 195, desgl. Heft 11/12, S. 394.

mannigfachen Formen auf, darunter bei den nordischen Stämmen als Und, worüber sich skandinavische Forscher ausgesprochen haben. Gleichwie sich Hund und Hond zu Hun und Hon abschleift so und zu un. Die Hundschaft ist die rechte und feste Verbindung, und ihr Zeichen ist das aufrecht stehende Hund- oder Undkreuz +, ein arisches Urzeichen, das wir heute noch im Rechnen anwenden, ebenso wie das Wort und zum Ausdruck der Vereinigung. Wie nun auch Hund der Huno, abwechselnd mit allen Lauten als Hand, Hend, Hind, Hond, Hund erscheint, so tritt uns auch das Wort und im Angelsächsischen als and, im Neuholländischen als en, altholländisch end und ende, in anderen niederfränkischen Mundarten als ind und inde entgegen. In den heutigen niederrheinischen Mundarten lautet es un. Wir berühren hiermit die Wurzeln sowohl der arischen Sprachbildung wie auch der Staatsbildung. Bremun ist die von Dorngesträuch umhegte Malstatt der Hundschaft. Die Germanen bildeten Wörter von Kürze, aber von Kraft, Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit, und wir dürfen wohl fragen, ob die Gegenwart fähig ist, einen Ortsnamen zu bilden, der dem kurzen Namen Bremun an Macht und Fülle des Ausdrucks gleichkommt. Gleichbedeutend mit Bremun ist Brambauer im Kreise Dortmund. Bauer ist die neuzeitliche Bildung von Bur, was in Bursame hervortritt, die im alten Westfalen meistens gebräuchliche Bezeichnung für die Hundschaft. Ein anderer, aus dem Jahre 766 stammender Name der Stadt, Premetal, drückt ebenfalls mit vollkommener Sicherheit die Malstatt aus. Das in vielen Ortsnamen auftretende Wort Tal oder Dahl bedeutet nicht, wie man lehrt, unseren heutigen Begriff Tal, den von Bergen umschlossenen Boden, denn das altdeutsche Wort für Tal — dal, del, dil — hat einen kurzen Lauter, wie auch das holländische Wort dal (spr. dall). Es handelt sich vielmehr um ein Wort, das im Niederfränkischen als Dahl, im Holländischen als taal auftritt (vertalen übersetzen). Es bedeutet Sprache, Rede, Ausspruch, übertragend Urteil, Gericht, Malstatt. Die meisten Orte mit Dahl oder Tal liegen auch gar nicht in einem Tal, sondern in der Ebene wie Premetal, oder auf der Spitze eines Berges wie Hochdahl bei Düsseldorf. Von Taal, Tal-Gericht, Malstatt ist auch Taler, betalen, bezahlen abzuleiten. Nach altem germanischem Recht wurden alle Verbrechen der Freien mit Geldstrafe geahndet mit Ausnahme der Feigheit und des Verrats, die mit Erhängen mittels geflochtener Weidenruten bestraft wurden. Bei Hitdorf, Bezirk Düsseldorf, ist eine Flur „In den Dahlen", in deren Nähe sich die „Butterheide" befindet. Über die Bedeutung von But, Butter, habe ich mich in meiner Schrift ausgesprochen. — Ein unlöslicher Zusammenhang bestand in der Urzeit zwischen Sprache, Verfassungsverhältnissen und den Wappenzeichen, die als Ersatz für die Schrift dienten. Das Wappen von Bremen, der schräg rechts gelegte Schlüssel in Rot, ist das sichtbare, redende Zeichen der Malstatt. Das rote Feld ist die rote Erde, die Stätte des echten Rechts. Der Schlüssel ist das Zeichen des unverbrüchlichen Geheimnisses. Silber

oder weiß, altdeutsch wit (davon witten, weten, wissen) ist die Farbe des Wissens, der Erkenntnis. In grauer Vorzeit wurzelte auf der Stelle, wo der Ritter Roland mit dem Rechtsschwert treue Wacht hält, die knorrige, sturmerprobte Maleiche mit dem Malkreuz inmitten der heimlichen, geweihten, umhegten Malstatt. Sie machte zunächst wohl einer Holzfigur Platz, bis endlich der steinerne Roland entstand. Die altdeutschen Ausdrücke für Recht, Rüge, Anzeige, Strafe, Gericht, Gerichtsverfahren und Gerichtsort (Malstatt) auch für den ausübenden Ankläger und Richter, den Huno, sind Wruoga, woraus nach Abwerfung des W Ruoga, Ruche, Ruge, Rog, Roge, Rok, Rogge, Ruch, Rüg, Rüge, Rügge, Rau (Raugraf) Ru, Rü, Ro, Rauch, Gerücht usw. entstanden. Aus der großen Ähnlichkeit hat der Volksmund in vielen Ortsnamen diese Ableitungen von Wruoga mit Rücken, altdeutsch Hrukki zusammengeworfen. Bei der Wechselbeziehung zwischen W und B hatten andere Volksstämme das Wort Bruoga oder Pruoga, das den gleichen Veränderungen unterging wie Wruoga, nur daß sich das B erhielt, wodurch dann aber die Verwechselung von Bruck oder Brück mit Brücke entstand, die zu den sonderbarsten Deutungen von Ortsnamen Veranlassung gegeben hat. Beide Wortstämme wandeln auch durch sämtliche Lauter. Das W von Wruoga hat sich im Holländischen erhalten in wrok, Haß und in wraak, Rache. Sodann finden wir die Formen Wruot, Ruot, Rot, Rod, Rode, Rade, Rad (das Sonnen- und Feuerrad), Rut, Rute, Rid, Rit, Ret. Rot als Rechtsfarbe hängt damit zusammen (Rote Erde), und ebenso das Roden oder Rotten eines Waldstückes, als damit die Schaffung einer Lichtung im Walde zur Malstatt durch Fällen der Bäume gemeint ist. Auch erscheinen die Formen Hruot, Hruod, Hrod, Hrot. Eine weitere Nebenform ist Wrohs, woraus Ros entstand, das man in den Urwappen durch das Wort- oder Rebusbild des Rosses (z. B. das weiße Roß von Hannover und Westfalen) oder der Rose (z. B. Lippe) ausdrückte. Die Rose selbst hat ihren Namen davon, denn sie ist das Sinnbild des Geheimnisses, das unverbrüchlich über viele Vorgänge auf der Malstatt bei Todesstrafe walten muß. Auch das Roß wegen seiner Mitwirkung bei mehrfachen Handlungen. Endlich haben wir die Formen Wrucht, Wrocht (holländisch gewrocht). Land bedeutet in der alten Sprache Ort, Stätte. und Roland bezeichnet die Rechtsstätte, die Malstatt, gleichbedeutend mit Wieland. Beide Namen, Roland und Wieland, wurden als Bezeichnung des als Richter auftretenden Huno zu Personennamen. Der rote Rugstab (Zeitwort ruogān, rügen, richten) war das Zeichen der peinlichsten Gerichtsbarkeit, und „auf den Rugstab zeihen" bedeutete eine Anklage auf Leben und Tod. Überall, wo im frühen Mittelalter der Deutsche germanische Ordnung, Zucht und Sitte hintrug, entstanden des zum Zeichen Rolandssäulen. So heißt es in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanische Abteilung, Band 30, Seite 303: „Der Roland von Ragusa" von Paul Puntschart, Graz. Dort steht eine Rolandsfigur aus Stein, ähnlich dem Roland in Bremen,

auf einem freien Platz gegenüber der Kirche des heiligen Blasius. In der Beschreibung heißt es u. a.: Hieraus erhellt doch unzweideutig die Rolle des Roland im Rechtsleben der Stadt und eine bewußte Erfassung seiner juristischen Bedeutung. Nicht nur fanden hier Macht und Freiheit des Gemeinwesens ihren symbolischen Ausdruck, sondern auch der Vollzug von Strafe an Verbrechern, wie Auspeitschen und Abbrennen des Bartes knüpfte sich an den Ort, indem man das Schwert mit der Rechtspflege in Verbindung brachte; ferner war da das Maß der Ragusaer Elle verzeichnet (= 51 Zentimeter) und im Stoffhandel wurde die Maßrichtigkeit daran geprüft. Der Stein war Blut- und Marktsäule. (Vergl. die Darlegung über den blauen Stein in meiner Schrift: Zur Erkenntnis der Vorzeit.) Außerdem pflegten von seiner Plattform die städtischen Satzungen kund gemacht zu werden. Die Rolandssäule stellt sich als das Wahrzeichen der Konzentration des politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Lebens Ragusas dar. Die blühende Republik stand unter der Oberhoheit des Königs von Ungarn, der damals zugleich römischer Kaiser und deutscher König war und den enge Beziehungen gerade mit dem Norden Deutschlands verbanden. Möglicherweise hat der Kaiser selbst der Einführung des eindrucksvollen Wahrzeichens der deutschen Stadt in Ragusa nicht ganz fern gestanden." — Die Urzeit, die mit Kraft und Ausdruck den Namen Bremen und sein Wappen schuf, ist mit einem undurchdringlichen Dunkel bedeckt, in das jedoch durch eine richtige Deutung ein Lichtstrahl fällt. Ein für die Ortsnamenforschung besonders wichtiger Namen ist der der dritten Hansastadt, Lübeck, durch einen Teil seines Namens, der, in Ortsnamen vielfach vertreten, ganz allgemein und unwidersprochen einer starken Mißdeutung unterliegt. In vielen deutschen Orts-, Flur- und Straßennamen erscheint am Anfang und am Ende das Wort Beck, das allgemein, aber falsch als Bach erklärt wird. Diese Deutung ist schon aus dem Grunde nicht stichhaltig, weil zahlreiche der Ortsnamen schon der Lage des Ortes nach mit Bach nichts zu tun haben. Außerdem heißt Bach altdeutsch pah, bah, bag, baach, altsächsisch biki, niedersächsisch und holländisch beek, alle mit langem Lauter, womit also Beck nicht zusammenhängen kann. Das altdeutsche pecho, mittelhochdeutsche becke, neuhochdeutsche Bäcker kann zur Deutung dieser Namen wohl auch nicht dienen. Beck ist vielmehr das fränkische und niedersächsische Wort für Schnabel, das sich im Holländischen und Französischen in der Schreibung bec findet. In diesen Sprachen und Mundarten wird das Wort Beck (bec) in vielen Redensarten wie das hochdeutsche Schnabel für Mund d. i. geschwätziger oder frecher Mund gebraucht. In Westfalen sagt man: „Halt' den Beck!", soviel wie: „Halt' das Maul!" Besonders zahlreich sind diese Redensarten im Französischen, z. B. „man soll sich mit gemeinen Leuten nicht in einen Beck, einen Wortstreit, einlassen." (J'en reviens toujours à vous dire qu'il ne faut jamais se prendre de bec avec la canaille). In den Ortsnamen bedeutet Beck Verhandlung, Spruch,

Ausspruch, gerichtliche Entscheidung, kurzweg Gericht und Rat. So bedeutet z. B. Hülsenbeck nicht etwa den Bach an dem Hülsen, d. i. Stechpalmen wachsen, sondern den von Hülsen umhegten geheimen Beck, die Dingstätte, die geweihte Malstatt. Im Sinn von Ausspruch ist auch der Nürnberger Beckmesser zu erklären. Mit Beck in der Bedeutung Schnabel hängt auch picken zusammen, ebenso Picke. Als Gerichtsort zu deuten sind u. a. die Ortsnamen Beckeln (Kr. Syke), Beckendorf (Kr. Oschersleben), Beckhausen (Bez. Münster), Beckingen (Saar), Beckstetten (Augsburg), Beckum (Bez. Münster), Beckwitz (Bez. Halle), Rathelbeck (Bez. Düsseldorf). Der Beckeberg bei Herzogenrath (Bez. Aachen) ist als uralte Galgenstätte geschichtlich bekannt. Beggendorf (Kr. Geilenkirchen) heißt urkundlich Becgindorf, womit also von Bach keine Rede ist, denn Bach hieß am Niederrhein stets Baach. Eine Schenkungsurkunde von 1372 spricht von einem Ort Hasilbecke, geschenkt an das Kloster Serm, wahrscheinlich zum Stift Werden a. d. Ruhr gehörig, also der von Haselstauden eingehegte Beck. An der Somme in Frankreich, südlich von dem im Sommer 1916 vielgenannten Ort Contalmaison liegt der Ort Bécordel-Bécourt, wobei zu bemerken ist, daß ordel, ordeel die fränkische Form für das neuhochdeutsche Urteil ist. Vergl. Ordalien. Bécordel ist also eins der beliebten, vielfach vorkommenden Doppelwörter. Sehr bezeichnend ist der Name des bekannten Ausflugsortes Rathelbeck bei Erkrath (Bez. Düsseldorf) durch die Zusammensetzung von Rat und Beck. Auf der Höhe des Blixberges liefert dort das nötige Wasser spärlich ein tiefer Brunnen. In den Waldungen der ganzen Umgegend befinden sich lange Züge vorzüglich erhaltener Wälle und Gräben, die Hundschafts- und Gaugrenzen der Urzeit, die den Stürmen von Jahrtausenden getrotzt haben, während vor dem Wirtshause die alte Malstatt deutlich zu erkennen ist. Hierhin gehören auch die Familiennamen von Beckerath, von Borbeck, Nettelbeck (der von Neteln oder Nesseln umhegte Beck), Beckmann und auch Becker, denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Ahnen der meisten Becker nicht das ehrsame und nahrhafte Bäckergewerbe betrieben, sondern durch ihren Namen als Glieder der Hundschaft gekennzeichnet sind. Der erste Teil von Lübeck, Lü ist entstanden aus dem Urwort lid, Mehrzahl leden, d. i. Glied, Mitglied, d. h. der Hundschaft, gleichbedeutend mit Bur. Es findet sich auch in der umlautenden Form lüden, woraus Leute entstand, im Niedersächsischen Lüe. Lübeck ist also das Gericht, die Malstatt der Hundschaft. Orts-, Flur-, und besonders Hofnamen werden zu Familiennamen. In Westfalen, wo sich in der heiligen Veme ein Nachklang des uralten germanischen Rechts mit zäher Kraft am längsten gehalten hatte, findet man auch die nach der Altvorderen Sitte einsam gelegenen eichenumrauschten Bauernhöfe, auf denen noch seit Urtagen die Nachsassen der alten Geschlechter der markigen Edelinge und schöppenbaren Freien sitzen und als Stammhalter des unvergänglichen, kernigen und trotzigen Germanentums in die Gegenwart hineinragen. Ein solcher Hof

ist „Sprynghorums Gut zu Frylynkhusen" bei Heven, unweit Bochum. Von ihm trägt das mehrfach verzweigte Geschlecht Springorum seinen Namen, das schon 1441 in Bochum urkundlich erwähnt wird. So führt auch dieser bemerkenswerte Namen in die germanische Urzeit zurück, in die Zeit der Hundschaft und Malstatt. Springorum löst sich auf in Spring und Horum, Gorum oder Korum, wie es in der Form Sprynghorum von 1547 deutlich, wenn auch dem Schreiber sicherlich unbewußt, zum Ausdruck kommt. Auf die sonstige, verschiedenartig auftretende Schreibung des Namens braucht man kein Gewicht zu legen, da früher nur nach dem Gehör geschrieben wurde und weil auch die wahre Bedeutung der Namen schon nicht mehr bekannt war, als man sie zuerst niederschrieb. So ist auch die Form Springorumb nur eine vorübergehende Form, wie man auch z. B. Thumbherr für Domherr schrieb. Spring ist Quelle, Bronn, Born und erscheint in dieser Form und Bedeutung noch in der heutigen holländischen Sprache. In Südafrika bildeten die Buren den Ortsnamen Springfontein, indem sie den jetzt gebräuchlichen Ausdruck Fontein=Brunnen dem älteren, nicht mehr oder nur mangelhaft verstandenen Wort zufügten, ein Vorgang, den wir auch in deutschen Orts= und Familiennamen öfters beobachten können. Wir haben z. B. Springborn (Kr. Heilsberg, Bez. Königsberg), wobei beiläufig an Springe in Hannover erinnert sei. In den geweihten Born, Bronn oder Spring auf der Malstatt tauchten die Germanen die neugeborenen Kinder, um deren Gesundheit zu prüfen, während die Else, Ilse oder Ise, die Göttin des wiedererwachenden Frühlings und der Zeugungskraft, und auch der Schiffahrt, die mit dem Brechen des Eises wieder begann, an dem Brunnen saß und die Kinder segnete. In Westfalen nannte man sie Sprokke oder Spörkel, weshalb auch früher der Februar Spörkel hieß. Auch andere Göttinnen, die Disen oder Idisen, belebten während des ganzen Jahres den Brunnen oder Spring. Hier war auch der Aufenthaltsort der weisen Frauen und Seherinnen, die auch an der Rassenveredelung beteiligt waren, der Wichter oder Weiter, der „wilden Weiber", denen wir noch in vielen Flurnamen begegnen, und es scheint, als ob die Scheidelinie zwischen dem sterblichen Weib von echter, reiner Art und der übersinnlichen Göttin nicht scharf zu ziehen ist. Auch bei den Opferhandlungen und sonstigen Vorgängen spielte das Wasser des Brunnens eine Rolle. Aus der Natur der Sache konnte nur eine größere Malstatt mit ausgiebigem Brunnquell für die Bergung von Weibern, Kindern und Greisen in beträchtlichem Umfang in Betracht kommen. Es ist aus mancherlei Gründen und Erscheinungen bestimmt anzunehmen, daß es in verschiedenen Gegenden Brunnen von besonders hohem Ansehen gab, weil sie in den Malstattbenennungen ausdrücklich hervortreten, wie Sonnborn, Elsenborn, Heilbronn usw. Der erste Teil von Horum ist der arische Stamm Hori, Höri, in leicht mundartlichen Tönungen Gori, Kori. Dieses Urwort bezeichnet einen begrenzten Ort, ferner den Begriff der Zugehörigkeit, was ja auch in diesem

Worte selbst liegt. Nicht zu trennen davon ist Korb, das ursprünglich Flechtwerk bezeichnet, womit die Malstatt häufig umgeben war. Ebenso Kord oder Kordel, der am Rhein gebräuchliche Ausdruck für Bindfaden, womit wiederum Gurt verwandt ist, holl. gordel. Die um die Umhegung der Malstatt gezogenen roten Weihebänder hießen Garn, Warn oder Kord, woher noch die uralte rheinische Redensart stammt: „Hä hätt sich durch die Kord gemaht!" Die eigentliche ursprüngliche Umhegung der Malstatt bestand aus Haselstauden, altdeutsch Hasalah, und da in einigen Mundarten, auch im Holländischen, das Haselhuhn Korhahn genannt wird, kann man schließen, daß Kor (Gor, Hor) ein anderer, längst völlig verschwundener Ausdruck für Hasel ist. Zu diesem Stamm gehört auch das lateinische hortus und das deutsche Garten selbst, sowie Garde, ferner Horde, Hort und Horst. Um ist, was es sagt, rundum. Horum ist also die umhegte Malstatt, Springhorum die Malstatt mit dem geweihten Bronn. Man hat auch die Familiennamen Korum und Kortum. (Tum ist ein streng abgegrenzter Rechtsbegriff, übertragend Rote Erde oder Malstatt.) Ein sinngemäß gebildeter gleichbedeutender Name ist der altholländische Familiennamen van Doornum (Dorn—um). Spring hat auch die Bedeutung von Ursprung, Urheber, gleichbedeutend mit dem Urwort apo, abo, abbo, awwe, obbe, ow, owe, ape, Urheber, Stammvater, das in vielen deutschen Ortsnamen (Apenrade, Aplerbeck, Apolda, Dornap, Aaper Wald), in den Namen des Uradels und in den Wappen in Helmzierden in Gestalt von Affen erscheint. Setzt man diese Bedeutung des Wortes Spring voraus, so wäre es die Malstatt „von altersher", „von der Väter Zeiten her", was in sehr vielen Malstattbenennungen durch ap usw. zum Ausdruck kommt. Darauf weist auch Tacitus hin, wenn er in seiner Germania Hauptstück 39 bei Besprechung der Semnonen sagt: „Zu einer festgesetzten Zeit kommen alle stammverwandten Völker, durch Gesandte vertreten, zusammen an einem durch der Ahnen Weihe und Ehrfurcht heischendes Alter heiligen Wald." Der Sinn beider Auslegungen bleibt der gleiche, die Malstatt der Vorzeit. Welche von beiden Bedeutungen bei der Namengebung vor unbekannten Zeiträumen maßgebend war, entzieht sich jeder Beurteilung. Gleichwie die Malstattbenennung später zum Ortsnamen wurde, so ging sie, was ebenfalls in zahllosen Fällen einwandfrei festzustellen ist, als Namen auf die Sippe des Edlen, des Anführers der Hundschaft. Tacitus, der erfahrene, klardenkende und scharf beobachtende römische Staatsmann sagt in der Germania Hauptstück 28 unter Einwanderungen: „Die Treverer und Nervier beanspruchen sogar eifrig die Ehre germanischer Abkunft, gleich, als ob dieser Adel des Blutes sie von aller Ähnlichkeit mit den schlaffen Galliern schiede." Die Treverer wohnten im heutigen Bezirk Trier, die Nervier im heutigen Belgien, im Hennegau und in Namen (Namur) in der alten silva carbonata. Wenn diese Stämme damals schon so stolz auf ihre Abkunft von dem reinen edlen Germanentum waren, um wieviel mehr können es die Träger vieler unter den

Umwälzungen von Jahrtausenden unverändert gebliebener Urnamen sein. Aus den alten Ortsnamen lesen wir nicht nur die Gestaltung der äußeren Verhältnisse unserer Vorväter, sondern die ganze reiche innere Gedankenwelt, die Seele und das Gemüt des echten Deutschen strahlt uns aus ihnen in ungeahnter Fülle entgegen, ihr Odem umweht uns, wenn wir uns sinnend auf den noch erkennbaren Stätten der Vergangenheit befinden. Noch stärker aber als die tatsächlichen Reste einer grauen Vergangenheit lebt im Gemüt des deutschen Volkes, wenn auch vielfach unbewußt, die Erinnerung an die Urzeit. Von dem alles verwischenden und verödenden heutigen Stadtleben abgesehen, haben sich auf dem Lande vielfach uralte Anschauungen und Gebräuche erhalten, die sich in Worten und Sagen, Orts- und Zeitbestimmungen und auf mancherlei andere Weise äußern. Noch immer „schreit" der Totenvogel, das Waldkäuzchen, den Kranken „heraus", noch immer rast in den Winterstürmen der wilde Jäger auf weißem Roß mit den Walküren unter Hörnerschall, Hallo und Wolfsgeheul durch die rauschenden Eichen. Am Kreuzweg unter den Malbäumen schreckt die Hexe, und der Hund warnt seinen Freund, den Menschen, mit hellsehenden Augen vor unsichtbaren Gefahren. In den Raun-Nächten um die Wintersonnenwende tun wir einen Blick in die dunklen Rätsel der Zukunft; Kobolde und Wichtelmännchen necken die Menschen in den Bergschluchten. Die weisen Frauen, die Wichter oder Weiter, die Seherinnen lauschen im Waldesdickicht, wo sie beim Vollmond heilkräftige Kräuter sammeln, auf das Krächzen der Weihen und Raben, auf den sachten Flügelschlag und den Schrei der Eule, um Menschenschicksal daraus zu ergründen. Wer sie bei ihrem geheimen Tun überraschen will, den locken sie als „Vidumlecht", als Irrlicht, ins Verderben und tanzen dann einen ausgelassenen Freudentanz in der Maienpracht auf der Waldwiese. Ein altvlamisches Volkslied, das ausdrücklich als Tovereſſenlied (Zauberlied) bezeichnet wird, singt:

Om middernacht by manenscheen
Den Druiden lag op zynen steen,
Daar kwam de jonckvrouw door den bosch
De rave kraayt, den uil vliegt los!

Auf Hochdeutsch:

Um Mitternacht bei Mondenschein
Der Druide lag auf seinem Stein,
Da kam die Jungfrau durch den Busch,
Der Rabe krächzt, die Eul' fliegt, husch!

Einige Zeit nach dem Erscheinen meiner ersten Arbeiten über die Erkenntnis der Vorzeit hat das preußische Landwirtschaftsministerium eine von echt vaterländischem Geist getragene Anregung auf dem Gebiet der Heimatpflege gegeben, indem auf die tunlichste Erhaltung der schönen alten, im Volksmund gebräuchlichen Flurnamen hingewirkt wird. Zu diesem Zweck sind Generalkommission und Ansiedlungskommission angewiesen worden, ihren Vermessungsbeamten bei den Katasterarbeiten die alten Flurnamen im weitesten Sinne zur Berücksichtigung zu

empfehlen. Mit einem solchen Entschluß erfährt die Heimatpflege eine weitere kräftige Förderung, wovon man sich gute Erfolge versprechen darf. Die mit der Vermessung der Feldmarken und Fluren betrauten Beamten werden also in Zukunft nicht nur zu prüfen haben, ob die in den Katasterarbeiten und Büchern angegebenen Bezeichnungen bei dem Auseinandersetzungs-, Rentenguts- und Ansiedlungsverfahren bezüglich ihrer Übernahme in neue Karten und Akten zu erhalten sind, weil sie unter den Beteiligten gebräuchlich, und ob ihre Schreibweise heute noch sinnentsprechend ist, sondern es wird ihnen auch obliegen, festzustellen, ob nicht etwa andere Namen für weitere Teile der Feldmarken im Volke leben, für die keine Katasterunterlagen vorhanden sind.

Eine Jugend- und Mittelstandsfrage.

Von Oberbürgermeister Konrad Maß, Görlitz.

Wer Gelegenheit hat, einer politischen Versammlung beizuwohnen, in der es gilt, für einen bestimmten Bewerber oder eine bestimmte Richtung Teilnahme zu gewinnen, der wird von den Rednern, welcher Richtung sie auch immer angehören mögen, immer die Versicherung hören, daß gerade seiner Partei die „wirtschaftliche und geistige Hebung des Mittelstandes" besonders am Herzen liege. Darin liegt das Anerkenntnis, daß der Mittelstand ein für das Gesamtleben außerordentlich bedeutungsvoller Stand ist, — aber auch, daß er jetzt nicht die Stellung einnimmt, die ihm nach seiner Bedeutung gebührt.

Beides ist nicht zu leugnen, und jeder, der deutsch-völkische Ziele verfolgt, weil er in einer starken Deutschgesinnung das Heil der Zukunft erblickt, — und diese Gesinnung ist erfreulicherweise gerade bei den gebildeten Schichten jetzt während des Krieges in starker Zunahme begriffen, — sollte die Mittelstandspolitik auf seine Fahne schreiben, um den Mittelstand, insbesondere den gewerblichen, in seinen Bemühungen um Erhaltung der Wettbewerbsfähigkeit gegenüber der Großindustrie zu unterstützen.

Wenn ich sage: „insbesondere den gewerblichen", so leitet mich dabei nicht etwa der Gedanke, daß der gewerbliche Mittelstand wichtiger sei als beispielsweise der Bauernstand, sondern die Erwägung, daß es ihm im Gegensatz zum Bauernstande besonders schlecht geht. Beim deutschen Bauern ist — wie Adolf Bartels*) es damals ausdrückte —, wenn er auch „als ein vielfach mißhandeltes und dabei verstocktes Wesen" in das 19. Jahrhundert eingetreten ist, die Entwicklung doch

*) Vgl. Adolf Bartels: „Der Bauer in der deutschen Vergangenheit." Band 1 der „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte." (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig). Sehr lesenswertes und unterrichtendes Buch!

eine durchaus aufsteigende gewesen. Auch er hat an dem allgemeinen Aufschwung des deutschen Volkes teilgenommen; er ist heute „wohlhabender, einsichtiger, ja in seinen besten Vertretern gebildeter als je und bedeutet, trotzdem auch Deutschland ein Industriestaat zu werden droht, eine gewaltige Macht im deutschen Leben, den festen Wall gegen obstruktive Tendenzen aller Art". „Alles in allem hat der deutsche Bauer in unserer Zeit Ursache stolz zu sein, er hat gezeigt, daß er etwas aus sich machen kann", — er ist tatsächlich, wie es sich auch im jetzigen Kriege wieder bei den Aushebungen gezeigt hat, wohl eigentlich der unerschöpfliche Born deutscher Volkskraft. Und darum wird eine vorausschauende Staatsverwaltung in der Gesunderhaltung des Bauernstandes immer eine ihrer wichtigsten Aufgaben sehen.

Dasselbe kann man aber vom gewerblichen Mittelstande zur Zeit nicht sagen. Zwar gilt alles, was man dem gesamten Mittelstande nachrühmt auch von ihm: er ist im ganzen genommen gesinnungstüchtig und ist von jeher ein zuverlässiger, wenn auch nicht immer starker Träger des monarchischen Gedankens gewesen. Schon seine weite Ausdehnung — denn zu ihm zählt die ganze breite Masse des Volkes, die von Reichtum und Armut gleich weit entfernt ist — verleiht ihm größte Wichtigkeit, und wenn einmal die beiden krankhaften Auswüchse des neueren gesellschaftlichen Lebens, die des Großkapitals und des Proletariats, überwunden sein sollten, so wird er als der von der Natur gegebene Stand noch dauern und seine eigentliche Blüte erleben. Dazu ist er auch rassisch betrachtet ein wertvoller Teil des Volkes. Aber während die Bauern sich aufwärts bewegt haben, ist bei dem gewerblichen Mittelstande gerade das Gegenteil der Fall: nur zum Teil durch eigene Schuld. Der Siegeszug der Maschine und der Großindustrie ist zu schnell über ihn hereingebrochen. Der kleine Kaufmann und Gewerbetreibende wie das Handwerk sind in Gefahr, von den Großbetrieben aufgesogen zu werden. Und doch ist es nicht nötig, daß das geschieht. In vielen Beziehungen hat ja die Selbsthilfe schon eingesetzt, z. B. durch Beschaffung von Schutzvereinigungen, durch genossenschaftlichen Zusammenschluß, durch gemeinschaftliche Beschaffung von Rohstoffen und Maschinen, durch Zusammenschlüsse zum Zwecke der Kreditvermittlung, und auch für den Nachwuchs wird durch Fachschulen, Fortbildungsschulen, Ausstellung von Lehrlingsarbeiten gesorgt. Aber der Mittelstand kann nicht alles aus eigener Kraft, in vielen Beziehungen müssen andere Hände helfen, und da möchte ich *einen* Punkt, den ich für besonders wichtig halte, herausheben: *die Frage des Nachwuchses*. Ich glaube, wenn man dem gewerblichen Mittelstande, und besonders gilt das vom *Handwerk*, wieder einen geeigneten, gut ausgebildeten Nachwuchs verschafft, so würde schon viel Gutes damit erreicht werden.

Weil es sich um den Nachwuchs handelt, ist diese Angelegenheit nicht bloß eine Mittelstands-, sondern zugleich eine *Jugendfrage*. Wenn das Ziel der Jugendpflege auch ist, die Jugend zu einer idealeren Lebensauffassung zu erziehen,

als ihre Umwelt ihr gewöhnlich zu bieten vermag, und hauptsächlich innere Werte geschaffen werden sollen, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir mit der Betonung dieser Ziele die Arbeitgeber im allgemeinen nicht gewinnen werden. Diese, die Kaufleute, Gewerbetreibenden, Handwerker, werden, was man ihnen schließlich nicht verdenken kann, mehr auf die praktische, als auf die ideale Seite der Jugendpflegearbeit sehen, und darum wäre es höchst bedeutsam, wenn es gelänge, den Bestrebungen auch ein unmittelbar praktisches Ziel zu geben, das sowohl der Jugend als auch ihren Arbeitgebern dient, und eben dazu gehört die Berufsberatung und -vermittlung.

Die Abwanderung der Bevölkerung aus der Landwirtschaft in die Industrie hat ja recht eigentlich die große gesellschaftliche Umwälzung eingeleitet, die dann das „Proletariat", den vierten Stand, geschaffen hat. Der Großbetrieb, die Fabriken und Maschinen erfordern Millionen schaffender Hände, meist ungeschulte Kräfte. Nur die mechanische Körperkraft, die durch die ständig sich wiederholende Hantierung bedingte Geschicklichkeit und Schnelligkeit in einem bestimmten, meist eng begrenzten Arbeitszweige werden gesucht. Und diese Arbeit, deren Entlöhnung sich jetzt im Kriege zu ungeahnter Höhe aufgeschwungen hat, sodaß uns die Furcht beschleichen kann, wie sich das alles einmal nach dem Kriege entwickeln soll, — diese Arbeit war schon in Friedenszeiten gut bezahlt. Das lockt die Jugend, die sich nun selbständig und jedem Zwange entwachsen fühlt; das lockt aber meist auch die Eltern, denen es in den teuren Zeiten lieb ist, einen Esser weniger am karg besetzten Tische und einen Verdiener mehr in der Familie zu haben. So ist die Überlieferung, die wenigstens im Handwerk lange treu bewahrt worden ist, daß der Sohn mit Stolz und Freude dem Berufe des Vaters folgte, immer mehr im Erlöschen, und tausende von jungen Leuten strömen wahllos jenen mechanischen Berufen zu, zu denen sie niemals in ein inneres Verhältnis treten können. Überschauen sie doch von dem ganzen Wege, den ein Werk vom Rohstoff zum fertigen Erzeugnis macht, nur ein kleines und immer dasselbe Stück. Das lähmt die Freudigkeit des Schaffens, macht die jungen Leute, weil ihrer Arbeit jede erfreuliche Seite fehlt, unzufrieden und begehrlich, und so wird ihnen die notwendige Vorbedingung zu innerem Gleichmut geraubt, auf dem das Glück des Einzelnen wie der Gesamtheit beruht. Daß hierdurch auch dem Handwerk geschadet wird, dem der schaffensfreudige, nach eigener Neigung und Eignung ausgewählte Nachwuchs fehlt, bedarf keines Beweises.

Wie sich diese Verhältnisse, namentlich durch die stellenweise geradezu schädlich hohe Bezahlung, im Kriege zugespitzt haben, ist allgemein bekannt und soll hier, weil man die Gründe und Gegengründe zur Zeit noch nicht genügend übersehen kann, um die Sachlage unparteiisch beurteilen zu können, nur angedeutet werden.

Noch schlimmer steht's, wenn Arbeitseinstellungen, -Aussperrungen oder -Einschränkungen vorgenommen werden müssen. Es ist klar, daß dann zunächst

die weniger gut eingearbeiteten, halberwachsenen Leute von diesem Schicksal betroffen und als erste auf die Straße gesetzt werden, während das Werk die gut angelernten Arbeiter möglichst lange behält. So stehen die „ungelernten" Arbeiter viel ungünstiger da als die „gelernten", weil ihnen jede Sicherheit für die Zukunft mangelt. Aber auch rein zahlenmäßig ergibt sich eine Schlechterstellung der „Ungelernten". Kommen die „Gelernten" vielleicht auch einige Jahre später zu einem nennenswerten Einkommen, so ist dieses doch im allgemeinen höher, denn es wird nicht die rohe Arbeitskraft, sondern die Geschicklichkeit, das Können, das Wissen bezahlt. Dazu sinkt das Einkommen des ungelernten Arbeiters mit dem zunehmenden Alter, während das des Berufsarbeiters mit der zunehmenden Geschicklichkeit, oft sogar einfach durch Zeitablauf, nach bestimmten Sätzen steigt.

Und endlich ist gegen die mechanische Massenarbeit anzuführen, daß der erzieherische Einfluß auf die Jugend fast ganz fehlt. Arbeitgeber und Arbeiter lernen sich meist gar nicht kennen; dazu tritt die Häufigkeit des Stellenwechsels. Paßt dem jungen Mann oder Mädchen eine Stelle nicht, so wird sie aufgegeben. Wird den Jugendlichen wegen mangelhafter Leistungen oder schlechten Betragens gekündigt, so ficht sie das nicht an: — es sind ja Stellen genug da, in die sie wieder eintreten können. Und dazu kommt die Gefahr für die jungen Leute durch den plötzlichen Besitz von Geld, der zu leichtsinnigen, mindestens überflüssigen Ausgaben verleitet, an die sie sich gewöhnen, auf die sie aber, wenn sie einmal Familienväter werden, verzichten müssen. Dann müssen sie sparen und entziehen, ehe sie dabei an sich selber denken, erfahrungsgemäß ihrer Frau und den Kindern oft das Nötigste, sodaß diese darben. (Selbstverständlich gibt es auch rühmliche Ausnahmen.) Den noch unreifen Nachwuchs führt der Besitz von Geld auf Tanzböden und in Kneipen, die Mädchen zu Putz- und Gefallsucht, nicht selten zu tiefem Fall, und die unausbleibliche Folge ist, wie in zahlreichen Fällen festgestellt wurde, Verbrecher- und Dirnentum. Denn daß den Hauptbestandteil unserer Strafanstalten, Zufluchts- und Irrenhäuser diejenigen bilden, die sich keinem bestimmten Beruf ergeben haben, ist zahlenmäßig erwiesen und, weil sie die Gefährdetsten sind, leicht verständlich. Auch hier liegen während des Krieges, wo so viel verdient wird, die Verhältnisse besonders schwer. Ungeheure Summen werden an ganz junge Leute bezahlt — wo bleiben sie? Wenn jetzt auch zu großen Gelagen, zum Besuch von Tanzböden usw. meist keine Gelegenheit ist, so wird das Geld oft leichtsinnig verzettelt, — denn trotz der hohen Preise von Nahrungs- und Genußmitteln und allem Lebensbedarf könnten weit größere Summen zur Sparkasse wandern als jetzt geschieht.

Besser steht's allerdings noch im Handwerk. Ist's nicht ein gar zu großer Betrieb, der einer Fabrik ähnelt, so arbeitet auch wohl heute noch der Meister im gleichen Raum wie der Lehrling, den er selbst unterweist, mit dem er Freude und Leid teilt, der Kost und Wohnung bei ihm erhält, der an Familienfesten

und sonntäglichen Ausflügen teilnehmen darf. Mag auch die Ausbildung bei einem kleinen Meister, insbesondere auf dem Lande und in den kleinen Städten, wo der Wettbewerb und sein heilsamer Sporn fehlen, manchmal zu wünschen übrig lassen —, mag der Lehrling, was natürlich nicht überhand nehmen darf, als „Hausmädchen" zum Kartoffelschälen oder auch einmal zum Kinderwiegen herangezogen werden —, in der künftigen Ehe kommt es gewiß vor, daß er bei solchen Arbeiten mit eingreifen muß —: er genießt doch den Familienanschluß und den erziehlichen Einfluß des Meisters. Und wenn dem Lehrling seine Arbeit anfangs noch so geringfügig erscheint und er kein inneres Verhältnis zu ihr gewinnen kann, so sieht er doch in der Werkstatt das Werk von Anfang bis zum Ende erstehen; er sieht, wozu auch seine eigenen Handgriffe nötig sind, wie sie sich in das Ganze einreihen, und vor allem: er schreitet vom Einfachsten zum Schwierigsten vorwärts.

Man hört aus den Reihen der Handwerker so oft Klagen über die traurige Lage und die noch trostloseren Aussichten des Handwerks, das von den Großbetrieben ganz verdrängt werde. Gewiß haben einige Zweige eine nicht wieder einzuholende Einbuße erlitten —, andere dagegen, wie beispielsweise das Schlosserhandwerk, haben gewonnen, und vor allem muß man anerkennen, daß das Handwerk beginnt, sich in die Verhältnisse der neuen Zeit zu fügen, anstatt sie, wie es wohl anfangs geschah, aussichtslos zu bekämpfen. Es sind, wie ich schon andeutete, Anzeichen vorhanden, daß das Handwerk jetzt Selbsthilfe übt (eben durch die oben erwähnten Zusammenschlüsse), und man kann hoffen, daß es diese fortsetzt. Im ganzen kann man doch sagen, daß, wenn auch nicht jeder Handwerker ein reicher Mann werden kann, doch das Wort: „Handwerk hat goldenen Boden" auch heute noch gilt. Denn es nährt redlich und ausreichend den, der etwas Tüchtiges gelernt hat.

Auch beim Handwerk kommt die Berufswahl meist nicht mit der Überlegung zustande, die einer so wichtigen Sache gebührt. Vor allem sollte man die Jugend nicht in einen bestimmten Beruf zwingen. Das schafft leicht unzufriedene, verbitterte Gemüter; die Grundlage aber jeder Jugenderziehung muß Freude sein, auch an der Arbeit. Es ist wohl zu verstehen, wenn etwa der Vater den Sohn, auch gegen seinen Wunsch, zu sich in die Lehre nimmt; im Vater lebt eben vielleicht noch die Familienüberlieferung fort, über deren Schwinden ich eben klagte. Weit schädlicher ist es aber, wenn diese Angelegenheit ganz nebensächlich behandelt wird, wenn etwa zwei Meister bei gelegentlichem Zusammentreffen, vielleicht beim Glase Bier, miteinander verabreden, der eine solle den Sohn des anderen in die Lehre nehmen. Der Junge wird meist nicht gefragt, ihm ist es auch oft gleichgültig, denn er kennt nicht die Anforderungen und Aussichten der verschiedenen Berufe. Wenn der Vater selbst Handwerker ist, der Knabe, das Mädchen also Gelegenheit hat, ihn abends an der Hobelbank, auf dem Schuster-

schemel oder dem Schneidertisch zu sehen —, wenn das Mädchen Sonnabends die Werkstatt reinigen muß, und der Junge schon früh, wenn er ein Spielzeug haben wollte, mit Hand anlegen mußte, dann ist es etwas anderes. Dann gewinnen die Kinder einen wenn auch nur flüchtigen Einblick in das Berufsleben des Vaters. Aber diese guten Überbleibsel aus alter Zeit schwinden immer mehr, und längst besteht die große Masse des Volkes nicht mehr aus Handwerkern, sondern aus Arbeitern. Wenn da der Vater, der in der Kantine, auf der Straße sein Mittagbrot verzehrt hat, abends müde und verstimmt, nicht befriedigt von dem Erfolg seiner Arbeit, meist noch aufgehetzt durch eine gewissenlose Presse, nach Hause kommt, so hat er keine Lust mehr, den Sohn zu belehren, fürchtet vielleicht auch dessen in den Entwicklungsjahren so leicht sich regenden Widerstand.

So kommt eine Berufsberatung meist gar nicht zustande, und wenn doch, so spricht oft der Zufall mit; auf die Neigung des jungen Menschen wird meist ebensowenig Rücksicht genommen, wie auf seine körperliche und seelische Eignung. Daher muß immer wieder auf die Wichtigkeit einer Berufsausbildung und einer überlegten Beratung hingewiesen werden.

Bei den Mädchen ist es im allgemeinen nicht anders. Das „Dienen" in guten Häusern verschwindet immer mehr, obwohl sie gerade dabei meist die für ihren künftigen Beruf als Hausfrau und Mutter nötigen Dinge — Kochen, Waschen, Bügeln, Kinderpflege — am besten erlernen. Aber es fehlt ihnen die abendliche Freiheit. Darum ziehen sie die Fabriken, ja die schlecht gelohnte Heimarbeit vor, ohne zu bedenken, daß sie da meist nichts für ihr späteres Leben lernen. Ist es nötig, daß ein Mädchen einen Beruf ergreift, so soll sie sich ernstlich prüfen, wozu sie Lust und Geschick hat; es gibt Berufe, für die gerade Mädchen sich eignen. Schneiderei und Putzmacherei fordern handwerksmäßige Ausbildung und nähren zahlreiche Frauen, ebenso wie stets Kochfrauen und Wirtschafterinnen gebraucht werden. Tüchtige Hebammen, bei denen leider die gebildeten Stände noch sehr fehlen, Wochen- und Krankenpflegerinnen sowie zuverlässige Kindergärtnerinnen werden geradezu gesucht, und ihre Dienste gut entlohnt. Wird es auch manchem Vater oder gar mancher Witwe schwer fallen, die Tochter Jahre hindurch ohne Verdienst zu wissen, so wird doch die Hoffnung überwiegen, daß die Tochter nach gründlicher Berufsausbildung den Wechselfällen des Lebens einigermaßen gesichert gegenübersteht. Dazu kommt der erzieherische Wert: dem lockeren Leben und jeder Entgleisung wird durch ernste Arbeit mehr als durch gute Lehren vorgebeugt.

Da Schule und Elternhaus hier nichts ausrichten können, ist immer fühlbarer die Notwendigkeit hervorgetreten, eine andere Stelle zu schaffen, die den ins Leben tretenden jungen Leuten mit Rat und Tat zur Seite steht, die ihnen ans Herz legt, sich wenn möglich überhaupt einem festen Berufe zu widmen, dieser Wahl sogar die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuzuwenden. Dazu sind in

erster Reihe die Ausschüsse für Jugendpflege berufen, die für diese Arbeit einen eigenen zweckmäßig zusammengesetzten Ausschuß einsetzen sollten. Dieser muß unparteiisch sein, darf also nicht im Dienste einer Partei, eines Bekenntnisses, eines Berufes stehen, sondern lediglich im Dienste der Jugend. Er darf auch nicht zum Ziele haben, dem Handel, der Industrie, dem Handwerk, der Landwirtschaft Kräfte zu gewinnen —, dann wird er in die Tageskämpfe, in das Parteigewirr hineingezogen —, sondern muß völlig unabhängig von politischen, wirtschaftlichen und konfessionellen Richtungen sein. Deshalb gehört in ihn hinein zunächst der Rektor oder Lehrer, am besten auch der Geistliche, der den Jungen und das Mädchen kennt. Ihnen wird es öfter gelingen, der Jugend törichte, vermessene Wünsche auszureden und herbe Enttäuschungen zu ersparen. Ferner ist ein Handwerksmeister, möglichst der Vorsitzende der Innungen oder der Handwerkskammer unentbehrlich, um über die Aussichten der einzelnen Berufe mit Rücksicht auf die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse Auskunft zu geben. Und endlich ist notwendig ein Arzt, denn nicht jeder Jugendliche paßt zu jedem Beruf. Keime zu Krankheiten können durch zweckmäßige Berufswahl völlig vertilgt, durch falsche Wahl aber gefördert werden und zu unheilbarem Siechtum führen. —

In dieser Zeitschrift, die nicht für die Darlegung praktischer Ziele und der Art ihrer Durchführung bestimmt ist, muß ich mich auf diese allgemeinen Hinweise beschränken und erwähne nur kurz, daß sich folgende Art der Ausführung bewährt hat. Im Herbste wird an alle nächste Ostern zur Entlassung kommenden Schüler — gegebenenfalls auch Schülerinnen — ein Merkblatt verteilt, das in kurzen Worten auf die Wichtigkeit einer Berufsausbildung und Berufswahl hinweist; gleichzeitig erhalten die Kinder einen Vordruck zur Ausfüllung, in dem ihre genauen Personenangaben und ihre Wünsche inbezug auf den Beruf unter Aufsicht der Schule einzutragen sind, und in dem auch der Vater (oder Vormund) und der Schularzt seine Bemerkungen über besondere Bedingungen (Kostgeld, Taschengeld) oder den Gesundheitszustand und dessen Anforderungen einzutragen hat. Dadurch wird die Nachfrage festgestellt. Um vermitteln zu können, muß der Ausschuß auch in den Besitz des Angebots der einzelnen Meister kommen. Das geschieht durch Vordrucke, die durch die Hand der Obermeister der einzelnen Innungen an die einzelnen Handwerksmeister verteilt werden, in denen sie um Zuweisung von so und soviel Lehrlingen (Lehrmädchen, Dienstmädchen) ersuchen. Beide Arten der Vordrucke werden nach der Ausfüllung den Obermeistern der Innungen zugestellt, die nun die Lehrlinge auf die einzelnen Meister verteilen. Sind nicht alle unterzubringen — wie z. B. bei dem stets überfüllten Schlosserhandwerk — oder kann ein Handwerk — wie z. B. oft das der Schuhmacher — keinen Lehrling erhalten, so werden die übrig gebliebenen in der gemeinsamen Sitzung des Ausschusses mit den beteiligten Innungsmeistern und dem Schularzt unter Zuziehung des Vaters (Vormundes, der Mutter) zusammenberufen und es

wird mit ihnen über die Berufswahl verhandelt; wenn möglich werden Meister und Lehrling gleich zum Abschluß des Vertrages veranlaßt.

Bei der Ausfüllung der Vordrucke durch die Schüler ist Vorsicht geboten. Der Lehrer oder Rektor, auch der Geistliche, weil diese das Kind kennen, sind dabei unentbehrlich. Ihnen wird es öfter gelingen, einem Schüler törichte, vermessene Wünsche auszureden. Wie viele wollen heute, von dem glänzender erscheinenden äußeren Los gelockt, Kaufmann werden! Sie übersehen aber, daß ernste Arbeit, ein kluger Kopf und zielbewußtes Streben dazu gehört, und daß eine flotte Handschrift nicht genügt, um etwas zu erreichen. Oder ein Junge will gern Musiker, Lehrer, Beamter werden; vielleicht schläft gar das Sehnen nach etwas Höherem und Reinerem in ihm, er fühlt Künstlerblut in seinen Adern; der Vater lacht ihn aus, verweist ihn in die rauhe Wirklichkeit, oder — was oft noch schlimmer ist — er überschätzt das Talentchen seines Sohnes, billigt den Entschluß und besiegelt damit meist dessen Unglück. Da ist ein freundlicher Mahner und Berater am Platze, der dem Jungen zeigt, daß wahre Kunst etwas Hohes und Herrliches, aber doch nur wenigen Auserwählten Vorbehaltenes sei, daß aber sein Talent, wenn es auch nicht zum Hauptberuf ausreiche, doch gehegt und gepflegt werden müsse, und daß es ihm gerade dann an Sonntagen und zu Festeszeiten reine Freude zu bieten, ihn über die Umgebung innerlich hinwegzuheben imstande sei.

Wenn die Berufswahl auf diese Weise zu einer ernsten Lebensfrage gestempelt wird, die sie doch in der Tat ist, dann werden sich die Fälle falscher Berufswahl mit ihren traurigen Folgen vermindern, zum Glücke der Jugend, aber auch zum Segen der Berufe selbst und damit zum Segen des Mittelstandes, der für die Macht und die Kraft des Staates wie für den inneren Frieden von so hervorragender Bedeutung ist.

Das untadelige Präsidium.

Von Fritz Bley, Berlin.

Am 4. Juni trat der Reichstag wieder zusammen, nachdem in der Pfingstpause sein Präsident Dr. Johannes Kämpf im Alter von 76 Jahren nach Monaten schwerer Krankheit das Zeitliche gesegnet hatte. Er war, als er 1903 als Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei in den Reichstag eintrat, kein Neuling mehr im politischen Leben. Als Sohn eines Gymnasialdirektors am 18. Februar 1842 zu Neuruppin geboren, hatte er sich früh realen und, wie der Berliner sagt, reellen Dingen zugewandt, war Kaufmann geworden, zum Bankfach übergetreten und im Alter von 29 Jahren Direktor in der Bank für

Handel und Industrie geworden, aus der er infolge eines Augenleidens 1899 ausschied. Sein großes Vermögen und sein Einfluß als Aufsichtsratsvorsitzender in zahlreichen Aktiengesellschaften gestatteten ihm, die Bestrebungen seiner Partei erfolgreich zu unterstützen, und den Überlieferungen des Berliner Kommunal-Freisinns folgend war er schnell vom Stadtrat zum Stadtältesten, vom Präsidenten der Ältesten der Kaufmannschaft zu dem des deutschen Handelstages aufgerückt. Im Reichstage war er zur Zeit des Bülow-Blockes 1907 erster stellvertretender Präsident, legte dies Amt nach einem Zusammenstoße mit dem Sozialdemokraten Ledebour nieder, wurde aber nach einer Vertrauenskundgebung des Hauses mit großer Mehrheit wieder gewählt.

Bei einer Feier, die von den Ältesten der Kaufmannschaft am 9. Juni in der Aula der Handelshochschule, einer Lieblingsschöpfung des Verstorbenen, veranstaltet ward, hat Prof. Dr. Axt in seiner Gedenkrede die Lebensschicksale des Verstorbenen durch die Tatsache gekennzeichnet, daß ihm, dem Sohn eines Achtundvierzigers, der Kaiser, die Rechte entgegenstreckend, gesagt habe: „Ich kenne keine Parteien mehr".

Seit jenem Augusttage und dem schönen Aufwallen des Geistes von 1914 haben die Parteien sich recht sehr zum Schaden des Vaterlandes und des deutschen Volkes bemerklich gemacht, und auch der nun in Frieden ruhende Reichstagspräsident hat diesen neuen Geist zu spüren bekommen. Bei aller Schicksalsverbundenheit mit der Partei der demokratischen Millionäre steckte in ihm doch als Rest von dem guten alten Berlinertum ein gesundes Stück preußischer Ordnungsliebe, das ihn ja auch schon 1912 in starken Gegensatz zu der bereits damals herrisch auftretenden Sozialdemokratie brachte. Sie war mit 110 Mann als stärkste Fraktion in den Reichstag eingezogen. Sie konnte den Anspruch erheben, den Präsidenten zu stellen, verzichtete aber darauf und erklärte, sich mit einem stellvertretenden Präsidenten zufrieden geben zu wollen. Da eine Einigung mit den anderen Parteien über die Stellung zum Empfange durch den Kaiser nicht zu erzielen war, ging die Sozialdemokratie auf eigene Faust vor und forderte Bebel als Präsidenten und Scheidemann als ersten stellvertretenden Präsidenten. Bei der Wahl vom 9. Februar 1912 wurde aber Spahn (Z.) mit 196 Stimmen zum Präsidenten gewählt gegen Bebel, der 175 Stimmen erhielt. Bei der Wahl des ersten stellvertretenden, sogenannten Vize-Präsidenten, siegte Scheidemann über den Konservativen Dietrich mit 188 gegen 174 Stimmen und zum zweiten „Vize-Präsidenten" wurde Herr Geheimrat Paasche gewählt.

Herrn Spahn und schließlich unter dem Drucke des Unwillens der Nationalliberalen auch Herrn Paasche wurde es in der Gesellschaft dieses ersten Vizepräsidenten denn doch zu ungemütlich, zumal die Presse so mitleidlos war, an Herrn Scheidemanns Rede vom 10. Dezember 1909 zu erinnern, in der er sich dagegen verwahrt hat, daß er Vertrauen in ein Königswort setze:

„Ich kenne die preußische Geschichte gut genug, um zu wissen, daß der Wortbruch sozusagen zu den erhabensten Traditionen des in Preußen regierenden Hauses gehört."

In Erinnerung an diese Schmach fegte der Unwille des Reichstages — „eine wütende reaktionäre Hetze" nannte es am 27. Mai dieses Jahres die Berliner Judenpresse — dies Präsidium hinweg: am 12. Februar legte Peter Spahn sein Amt nieder, und nach bemerkenswertem Zögern folgte ihm am 14. Herr Geheimrat Paasche. Als allein übriggebliebener Präsident leitete Herr Scheidemann die Neuwahlen, aus denen Kämpf als Präsident und Dove als Vizepräsident hervorgingen. Als dann am 8. März die geschäftsordnungsmäßig notwendige Neuwahl stattfand, unterlag Scheidemann gegen Paasche mit 155 gegen 197 Stimmen.

Alle drei Präsidenten waren somit aus zwei einander eng verwandten Gruppen gewählt. Diesen Zustand hat die Linke stets und von ihrem Standpunkte aus mit Recht als eine Absonderlichkeit empfunden. Und zu der gleichen Auffassung muß auch das unbefangene geschichtliche Urteil kommen. Die Wahlen von 1912, aus denen dieser Reichstag hervorgegangen ist, standen unter dem verheerenden, offenbar von sehr weitblickender politischer Berechnung geleiteten Einflusse einer beispiellosen Verhetzung. Nicht umsonst hat der gesunde Mutterwitz des Volksmundes sie „die Juden-Wahlen" genannt. Jener Frankfurt-Berliner Geist, der bei den Zabernschen Krawallen sich als Generalstab der Heeresfeindschaft fühlte und betrug, hat schon in den garstigen Hetzereien und Dummpfiffigkeiten des Wahlkampfes „das werktätige Bürgertum" gegen die Parteien aufgerufen, die bis dahin das Rückgrat der preußisch-deutschen Politik gebildet hatten. Die Verteidigung der Vorgänge von Metz durch diese Judenblätter zeigt auch jenen, die noch 1913 blind für diese Zusammenhänge waren, heute ihr Gorgonengesicht. Es war und bleibt ein Skandal, daß dieser unter inzwischen so vollständig veränderten Verhältnissen gewählte Reichstag nach Ausbruch des Krieges nicht sich auf die dringlichsten Staatsnotwendigkeiten beschränkte, sondern sich anmaßte, im Rücken des kämpfenden Volkes der Reichs- und Heeresleitung Bahn und Ziel zu weisen. Und deshalb blieb es hoch bedauerlich, daß nicht die in Wahrheit zumeist verantwortlichen Parteien das entsprechende Präsidium stellten.

Gewiß: von der vollen Schwere des Vorwurfes, dem Vaterlande die Heeresrüstung verweigert zu haben, die zur Führung des für jeden Unbefangenen unvermeidlich erscheinenden Krieges unbedingt notwendig war, ist auch die Rechte nicht ganz zu entbinden. Sie hat sich mehr als billig verleiten lassen von den unmöglichen Verständigungsbestrebungen der Bethmannschen Politik und doch auch wohl von der im heutigen Parlamentsbetriebe allzuviel Wert beanspruchenden Parteitaktik und Nachgiebigkeit gegen Volksstimmungen. Aber in erster Hinsicht trifft doch die Parteien der zabernden Lohe die Verantwortung dafür, daß unsere Ersatzreserve unausgebildet geblieben war und infolgedessen die Oberste Heeres-

leitung gezwungen gewesen ist, die Marneschlacht abzubrechen. Wir wissen heute, daß dieser verhängnisvolle Führerentschluß gefaßt ist, weil Hindenburg noch nach der Schlacht von Tannenberg sich Rennenkampf gegenüber in allzu starker Minderheit fühlte und eine Verstärkung von zwei Armeekorps fordern mußte. Die Erfüllung dieses Ansuchens war nur möglich durch Abgabe der Heeresreserve, was dann Veranlassung gegeben hat, trotz der glänzenden Siege von Kluck und Bülow die Schlacht abzubrechen. Wenn man bedenkt, welche geschichtlich beispiellos dastehenden Kämpfe dazu gehört haben, um nach Niederringung der Russen nun endlich zu der ursprünglichen Aufgabe im Westen zurückzukehren, und wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine Million Freiwillige sich gemeldet haben und daß drei Armeekorps mit insgesamt 120000 Mann hingereicht haben würden, um jene schicksalsschwangere Erschwerung des Kriegsplanes zu verhüten, so sollte man meinen, daß der Reichstag, den diese Verantwortung trifft, in Scham vergehend sich auf das Allernotwendigste beschränkt haben müßte.

Das genaue Gegenteil haben wir erlebt, und auch dem jüngst zur Ruhe bestatteten Johannes Kämpf ist wohl zum Bewußtsein gekommen, wie wenig der Geist von 1914 in Wahrheit seinen Ausdruck in der Mehrheit dieses Reichstages gefunden hat und finden konnte. Nicht immer ist es ihm leicht gefallen, trotz seiner hohen Jahre und fast bis ans Ende auf verantwortungsvollem Posten den Staatsnotwendigkeiten Rechnung zu tragen. Aber er hat mit dankenswerter Klarheit die Geschäfte geführt, und auch die Gegner mußten ihm an der Bahre bezeugen, daß er an der Spitze der Volksvertretung bemüht gewesen ist, ein gutes Beispiel des Mutes und des Vertrauens in unsere Zukunft und somit des zielbewußten Ausharrens zu geben.

Sein Andenken kann nicht besser geehrt werden als durch Hinweis auf das Wort, das er am 22. November 1914 seinem süddeutschen Parteigenossen Herrn Konrad Hausmann geschrieben hat: „Wir wollen siegen; wir wollen die Gegner niederschlagen und kleiner machen!“ Und nicht minder sollen ihm die Kriegszielworte unvergessen sein, die er vor vier Jahren geschrieben hat:

„Wenn bestimmte Absichten nicht geraume Zeit vor Friedensschluß aufgestellt und aus der Erkenntnis der Gesamtlage heraus von den breiten Schichten akzeptiert und gebilligt oder ins Bewußtsein und den Willen des Volkes aufgenommen werden, so ist nachher eine Verworrenheit fast unausbleiblich.“

Das war gerade aus dieser Feder die vernichtendste Kritik der dann einsetzenden Bethmannschen Politik! Es ist daher verständlich genug, daß der „Vorwärts“ als Helfershelfer Bethmanns und Mitschuldiger der im Verzichtsfrieden vom 19. Juli 1917 zum Ausdrucke gekommenen Auffassung in seiner herzig-sinnigen Weise dem Toten über das Grab hinaus eins auszuwischen sucht. Er läßt sich von „einem genauen Kenner der Verhältnisse im Reichstage“ schreiben:

„Das Volk will einen energischeren Reichstag, und darum soll sich die Energie seiner Präsidenten nicht fast ganz im Polizeisinne nach innen betätigen. Die kleinen

Anfragen zum Beispiel sind nicht dazu eingeführt worden, damit auf keinen Fall die antwortenden Regierungsleute durch Ergänzungsfragen in Verlegenheit gebracht werden können. Und die Würde des Präsidenten leidet, wenn ihr Inhaber stets den Direktor als Einbläser braucht, wenn er selbst nicht zu hören ist, und wenn er sich von Parteileidenschaft dazu hinreißen läßt, unbequeme Meinungen unterdrücken zu wollen. Der Reichstagspräsident darf nichts vom Polizeidiener haben; je schärfer außen der Druck der kriegsabsolutistischen Gewalten, desto gesicherter muß drinnen die Redefreiheit sein. Der Präsident muß schon durch sein Ansehen der Würde der Volksvertretung Ausdruck geben. Und er darf nicht allen und jeden Humors ermangeln. Der ist in kritischen Situationen mehr wert als Schulmeistermanieren."

Die in diesen Zeilen versteckten Bosheiten an der Bahre des Reichstagspräsidenten werden in den Augen jedes Billigdenkenden der beste Lorbeerkranz sein, der dem Dahingeschiedenen gewunden werden konnte. Aber für die Demokratie ist es bezeichnend, daß das „Berliner Tageblatt" diese an dem von allen Seiten hochgefeierten Fortschrittsmanne geübte Kritik keineswegs empört zurückwies und dem „Vorwärts" darin zustimmte, daß es bei der Wahl des Reichstagspräsidiums darauf ankomme, „für diese Posten Abgeordnete zu finden, die ihrer Aufgabe gewachsen sind, ein starkes Rückgrat haben und in jeder Richtung untadelig dastehen."

Dies untadelige Reichstagspräsidium haben wir nun vor uns, und zwar in dem Zentrumsmanne Herrn Konstantin Fehrenbach als Präsidenten und den einander auf Grund eines Beschlusses gleichgestellten Vizepräsidenten, deren Zahl auf drei vermehrt ist, nämlich dem Fortschrittler Dove, dem Nationalliberalen Paasche und zuletzt aber nicht zu vergessen Herrn Philipp Scheidemann.

Offenbar in Übereinstimmung mit dem letzteren stellt der „Vorwärts" dem neuen Präsidenten sehr im Gegensatze zu dem verstorbenen das Zeugnis aus, daß er unstreitig einer der eindrucksvollsten und redegewandtesten Sprecher des Reichstages sei, wenn auch sein Pathos zuweilen hart ans Theatralische streife.

„Bekannt ist sein temperamentvolles Auftreten in der Zaberner Angelegenheit, das ihm die Konservativen heute noch nicht verziehen haben. Politisch gehört er dem mehr demokratischen Zentrumsflügel an, wobei seine Demokratie allerdings stark durch sein klerikales Empfinden beeinträchtigt wird. Er steht Erzberger nahe."

Sinngemäß bekundet auch Herr Konrad Hausmann im „Berliner Tageblatte" seine Zufriedenheit:

„Die Wahl hat zu einer politischen Selbstcharakterisierung geführt. Fehrenbach-Dove-Scheidemann, die drei höchstgewählten Vertreter des Hauses im neuen Präsidium sind eine richtige Verkörperung der Reichstagsmehrheit. Die Wahl des bisherigen Abgeordneten Paasche dokumentiert die loyale und rücksichtsvolle Absicht der Mehrheit, die nationalliberale Partei nicht von der Geschäftsführung auszuschließen."

Diese etwas geringschätzige Behandlung des Herrn Paasche ist insofern nicht ganz verständlich, als dieser sich doch redliche Mühe gegeben hat, das Wohlwollen der maßgebenden Männer zu erwerben. Sein Versuch einer Ehrenrettung des Herrn Erzberger bei Gelegenheit jener des von der Verzichtsmehrheit hoch-

verehrten Staatssekretärs v. Kühlmann war von dem in den nationalen Herzogsmantel gehüllten Herrn Paasche ein ungemein starkes Wagestück. Und es ist nicht hübsch von dem auf der Höhe des Weltbewußtseins stehenden Herrn Hausmann, dies so schnöde zu verkennen.

Auch Herr Scheidemann verleugnet in einer für Nichtdemokraten kaum verständlichen Weise seine bezeichnendsten Charaktereigenschaften: er geht zu Hofe! Allerdings hofft er nach dem „Vorwärts" vorläufig noch, daß dies nicht nötig sein wird. Denn:

> „Von der erfolgten Wahl des Präsidiums wird bekanntlich dem Kaiser Mitteilung gemacht. Ob sich daran diesmal auch ein Empfang knüpfen wird, ist zum mindesten zweifelhaft, da die Wahl nicht zu Beginn einer Legislaturperiode stattgefunden hat. Vielleicht ist also die ganze Frage hinfällig."

Andererseits weist sein Blatt verschämt darauf hin, daß auch andere demokratische Erlkönige schon den Hof mit Müh' und Not erreicht haben — auf die Kehrseite dieser Angelegenheit einzugehen, liegt zum Glücke bisher kein Anlaß vor.

Zu den ersten Sorgen des neuen Präsidiums scheint es zu gehören, sich auch in der sonst von demokratischer Seite so arg geschmähten „Repräsentation" untadelig zu erweisen. Trotz der Not des Mittelstandes und der Lasten des Reiches werden die Spesen des Präsidenten beträchtlich erhöht und Herr Fehrenbach hat dem Vertreter eines „Abend"-Blattes die Erhöhung damit begründet, daß wohl in den letzten Kriegsjahren der Präsident geringere Spesen gehabt habe, aber in den Friedensjahren werden sie sich wesentlich erhöhen, besonders da größere Reisen nach den verbündeten Staaten, so auch nach Konstantinopel notwendig sein dürften. Man sieht, wie er sich als Reichsregent und Träger der Außenpolitik fühlt. Um so bezeichnender ist, was er in seiner Antrittsrede für sich in Anspruch nimmt.

Er weist darauf hin, daß in einer gedankenreichen Rede an der Bahre des verstorbenen Präsidenten der Prediger den Satz ausgesprochen habe: „es möge als Nachfolger Kämpfs auf den Präsidentenstuhl kommen wer da will, aber die Hoffnung wolle das deutsche Volk haben, daß der Geist unter Kämpf, der Geist des 4. August 1914, mit seinem Körper nicht aus diesem Hause hinausgetragen sei". Herr Fehrenbach betont, daß der Geist, der in dieser Zeit in diesem Hause gewaltet hat, der Geist des 4. August 1914 auch fernerhin hier walten wird.

In dem hohen Hause am Königsplatze hat er mit dieser Gleichstellung des Geistes der Opferfreudigkeit vom 4. August 1914 und der Verzichtsmehrheit vom 19. Juli 1917 keinerlei Widerspruch gefunden. Aber höchst bezeichnenderweise hat wenige Tage darauf in der Sonntagstagung der Fortschrittlichen Volkspartei der Abgeordnete Fischbeck diese Reichstagsentschließung mindestens für die Zukunft preisgegeben:

„Wir wollen keinen Eroberungsfrieden, aber wir wollen auch keinen Verzichtfrieden, wir wollen aber einen Sicherungsfrieden, den wir brauchen für unser Leben und unsere Entwicklung. Wir verzichten auf nichts und haben niemals, auch in der Resolution vom 19. Juli, auf irgendetwas verzichtet."

Was Herr Fischbeck zur Beschönigung dieses tatsächlichen Rückzuges und sehr im Gegensatze zu Herrn Scheidemann, der auf seiner Forderung besteht, des weiteren ausführt, insbesondere seine überhebliche Ablehnung jeder Gemeinschaft mit den Alldeutschen und der Vaterlandspartei, ändert nichts an der Tatsache eines an sich mit Dank zu begrüßenden Einlenkens und birgt somit in sich das Eingeständnis des begangenen Fehlers. Daß von Herrn Fischbeck und seinen Freunden ein offenes mutvolles Bekenntnis in dieser Hinsicht nicht zu erwarten war, kann nicht überraschen, denn allzu viel haben sie mit jener Verzichtsentschließung vom 19. Juli 1917 am Vaterlande gefrevelt.

Man vergegenwärtige sich, daß, während wir jetzt im Endkampfe gegen unsere westlichen Feinde stehen, in London und Washington wiederum und wie gewöhnlich in Übereinstimmung über deutsche „Friedensoffensiven" gesprochen werden konnte; immer wie üblich mit der Unterstellung, daß diese Friedensangebote aus dem Bewußtsein der deutschen Schwäche heraus bestimmt seien, den Zusammenhalt zwischen den Mächten der sogenannten Entente zu lockern. Und ferner vergegenwärtige man sich, daß die Kundgebung vom 19. Juli 1917 bei dem Auslande unweigerlich einen Rückschluß entweder auf internationale Machenschaften, oder im günstigsten Falle auf einen vollständigen Mangel an politischem Sinne der Reichstagsmehrheit nahelegen mußte. Und ferner vergegenwärtige man sich, daß mindestens dem Auslande nicht die Zusammenhänge verborgen geblieben sein können zwischen Herrn Wilsons Predigten, der Papstnote, der Politik des Hauses Parma-Bourbon, zwischen der in dem Kaiserbriefe zum Ausdrucke gelangten Elsaß-Politik und dem merkwürdigen Vorschlage des Herrn Scheidemann von einer französisch-deutschen „Grenzberichtigung"! Danebenher läuft dann die Beobachtung von der Übereinstimmung der amerikanisch-englisch-österreichisch-ungarischen Friedenspolitik mit den Enthüllungen des Herrn Matthias Erzberger, die zu der unseligen Reichstagsentschließung vom 19. Juli 1917 geführt haben. Und im Hinblicke darauf, daß es die Absicht des Prinzen Sixtus gewesen ist, mit der französischen Fassung des Kaiserbriefes in Frankreich den Eindruck zu erwecken, daß er den kaiserlichen Schwager veranlaßt habe, seinen Einfluß auf Berlin zu einem für Frankreich günstigen und womöglich ruhmvollen Frieden geltend zu machen, um gegenüber dem verbrauchten Ansehen der Republik das des Hauses Bourbon in neuem legitimistischem Glanze erstrahlen zu lassen, nehmen sich doppelt unangenehm die geheimnisvollen Andeutungen des Herrn Erzberger vom Juli 1917 aus, daß man auf die Bundesgenossen gerade in Beziehung auf das Kriegsziel Rücksicht nehmen müsse.

Und umso verständlicher erscheint die an sich merkwürdige Keckheit, mit der Herr Erzberger dem Reichskanzler ins Gesicht geleugnet hat, in Wien gewesen zu sein!

Dazu vergegenwärtige man sich das, was alles am 25. Februar 1918 sich zugetragen hat! Nachdem die Hungerfriedensmehrheit ihre Friedensentschließung in die Welt gesandt hatte, sind im August 1917 nach einer, der Agence Havas zufolge vom Grafen Revertera als Vertreter des Grafen Czernin am 25. Februar 1918 dem französischen Major Armand zu Freiburg in der Schweiz überreichten, eigenhändigen handschriftlichen Note „Vorbesprechungen angeknüpft worden zu dem Zwecke, von der französischen Regierung im Hinblick auf den künftigen Frieden Vorschläge an die Adresse Österreichs zu erhalten, die geeignet wären, von Österreich bei der Berliner Regierung unterstützt zu werden".

Und ferner: am 25. Februar wurde diese Note Czernins durch Revertera überreicht. An genau demselben Tage trat der Reichskanzler Graf Hertling mit besonderer Wärme für eine „Friedensaussprache im kleinen Kreise" ein und erklärte unter ausdrücklicher Berufung auf die Papstnote, daß „wir nicht daran denken, Belgien zu behalten".

Und Herr von Payer hielt an demselben 25. Februar seine unbezeichenbare Rede, in der er gegen alle Diejenigen wetterte, die immer noch an den deutschen Sieg glauben und sich dafür getrost von Herrn Scheidemann Narren schelten lassen wollen.

Wenn nach Herrn Fehrenbachs Versicherung der Geist des Reichstages von heute der des Reichstages vom 4. August 1914 gewesen sein soll, so mag das gelten im Hinblick auf das unerhörte Unrecht, das Herr v. Bethmann Hollweg am deutschen Volke begangen hat mit seinem Worte vom Unrechte an Belgien, das wieder gutgemacht werden müsse. Während ihm doch die Tatsache unseres Einmarschrechtes in die Festungen des Vertrages von 1839 hätte bekannt sein müssen! Aber in allewege nichts zu tun hatte diese Bethmannsche Politik, als deren Fortsetzung die des Reichstages sich bisher dargestellt hat, mit der hingebungsfreudigen Opferwilligkeit unserer Jugend und ihrer Hoffnung auf ein starkes und glückliches Vaterland als Erfüllung der preußisch-deutschen Geschichte!

Der Geist vom 4. August forderte den Verzicht auf jeden Parteistandpunkt zugunsten des Vaterlandes. Die Sozialdemokratie hat nicht in die dargebotene kaiserliche Hand durch einen der Ihrigen einschlagen lassen; sie hat auch tatsächlich nicht sich bedingungslos unter die Forderungen der Notwendigkeit gebeugt. Vielmehr ist ihre Politik von Anfang an ein Geschäft auf Abschlagszahlungen gewesen — von ihrer Haltung in der Streikfrage ganz zu geschweigen.

Bei dieser Sachlage ist die Wahl des Herrn Scheidemann eine Herausforderung des kämpfenden und blutend siegenden Heeres und die Zusammensetzung des Präsidiums wird nicht verfehlen, wie ein greller Anklebezettel auf das Ausland zu wirken und sinkende Hoffnungen neu zu beleben!

Über völkische und politische Entwickelungen und Zustände im Osten des deutschen Siedelungsgebietes.

Von Prof. Fritz Braun, Deutsch-Eylau.

Niemand hätte vor ein paar Jahren geglaubt, daß die Stromgebiete der Weichsel, des Njemen und der Düna in Kürze die Gedanken unserer Landsleute so viel beschäftigen würden, wie das heute der Fall ist. Der lettische Bauernaufstand, der zu Beginn unseres Jahrhunderts die Stellung der deutschen Volksbestandteile in den russischen Ostseeprovinzen schwer erschütterte, veranlaßte wohl ein paar Aufsätze in unseren Zeitungen, die der Deutsche im Reich las und mit dem Gefühl beiseite legte, daß ihn das alles, im Grunde genommen, herzlich wenig angehe. Der Burenkrieg und der große Waffengang in Ostasien dünkte ihm zumeist viel wichtiger als alle Umwälzungen in jenem Küstenland der Ostsee, das doch in früheren Jahrhunderten die Gedanken manches deutschen Kriegers und Kaufmanns beschäftigt hatte.

Nicht allzuviel Teile Europas haben sich in völkischer und kultureller Hinsicht seit tausend Jahren so gründlich verändert wie Nordostdeutschland; finden wir doch heute den politischen Mittelpunkt des lebensvollsten und mächtigsten deutschen Staates in einem Gebiete, das damals nur eine dünne Bevölkerung wendischer Fischer und Bauern beherbergte. Dabei vollzog sich die Eroberung des ostelbischen Tieflandes nicht etwa in der Weise, daß die germanischen Sieger einen wenig zahlreichen bevorrechteten Stand bildeten, der die slavische Urbevölkerung wirtschaftlich ausnutzte, ohne ihr doch Sprache und Volkstum rauben zu können, sondern das ganze Land wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit so gründlich germanisiert, daß sich die slavische Urbevölkerung bald nur noch in versprengten Resten, hier im Sumpf, dort auf unfruchtbaren Moränenzügen, feststellen ließ.

Vergleichen wir heute die Zustände an der Ostgrenze des deutschen Siedelungsgebietes mit den Verhältnissen an seinen westlichen Marken, so nehmen wir zwischen ihnen auffällige Unterschiede wahr. Während im Westen die Sprachgrenze zumeist so deutlich ausgeprägt ist, daß wir aus einem rein deutschen Dorfe in ein rein welsches gelangen und damit das deutsche Land endgültig verlassen haben, kommen wir in der Ostmark fast überall in Gebiete, wo Slaven und Germanen mit einander vermischt sind. Selbst dann, wenn wir annehmen, wir hätten die Sitze unserer Volksgenossen längst hinter uns gelassen, erreichen wir immer wieder solche Landschaften, wo die Siedelungen der beiden Völker in großen Räumen beinahe schachbrettartig verteilt sind; drängen doch die äußersten Vorposten unseres Volkes bis über den Dnjepr und die Narwa gen Osten vor.

Wenn wir uns über die Schnelligkeit wundern, mit der die Eroberung des ostelbischen Landes durchgeführt wurde, dürfen wir nicht vergessen, daß sie sich unter sehr günstigen Bedingungen vollzog. Der Annahme, städte- und wegelose

Gebiete mit dünner, kulturell tiefstehender Bevölkerung seien besonders schwer zu unterwerfen, dürfen wir nur dann beipflichten, wenn es sich darum handelt, sie in eine überwiegend militärische Organisation einzufügen, wie das dereinst bei den Angriffen der Römer auf unser Vaterland der Fall war. Dringt dagegen im Gefolge des Kriegers auch sogleich eine arbeitsfreudige Bauernbevölkerung vor, um das eroberte Land dem Pfluge zu unterwerfen, so verlieren Weglosigkeit und Einöde bald ihre Schrecken, weil das Land gleich nach der Eroberung ein anderes Gesicht erhält und die früheren Herren Gott danken müssen, wenn sie in abgelegenen Landesteilen von geringerer Fruchtbarkeit des Bodens ihr Dasein fristen dürfen.

Dabei kam den deutschen Eroberern auch der Umstand zustatten, daß das Land östlich der Elbe einen vergleichsweise schmalen und übersichtlichen Tieflandsstreifen zwischen dem Meer und dem Gebirge bildet. Allerdings erschien es so, als ob die Nachbarschaft eines so kraftvollen und regsamen Slavenvolkes, wie es die Böhmen waren, eine schwere Gefahr für die deutschen Ansiedler bedeuten müsse, aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die Tschechen in dem Bergrahmen ihrer Heimat, der ihnen vor äußeren Feinden wirksamen Schutz gewährte, auch ihrerseits wie in einem Gefängnis steckten.

Allerdings versuchten die slavischen Fürsten des Ostens dem Vordringen der Deutschen hin und wieder Schranken zu setzen, aber ihre Bemühungen mußten ohne dauernden Erfolg bleiben, denn die Kraft, welche die Deutschen ins Slavenland trieb, der Landhunger, welcher sich eines zahlreichen und verhältnismäßig straff organisierten Volkes bemächtigt hatte, war viel stärker als die kriegerischen Gefolgschaften der slavischen Fürsten, deren Völker politisch nicht reif genug waren, um zu erkennen, um was es sich in diesen Kämpfen in letzter Linie handelte.

Es versteht sich von selbst, daß die Stoßkraft der deutschen Eroberer um so geringer wurde, je weiter sie sich von der alten Heimat entfernten. Sie hätte vielleicht auch noch jenseits der mittleren Weichsel dazu ausgereicht, die dauernde Germanisierung des Landes vorzubereiten, wenn sich der Tieflandsstreifen zwischen Meer und Gebirge nach Osten zu allmählich verjüngt hätte. In Wirklichkeit ist aber gerade das Gegenteil der Fall. Zwischen Lübeck und dem Harz beträgt seine Breite nur 250 km, während wir von Kammin bis zu den Sudeten bereits 400, vom Samland bis zu den Karpathen 500 und vom Kap Domesneß bis zu den Ostbeskiden fast 900 km zurücklegen müssen. Das heißt aber nichts anderes als daß die Aufgaben, welche den deutschen Ansiedlern gestellt wurden, um so riesenhafter wurden, je mehr deren Kraft abnahm. Am klarsten würde diese Sachlage zum Ausdruck kommen, wenn eine von der Danziger Bucht nach den Sudeten gezogene Linie die Ostgrenze der geschlossenen Siedelung bildete und östlich davon jene spärliche Durchsetzung mit deutschen Ansiedlern anfinge, wie wir sie heute etwa zwischen dem Styr und dem Dnjepr finden.

Aber die deutschen Krieger und Bauern waren nicht willens, an der unteren Weichsel Halt zu machen. Als sie sich nicht mehr im Süden an den Gebirgswall anlehnen konnten, sahen sie sich gezwungen, einem nach Osten zu schmäler werdenden Siedelungsstreifen durch menschliche Maßnahmen jenen Schutz zu verleihen, auf den die deutschen Ansiedler angewiesen waren. Durch sorgliches Aufforsten wurden die Sumpfgebiete, die sich etwa längs der ostpreußischen Grenze hinziehen, in eine schier undurchdringliche Wildnis verwandelt. Diese bot dem Ordenslande einen mindestens ebenso guten Schutz wie ein Gebirge von mäßiger Kammhöhe. Deshalb durften die Wildnisbereiter der Kreuzritter ebenso gut als eine Grenztruppe wie als Forstbeamte bezeichnet werden.

Diesen Maßnahmen hatten es die Deutschen zu danken, daß noch im Stromgebiet des Pregels Tausende von km² zusammenhängende deutsche Siedelungsgebiete trugen. Hier erreichen wir aber auch schon die äußersten Marken geschlossener deutscher Siedelung, wenn auch der deutsche Ritter und der deutsche Kaufmann noch viel weiter gen Nordosten vordrangen. Sie hatten dabei einen Rückhalt weniger an den deutschen Nachbarn im Westen als an den seegewaltigen Handelsherren deutscher Zunge, deren Einfluß von der Küste aus weit ins Innere reichte, mit um so zwingenderer Gewalt, als die Stämme, welche dort siedelten, weder militärisch noch wirtschaftlich zu größerer Kraftentfaltung befähigt waren. Der Aufgabe, die lettisch-esthnische Bauernbevölkerung zur Grundlage eines in deutschem Geiste geleiteten Staatswesens zu machen, vermochte auch eine dünne Oberschicht von Rittern, Geistlichen und Kaufleuten zu genügen, aber trotzdem nennt Ernst Moritz Arndt die Memel mit Recht als die Nordostgrenze unseres eigentlichen Vaterlandes, denn ein wirkliches Stück deutschen Landes sind Livland und Estland trotz ihrer deutschen Städte, Kirchen und Schlösser nie geworden!

Ehe wir das Verhältnis der zwischen Weichsel, Narwa und Dnjepr siedelnden Völker zu einander und zu dem deutschen und russischen Nachbarn näher besprechen, tun wir gut, das Land, das ihre Herdstellen trägt, ins Auge zu fassen und dabei einen Umstand hervorzuheben, dessen Nichtbeachtung den Geschichtsschreiber wie den zeitgenössischen Politiker zu argen Irrtümern führen muß. Wir meinen die Tatsache, daß der Mittelpunkt dieses Gebietes, der etwa in die Gegend nordwestlich von Pinsk fallen dürfte, keine Landschaft bezeichnet, von der sonderlich starke politische und wirtschaftliche Wirkungen ausgingen. Dieser Punkt fällt ganz im Gegenteil in die gewaltigen Rokitnosümpfe und damit in einen fast unbesiedelten Erdraum, der Nord und Süd, Ost und West in sehr entschiedener Weise trennen mußte.

Der deutsche Zeitungsleser neigte im allgemeinen dazu, das Großrussentum viel zu nahe an der deutschen Grenze zu suchen, indem er politische und völkische Auswirkungen in ganz unzulässiger Weise gleichsetzte. Nur selten war sich jemand darüber recht klar, daß man von der Grenze Ostpreußens etwa 350 und von der

Schlesiens gar 700 km gen Osten wandern muß, um großrussische Siedelungsgebiete zu erreichen.

Allerdings gewähren uns diese an sich richtigen Angaben doch ein falsches Bild, weil wir die Weißrussen dabei einfach mit Stillschweigen übergehen. Aber gerade deren Bedeutung für das Allrussentum richtig einzuschätzen ist nicht leicht, denn einmal zeigte dieser russische Stamm, der dem litauischen Reiche dereinst seine Amtssprache schenkte, niemals eine bemerkenswerte politische Spannkraft, und zum anderen lähmten zeitweise die Weißrussen die Moskowiter mehr, als daß sie deren Macht vermehrt hätten, weil ein großer Teil von ihnen die kirchliche Oberhoheit des römischen Papstes anerkannte.

Daß man in Mitteleuropa sehr wenig von den Weißrussen zu hören bekam, hatte einen recht triftigen Grund, nämlich den ihrer verhältnismäßigen Bedeutungslosigkeit. Tun wir doch gut, die Geltung der Weißrussen weniger nach der Größe ihrer Heimat, die das rechtsrheinische Süddeutschland nicht unwesentlich übertrifft, als vielmehr nach ihrer Volkszahl einzuschätzen, die nicht allzuviel über fünf Millionen betragen mag. Außerdem waren ihre Wohnsitze, die im Südwesten von der großen Polesie, im Nordwesten von dem an Seen und Sümpfen so reichen Landstrich zwischen Wilna und Dünaburg begrenzt werden, zur politischen Betätigung eines kulturell tiefstehenden und wirtschaftlich ärmlich ausgestatteten Volkes nur wenig geeignet, um so weniger als im Osten keine natürliche Schranke den Einflüssen des übermächtigen Moskowitertums entgegenwirkte. Dessen Machtwille war aber durch die erfolgreiche Kolonisation der ursprünglich finnischen Länder und durch die Erfahrungen, welche die großrussischen Beamten als Schergen des tatarischen Großchans gemacht hatten, gewaltig gesteigert worden. Unter diesen Umständen war auch die Erhebung des Weißrussischen zur Amtssprache des großen Litauerreiches mehr eine Maßregel, welche von den litauischen Siegern aus praktischen Gründen vorgenommen wurde, als daß darin irgend eine kulturelle Überlegenheit des Weißrussentums zum Ausdruck gekommen wäre.

Um so eigenwilliger und entschiedener griffen dagegen die Litauer in die Geschicke unseres Erdraumes ein, doch trägt auch deren politische Betätigung ganz das Gepräge jener osteuropäischen Barbaren- und Halbbarbarenvölker, welche, wie die Tataren und Ungarn, wohl zu großen Staatsgründungen befähigt waren, aber kulturelle Leistungen entweder gar nicht oder erst nach Entlehnung fremder Kulturbestandteile zuwege brachten. Derselbe litauische Adel, dem es gelungen war, die kriegerische Kraft des Bauernvolkes so energisch zusammenzufassen, daß der Litauer Jagiello die polnische Krone auf sein Haupt setzen und den scheinbar so festgefügten Ordensstaat zertrümmern konnte, vermochte sich nach der Vereinigung Litauens und Polens seinen polnischen Standesgenossen gegenüber schlechterdings nicht zu behaupten. Die Enkel der Bauern, die auf Tannenbergs Flur, nach Parterart kämpfend, die Kräfte des Ordensheeres in so verhängnisvoller

Weise zersplittert hatten, mußten sich darein fügen, daß alle Herrensitze ihres Landes Hochburgen polnischen Wesens und polnischer Anmaßung wurden. Unter solchen Umständen zählten die Litauer später zu jenen russischen Fremdvölkern, denen es nicht möglich wurde, sich völkisch zu rechter Geltung zu bringen, da die Spannkraft des anspruchslosen Bauernstandes kaum zur Selbstbehauptung gegenüber dem polnischen Adel ausreichte.

Und doch leisteten die Litauer durch die Verschmelzung des Großfürstentums Litauen mit dem Königreich Polen dem Deutschtum mittelbar einen großen Dienst, weil dadurch der Schwerpunkt des polnischen Gesamtreiches nach Osten gerückt wurde und die Verteidigung gegenüber dem Moskowitertum für die Polen bald eine größere Bedeutung gewann als die Polonisierung westlicher Grenzstriche, umsomehr, weil die politischen Wünsche der Polen im wesentlichen befriedigt waren, als die Weichselschiffe den weißen Adler bis zur Mündung des Stromes tragen durften.

Außerdem mußte der Anschluß der Litauer an das Polenreich, mochte er auch im ersten Augenblick zur Vermehrung seiner kriegerischen Kraft beitragen, das Reich auf die Dauer schon darum schwächen, weil die Gründung weiträumiger Reiche nur dann von Segen sein kann, wenn ihr Kernvolk einen Grad in sich gefestigter Stärke besitzt, der den Polen niemals zu eigen war. Wie die Dinge lagen, mußte das raschanwachsende Polenreich jenen organischen Bildungen gleichen, die zu frühem Zerfall bestimmt sind, weil das geile Wuchern ihrer Zellen keine festen Gewebe hervorbringen konnte.

Man redet heutzutage immer wieder von der westlichen Orientierung der Polen und glaubt, der bloße Gebrauch dieser Phrase erbringe schon den Beweis dafür, daß das künftige Polenreich zum treuen Mitglied des mitteleuropäischen Staatenvereins bestimmt sei. Nun läßt sich ja nicht leugnen, daß jene Redensart einen gewissen Wahrheitskern besitzt, insofern als der römisch-katholische Glaube der Polen zwischen ihnen und den Moskowitern einen tiefen Graben zieht. Abgesehen von ihrer Religion gab es aber bis zum Untergang ihres Staates bei den Polen herzlich wenig, was ihnen den Anspruch verliehen hätte, als Westeuropäer zu gelten. Während Westeuropa im 17. und 18. Jahrhundert eine beispiellose Stärkung der Fürstenmacht sah, deren segensreiche Folgen der zurückschauende Geschichtsschreiber beileibe nicht unterschätzen darf, wurde das Königtum in Polen zu einem wahren Zerr- und Spottbilde. Und während dort der Bürgerstand zum Grundpfeiler des Staates wurde, sodaß ihn selbst ein Friedrich der Große, in der Einsicht, daß seine Arbeitsleistung die kriegerische Kraft des Staates erst begründe, mit unmittelbaren militärischen Anforderungen verschonte, gab es in Polen kaum eine Städteklasse, welche dem Typus der west- und mitteleuropäischen Provinzialstädte entsprach, aber desto mehr Zwergstädte, die eigentlich nichts weiter waren als Anhängsel der Branntweinschenken bevorrechteter Magnaten.

Wenn wir den Begriff tiefer fassen, dürfen wir von einer westeuropäischen Orientierung der Polen erst im 19. Jahrhundert reden. Erst dann erhielt das polnische Wirtschaftsleben Ähnlichkeit mit dem der westeuropäischen Länder. Die polnischen Magnaten machten sich allmählich die Erfahrungen der deutschen Landwirte zunutze; in der Nähe der deutschen Grenze wuchsen schier über Nacht ansehnliche Fabrikstädte aus der Erde, und in wenig Jahrzehnten ward ein polnischer Mittelstand geschaffen, der an die Stelle früherer Standesideale Gedanken setzte, in denen sich mehr und mehr ein Ideal völkischer Politik verkörperte. An diese Entwickelung der Dinge müssen wir denken, wenn von der westlichen Orientierung des polnischen Nachbarn gesprochen wird, sonst hat das klingende Wort keinen rechten begrifflichen Inhalt. Dieser westlichen Orientierung uns zu freuen, haben wir Deutschen aber so wenig Grund, daß sie im Gegenteil die schwerste Gefahr für unsere Ostmark bedeutet. Gewinnt das baltische Deutschtum an seinen Volksgenossen im Reich eine starke Stütze, so werden Letten und Esten sich nicht störrisch einer wirtschaftlichen und politischen Entwickelung ihrer Heimat entgegenstemmen, die ihnen unter allen Umständen fürs erste eine Besserung ihrer materiellen Lage bringen dürfte, und auch im Verkehr mit den Litauern bedarf es wohl nur eines selbst in deutschen Landen auffindbaren Maßes politischen Verständnisses, um bei weiser Unterstützung ihrer polenfeindlichen Bestrebungen ein freundnachbarliches Verhältnis mit den Deutschen zu erhalten, selbst dann, wenn in ihrem menschenarmen Lande ein paar Hunderttausend deutscher Bauern Land und Obdach finden sollten. Bei den Polen aber hat die wirtschaftliche Entwickelung eine solche Lage geschaffen, daß nur ein Träumer glauben könnte, dies leidenschaftliche Volk werde zu rechter Zeit Maßhalten und Entsagung üben.

Uns in Wahrsagungen über die Zukunft unserer östlichen Grenzgebiete zu ergehen, liegt um so weniger in unserer Absicht, als dies Geschäft zu den undankbarsten Aufgaben der Geschichtsforscher und Ethnographen gehört. Vielleicht glückte es uns, dem Leser ein klares Bild von den Voraussetzungen zu geben, mit denen der Politiker in diesem Erdraum zu rechnen hat. Damit hätte unsere Arbeit ein zwar bescheidenes, aber nützliches und sie vollauf lohnendes Ziel gefunden.

Die Erzlager von Longwy und Briey müssen wieder deutsch werden!

Daß unsere Friedensschlüsse im Osten nicht im Geiste Bismarcks zustande gekommen sind, wird allmählich auch dem verblendetsten Auge klar. Mit schönen Reden, lobpreisenden Begrüßungsartikeln und glänzenden Bahnhofsempfängen schafft man dem deutschen Volke kein Brot und kein Leuchtöl. Die Befreiung der rumänischen Juden enthebt uns leider nicht einer Kürzung der täglichen Mehlmenge, und ebensowenig wird die vorgebliche Neuordnung in der Ukraine unseren Bedarf an Fleisch und Leder zu decken vermögen.

Was Wunder also, daß sich in vaterländischen Kreisen seit langem der Wunsch regt, wir möchten bei den einstigen Friedensverträgen im Westen zu besseren Ergebnissen gelangen als bisher im Osten? Welcher Gestalt diese Wünsche sind, kennen wir zur Genüge aus der („verruchten") alldeutschen Presse. Aber nicht bloß die Leute um Heinrich Claß und seine Anhänger hegen solche Gedanken. Da ist mir neulich ohne mein Zutun ein Heftchen zugesandt worden, das die „Wiedereinverleibung der Eisenerzbecken von Briey und Longwy in das deutsche Reichsgebiet" fordert. Es nennt sich „ein geschichtliches Gutachten", ist mit vier erläuternden Kartenskizzen versehen und hat zum Verfasser einen „ordentlichen öffentlichen Professor der Neuen Geschichte" an einer großen westlichen Universität. Ostern dieses Jahres ward das Heftchen vollendet und gleich darauf „als Handschrift gedruckt", dies wahrscheinlich deshalb, weil es „im Auftrage" nahe beteiligter Industriegruppen entstanden ist. Ich habe daher gewisse Bedenken, öffentlich über die Sache zu schreiben. Da ich aber annehmen darf, daß dergleichen auch von anderer Seite geschieht, so mag hiermit nachstehende Inhaltsübersicht unseren Lesern zur gelegentlichen Beachtung empfohlen sein. Verfasser und Besteller aber bitte ich um geneigte Nachsicht, falls ich wider ihren Willen geplaudert habe.

Vorab bemerke ich noch, daß der Autor aus gut katholischer Familie stammt. Protestant und Alldeutscher ist er jedenfalls nicht. Daß er sich trotzdem als „Annexionist" oder „Reannexionist" erweist, ist um so erfreulicher für uns, um so schmerzlicher für die anderen. Gleich in den Eingangszeilen erfahren wir, daß „die Frage eines Wiedererwerbs von Longwy und Briey bereits vom wirtschaftlichen und geologischen Standpunkte aus geprüft worden ist." Es erscheint also durchaus gerechtfertigt, diese Frage nunmehr auch „geschichtlich in Kürze zu beleuchten." Unser Professor greift deshalb bis ins 10. Jahrhundert zurück, um die alte Grenze zwischen Deutschland und Frankreich festzustellen. Damals schloß unser Reich „das heutige Belgien, Nordfrankreich bis Cambrai und auch die Hügel- und Berglandschaft an der Maas und Mosel in sich. Einige Menschenalter lang stieß die Grenze an einer Stelle sogar bis an die Marne vor. Longwy und Briey lagen in beträchtlicher Entfernung hinter der Grenze auf deutschem Boden. Alle Sicherungsvorteile, die 1871 den Franzosen großmütig gelassen worden sind, waren jahrhundertelang in den Händen der Deutschen. Frankreich konnte gegen das Reich, solange unsere Nation stark und einig war, nicht aufkommen."

Leider sank unsere Macht unter den Kaisern aus verschiedenen Häusern merklich von ihrer früheren Höhe herab. Auch die Habsburger konnten oder wollten den Verfall gerade im Westen nicht aufhalten, wenngleich man ihnen nicht vorwerfen darf, daß „sie die Bedeutung der geschichtlichen Grenze" vergessen hätten. Der erste Einbruch in unser Gebiet gelang den Franzosen nicht vor 1552. Damals besetzten sie die Bischofsstädte Metz, Toul und Verdun, die solange gut deutsche Namen trugen. Im folgenden Jahrhundert raubte der „Sonnenkönig" uns Straßburg und das Elsaß, denen aber noch, sollten sie wirklich als „Ausfallspforte" gegen Deutschland verwendet werden, notwendig das Herzogtum Lothringen folgen mußte. Das geschah im Jahre des Unheils 1738, und es ist anziehend zu lesen, wie der Verfasser nicht bloß diesen „Handel", sondern auch den im Westfälischen Frieden und im Spanischen Erbfolgekrieg auf seine besondere Art und doch voll Kürze darzustellen weiß. Indessen war Longwy mit seinen Erzlagern schon 1697 französisch geworden, das „zu den Niederlanden gehörige Amt Diedenhofen gar schon 1659."

Im deutschen Volksbewußtsein ist ein gut Teil dieser Räubereien in Vergessenheit geraten. Die Erinnerung hat „sich sentimental nur an den Verlust des Elsaß mit seiner wunderschönen Hauptstadt geheftet und deren Wiedereroberung begehrt. Aber die Geschichte selbst spricht anders. Sie bezeugt, daß für das Machtverhältnis der französischen und der deutschen Nation zueinander auch das Hügel- und Bergland der oberen Mosel und Maas von wesentlicher Bedeutung war und ist. Dabei wurden von der älteren Staatskunst nur die strategischen Gesichtspunkte gewürdigt. Um eine sachkundige und ernsthafte Einschätzung der volks- und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkte in der Raumpolitik bemühten sich die innereuropäischen Großmächte erst in der jüngsten Zeit. Noch 1870 und 71 hat es, wie die Teilung des Lothringer Beckens zur Genüge beweist, ebenso daran gefehlt wie 1815, wo das Bergwerksgebiet zwischen Oder und Weichsel sogar unter drei Mächten aufgeteilt wurde." Für diese Vernachlässigung, (die als solche weder 1815 noch 1871 erkannt wurde), meint der Verfasser, werde „die deutsche Staatsleitung heute gestraft." „Unsere öffentliche Meinung ist gleichgültig gegen sie, wo sich nicht gar die Geister offen gegen ihre Berücksichtigung auflehnen. Da aber für uns die Notwendigkeit nicht zu verkennen ist, im harten wirtschaftlichen Wettbewerb mit England auch nach dem Kriege auszuharren, und da anderseits das französische Staats- und Wirtschaftsgebiet unserem entschlossenen und tüchtigen Nebenbuhler auf dem Weltmarkt dauernd durch ein Bündnis angegliedert zu werden droht, muß von uns nachgeprüft werden, ob wir im Falle eines glücklichen Kriegsausgangs ein weiteres Stück unserer einstigen Westmark von Frankreich zurückfordern sollen."

Das sind gewiß beherzigenswerte und mannhafte Worte, denen bei uns aus allen möglichen ethischen, politischen, völkerrechtlichen und sonstigen Gründen nicht immer das volle Gewicht beigelegt wird, die man im Gegenteil nur zu oft geradezu anzufechten und zu bestreiten liebt. Der Verfasser zeigt uns daher mit voller Deutlichkeit, wie die Franzosen selber über die „Reannexionen" denken, wie sie in solchen Fällen zu handeln pflegen — und, auch das lehrt die Geschichte, einstens des öfteren an uns gehandelt haben!

Zum Schluß wirft unser Professor noch die Frage auf, ob denn „das heutige Deutsche Reich als Rechtsnachfolger des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation angesehen werden darf?" Er bejaht diese Frage; gleichwohl möchte sie vielen als müßige Tiftelei erscheinen. Aber der Zweifel „ist deshalb von Bedeutung, weil das Herzogtum Lothringen unter dem alten Reiche verloren ging." „Bedauerlicherweise hat sowohl unsere Staatsrechtslehre wie unsere Geschichtswissenschaft unter dem Einflusse von wissenschaftlichen und parteipolitischen Tagesströmungen unseren Feinden die Begründung dieses Zweifels vielfach selbst geliefert." Wir sind eben gar zu gern bereit, uns vor der Außenwelt selbst ins Unrecht zu setzen. Hat es etwa der verflossene Reichskanzler von Bethmann Hollweg besser gemacht? Hat er nicht selber durch seine Bezichtigung vom 4. August 1914, ehe einer unserer Feinde daran dachte, gegen uns Zeugnis abgelegt, noch dazu ein falsches, wie sich bald genug herausgestellt hat? Aber dergleichen scheint bei uns zum Begriff „Kulturnation" zu gehören, und es ist daher doppelt dankbar zu begrüßen, daß unser Professor gegen diese und manch' ähnliche Unart des scheinbar unverbesserlichen „Michel Nebelheimer", wie Scherr den Deutschen getauft hat, so kräftig vom Leder zieht. Hoffentlich wirkt's! H. Seidel.

* *

Hindenburg als Volksmann.

Grundaufrührende Vorgänge der Geschichte lassen von ihrer Bühne mehr oder minder rechtzeitig die mittelmäßigen Persönlichkeiten verschwinden, die von jenen überrascht und überwältigt werden. Es erheben sich ungeahnte neue Führer, die die Verworrenheit meistern, die überlegenen und schöpferischen Kräfte an sich ziehn. „Bewußt und groß", wie Goethe von Blücher erkannte, dem ein Gneisenau zufrieden war, sich zuzuordnen. Von Cromwell führt die Reihe, in der auch Radetzky steht, bis zu Hindenburg. Schon diese kürzeste Nennung beweist gegen einen Satz der älteren Geschichtsphilosophie, daß dem Kriegsmann, dem siegreichen Heerführer der kurzlebigste populäre Ruhm beschieden sei. Er beruhte auf

der einseitig bevorzugten Betrachtung des klassischen Altertums, welches das den Völkern gemeinsame Verlangen nach starken mitreißenden Gestalten häufiger aus dem öffentlichen Leben zu befriedigen geeignet war. Geeigneter, als der neuere, in Frankreich geformte Parlamentarismus, der die wahre Öffentlichkeit mehr trübt und ermattet, als sie erzieherisch und bildend aufwärts führt.* Die begnügsame Selbstliebe oppositioneller Parteien sucht Namen der Ihrigen volkstümlich aufzubauschen, aber die Scheinerreichung ist dahin, sobald jene nicht mehr täglich in der Zeitung stehn. Was Bebel ein Nacherinnern der älteren Leute verschafft, war seine gemüthafte, noch so subjektive Männlichkeit. — Am fernsten der Politik des Dogmenstreits steht der Soldat. Das verkümmert am wenigsten ihm den selbstblickenden und nach Begabung vielseitigen Verstand, auf den er auch in der Uniform sein gesundes Recht behält. Eines, das auf den höheren Stufen der ihm anvertrauten Leistung auch zu freierer Verwendung entbunden wird. Ihm nahe in der Selbsterziehung zur lenkenden Menschenkundigkeit und zur unschematischen Behandlung des von steten Wetterwechseln bedingten Arbeitsfeldes steht der ansehnlichere Gutsbesitzer. Deshalb sind aus diesen zwei Berufsständen, nicht zuwenigst in der Vereinigung (Washington u. a.) bemerkenswert oft die Werkmeister der Geschichte hervorgegangen. Und die rechten Männer nach dem Sinn des Volkes, die dieses, indem es ja nicht nur aus den massierten Parteien besteht, selbständig bald oder etwa nach Hemmungen nur freudiger herausfindet.

Es hätte vielen Reiz, Hindenburg in seinen Aussprüchen eingehend mit Bismarck zu vergleichen. Bismarck ist sprudelnder an Gleichnissen und Bildlichkeit. Aber auch Hindenburg hat die plastischen Beifügungen zur Erwähnung von Personen und Erlebnissen, die Kunst der Veranschaulichung einer Landschaft mit wenigen Worten (z. B. der Brief vom 12. August 1870 über das Gelände von St. Privat), und geläufig ist die treffende Bildlichkeit des Ausdrucks auch ihm („Der Friede ist noch eine zu zarte Pflanze, um auf die Dauer Berührung zu ertragen"). Auffallend ist die stilistische Ähnlichkeit der mündlichen Stegreifrede, die Hineinkapselung lebhaft nachgeholter Belege, des scharfen Erinnerns, der bereichernden Nebenbemerkungen in den gleichwohl nicht davonirrenden, durchsichtig inhaltsvollen Satz. Der jugendliche Bismarck hat zweimal eine juristische Lebensbahn verlaufen, die er durch den Wall vorgesetzter Subalternitäten als für ihn entleidet und verriegelt empfand. Zu dem jungen Hindenburg äußert ein Kamerad die erhebende Vorstellung, an der Spitze eines Regimentes dieses gegen den Feind zu führen. Und der Leutnant v. Hindenburg gibt die durch ihre fehlende Pathetik vollwichtige Antwort: Für mich müßte es das Ganze sein.

Die Not der Politik hat aus dem Generalfeldmarschall seine staatsmännisch weitdurchdachten Beurteilungen und Vordeutungen herausgeholt, die zuweilen in eine höchste Spruchweisheit verdichteten Reden an die deutsche Nation, die in ihrer gesammelten Zusammenfassung erst in voller Höhe vor uns emporwachsen. Und der Titel des großen Volksmannes rechtfertigt sich, begleitend neben dem, was er dem Volkstum beschirmt und für dessen Zukunft schon bisher ermüht hat, schon äußerlich durch die denkbarste Mannigfaltigkeit öffentlicher Körperschaften und Berufsstände, die sich nicht nur mit dem Dank an ihn wenden. Mit der Treffsicherheit der achtsamen echten Herzensfeinheit versetzt sich dann da die jeweilige Antwort in ihre Empfänger, weiß ihnen noch wieder hinzuzusagen, hält nicht mit Rat und Meinung zurück, wenn eine gutsinnige Anforderung auch etwas seitab liegt. Den kriegssozialen Fürsorgegedanken eines Gerichtsvollziehers a. D. vermittelt er mit eigenen Ausführungen dazu an die zuständig höheren Zivilstellen, und zu einer als hocherfreulich von ihm anerkannten „Bewegung" äußert er danach aber auch, „Handlung" sei ihm noch lieber als Bewegung. Mit Blücherschem Zorn, doch gebändigterer Höflichkeit, trifft seine wache, selbsttätige Kritik die ganze Misere jener Bethmannschen Kriegsregierung in der Zuschrift über Vertrödeln und amtliche Bedenkensucht. Als der Berechtigtste mahnt er daran, daß das Volk willig gegen entschlußkräftige Amtsgewalten sei, solche gern habe und sich an ihnen zur Selbststärke aufrichte. — „Ein großes Ziel, an dessen Verwirklichung man Tag und Nacht denkt und arbeitet, erhält frisch. Man lebt unruhig, schläft weniger, ist immer

und unausgesetzt beschäftigt, arbeitet freudiger und hat keine Zeit älter zu werden."

„Hindenburg als Erzieher, in seinen Aussprüchen. Zusammengestellt von Paul Dehn" Leipzig, Theod. Weicher, 1918, 112 Seiten, in sehr hübscher, einbandartiger Heftung für 2 Mark. In diesem Buche findet man die persönlichste Erinnerung und Lehre, vaterländische Aufrichtung und Verheißung zusammen, die sich an den Erretter Deutschlands knüpft. Die Herausgeberarbeit des bekannten politischen und volkswirtschaftlichen Fachmannes ist, nach seiner bewährten Sorgfalt und klaren, geschickten Herrichtung, mustergültig. Sein biographisches Feinurteil erweist Dehn in der Mitberücksichtigung von kleinen, besonders auch älteren Federstrichen, deren Wesentlichkeit ein pedantischer Sammler übersehen haben möchte. E. Heyck.

*

Besprechungen.

Fridolin Einsam.

Es gibt Bücher, die uns in die Höhen reinen Glückes führen. Die uns lösen von aller Erdenschwere, daß wir mit seligen Wolken um den Glanz der Firnen schweben. Die uns für eine heilige Stunde begreifen lassen, daß Raum und Zeit nichts sind als endliche Begriffe, von endlichen Menschen geschaffen, vor Gott aber sind sie ein Nichts. Von einem solchen Buch muß ich euch reden. Eberhard König hat es geschaffen, „Fridolin Einsam" hat er es genannt. Diese Geschichte von einer Dichterjugend, in der alles Geschehen nach innen gewendet ist, wo alsdann das Leben in hohen Träumen geht, ist eine Offenbarung, die einer Dichterseele ward und von tiefster Schöpferkraft in restlose Gestaltung umgesetzt. Sie ist wie ein Stich von Albrecht Dürer oder eine Holzschnitzerei von Tilman Riemenschneider. Da ist kein toter Raum, keine leere Fläche geblieben, jedes Teilchen sprüht von Leben. Sie ist wie der Rosengarten selber in König Laurins Reich, von dem dieser Fridolin Einsam, der Schustersohn aus Tirol, träumt, nach dessen Mären seine jugendlich kühnen, schöpferischen Hände greifen. An Dürer und Riemenschneider gemahnt das Werk, vielleicht auch noch an Wilhelm Raabe, dessen Andenken es gewidmet ist und dem allein unter den Neueren jene wunderliche Fülle des Schauens verliehen war, an der wir einst, in längst verschollener Zeit, ach, so reich gewesen sind. Die ihr euch von dem lauten Treiben des literarischen Marktes schmerzhaft abwendet, flüchtet euch zu diesem Buch. Ihr werdet Deutschland in ihm finden, jenes immer gesuchte, immer geträumte, das doch nirgends und allerorten ist, wie alle Wahrheit Gottes. Wie Fridolin Einsam am Ende seiner kurzen Wallfahrt schmerzhaft-selig eingeht in König Laurins Reich, so wie der Berner, Held Dietrich, von dem er sang, auf der Himmelsbogenbrücke einreitet in das Reich des Ewigen, jene kühnste, das Letzte entschleiernde Vorstellung einer schaffenden Seele, da treten wir in das Land der Mystik, das deutschen Augen sich einst aufgetan, da sie das Letzte und Geheimste erschauten, das diese Welt der Sinne bewegt, nach dem wir alle suchend tasten. — Eine Kindesseele ist in diesem Buch enthüllt, eines Künstlers Seele, ehe sie wach geworden; etwas Seltenes, unter Hunderttausend erst von Einem Erlebtes. Und doch, in ihr liegt alles klar, stark und rein, was in den Hunderttausend verworren sich zum Lichte sehnt. Es sollte wohl keinen Vater und keine Mutter, es sollte auch keinen Erzieher geben, die nicht von diesem Dichter, der vor vielen mit der Kraft des Schauens begnadet ist, sich die Geheimnisse der Kindesseele weisen ließen. Wenn diese Dichtung Eberhard Königs in Deutschland von Hand zu Hand ginge, wollte ich glauben, daß die Läuterung der deutschen Seele im Kommen ist.

Wilhelm Kotzde.

Neuzeitliche deutsche Lyrik.

Die Teilnahme und Kauflust einer breiteren Schar deutscher Literaturfreunde beschränkte sich bei der lyrischen und lyrisch-epischen Dichtung — die immer eine ausgeprägtere poetische Nachfühlung erfordert — seit jeher fast ausschließlich auf die sogenannten Auslesen („Anthologien" lautet die fremdsprachige Gewohnheitsbezeichnung dafür.) Ein bedauerliches Zeichen fürwahr, wenn man vom Standpunkte der dichterisch Schaffenden die Sachlage bedenkt und dabei den Schluß zieht, daß durch die verhältnismäßig billigen, auf das Beste begrenzten und der Bequemlichkeit dienenden Auswahlsammlungen

der bescheidene Sinn für Einzelbände der Versdichtung noch mehr eingedämmt und damit dem Schaffensmut und der ihn bedingenden Fortentwicklung unserer Verskunst geschadet wird. Daß andererseits jedoch die Auslesen-Literatur, die nicht zuletzt auch Minderbemittelten einen stärkeren Einblick in den Reichtum der vielzügigen Verskunst ermöglicht, im Streben nach Herausstellung tüchtigster Leistungen einen kulturfördernden Wert darstellt, gibt ihrem Dasein und ihrer würdigen Ausbreitung volle Berechtigung. Daß gute Auswahlbücher der Versdichtung sogar eine Notwendigkeit sind, bestätigt schon der Erfolg einer Reihe gelungenster Darbietungen. Namentlich auf dem Gebiete der neuzeitlichen und jüngstzeitigen Lyrik, deren allseitige und sichere Nachfühlung ohne Übersichtsbände (wie wir die Auslesen hier nennen dürfen) selbst den am eifrigsten Bemühten und Kundigsten kaum möglich wird, kann man eine gute Auswahlgabe als starkes Verdienst bezeichnen. Ihre Wichtigkeit machte es selbstverständlich, daß in den letzten Jahrzehnten — die erst eigentlich die Blütezeit des „Anthologie"-Wesens wurden — zahlreiche Kräfte am Werke waren, die neben den Auswahlbüchern der Dichtung seit Goethe oder der gesamten deutschen Literatur auch Auslesen der Gegenwartskunst zu stellen suchten. Was davon jedoch über den Durchschnitt reichte und anerkennende Erwähnung verdient, kann man freilich an den Fingern einer Hand herzählen. — Den Rahmen der ausschließlich lyrischen Poesie unserer Zeit zog am besten, wenn auch etwas sehr knapp, Hans Bethge mit seinem Buche „Deutsche Lyrik seit Liliencron" (Verlag Hesse, Leipzig), das ja auch in guter Übersetzung von der akademischen Literaturgewalt Frankreichs als grundlegender Poetenspiegel verwendet wird. Weniger nach ästhetischen Werten wie Bethge hat Hans Benzmann seine erfolgreiche „Moderne deutsche Lyrik" (bei Reclam erschienen) bemessen. Nicht minder denn auf Herausstellung lyrischer Stimmungs- und Formvollendung kam es ihm auf die Berücksichtigung der verschiedensten Wesenheiten unserer Lyriker und das literargeschichtliche Bild ihrer Kunst an. Benzmanns reichhaltiger Band erschien zuerst 1903, dann in einer zweiten verbesserten Auflage 1907. Heute ist er in manchen bezeichnenden Punkten schon veraltet und bedarf dringend einer Neubearbeitung, namentlich hinsichtlich der jüngsten Literaturwandlungen. „Dem Benzmann" in vielem ähnlich (schon in der äußeren Anordnung und am merklichsten in der Bevorzugung gewisser Talente) ist die Sammlung „Deutschlands Dichter", die der junge begabte Lyriker Ernst Krauß soeben veröffentlichte.*) Sie bringt Proben rein lyrischer Kunst von etwa 150 jüngstzeitigen Dichtern und solchen Lyrikern, die — obgleich schon vor einer Reihe von Jahren dahingegangen und mit ihrem Gesamtwerke dem vorletzten Menschenalter angehörend — durch die Wirkung ihrer Dichtungen lebensfrisch in die Blütewelt unserer Tage hineinragen. In der Zahl der dargebotenen Stücke ist sie noch reichhaltiger als der Benzmannsche Band, auch offenbart sie eine strengere ästhetische Wertung denn dieser. Auf das volle literaturgeschichtliche Bild, das häufige Zuwiderhandlung gegen das persönliche Stimmungsgefühl bedingt, kommt es Krauß wenig an. Dem widerspricht auch nicht der Abschnitt mit den biographischen und bibliographischen Angaben, der der Auslese vorangestellt ist, und die besser in den Text zu verteilende Bildnisreihe, mit der das Buch beginnt. Vom völkischen Standpunkte aus mag man gewiß manches Unwillkommene und Verfehlte an der Auslese bemerken; doch das darf nicht geleugnet werden, von der ersten bis zur letzten Seite offenbart sich darin ein Herausgebertalent, dem hohe kritische Fähigkeiten eigen sind. Und dem, der zwischen dem Krauß'schen Bande und dem Benzmanns zu wählen hat, sollte es schon bezüglich der künstlerischen und dichterisch beseelten Ausprägung des zusammengetragenen Lyrikschatzes nicht schwer fallen, sich für die Sammlung von Ernst Krauß zu entscheiden. Sie wird ihm, sofern er nur einigermaßen Verständnis für das Echte und Bezeichnende deutscher Gegenwartskunst aufweist, auch die Unterschiede nahe führen, die sich vom Standpunkte der Rassengesetze aus erklären.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

*) 451 Seiten. 1.—25. Tausend. Verlag von Johannes M. Meulenhoff, Leipzig. Geb 2,50 Mk., in Prachtband 3,50 Mk.

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Deutſches Land und Volk.

++Löwis of Menar, K. v.: Riga. Kurzer geſchichtl. Führer. 37 S. 1.80

+Müller, E.: Statiſtiſches Handbuch f. Kurland u. Litauen. 226 S. 12.—

+Stahl, F.: Potsdam. Eine Biographie. 189 S. Geb. 5.50

Deutſche Geſchichte und Politik.

Gürten, H.: Um Deutſchlands Zukunft. Wir deutſchen Katholiken, d. Papſtnote u. d. deutſche Kriegsziel. 80 S. 1.40

++Kieſel, K.: Petershüttly. Ein Friedensziel in d. Vogeſen. 224 S. Geb. 8.—

Livland vor d. Entſcheidung. Rückblicke u. Ausblicke. Hrsg. vom Rigaſchen deutſch-evang. Notſtandskomitee. 144 S. 1.60

Schmied-Kowarzik, W.: D. Geſamtwiſſenſch. v. Deutſchtum ü. i. Organiſation. 96 S. 2.—

+Schulte, A.: Frankreich u. d. linke Rheinufer. 364 S. Geb. 12.—

Führende Deutſche.

Dehn, P.: Hindenburg als Erzieher in ſeinen Ausſprüchen. 119 S. 2.—

+Lorenz, L.: Luther im Urteil deutſcher Dichter u. Denker. 167 S. Geb. 2.70

Deutſche Kultur und Weltanſchauung.

Kräger, H.: Heilige Not. Reden an das deutſche Volk 1918. 136 S. 2.50

Matthias, Th.: Der deutſche Gedanke bei Jakob Grimm. 134 S. 2.50

Deutſches Wirtſch.- u. Geſellſchaftsleben.

Becker, O.: Die Regelung d. ausländ. Arbeiterweſens in Deutſchland. 129 S. 3.60

Cauer, P.: Walther Rathenaus ſtaatsbürgerl. Programm. Darſtellung u. Kritik. 72 S. 2.—

Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

Bartels, A.: Leſſing u. d. Juden. Eine Unterſuchung. 383 S. Geb. 10.—

Hoffmann, K.: Jacob Burckhardt als Dichter. 56 S. Geb. 2.25

Roethe, G.: Luthers Bedeutung f. d. deutſche Literatur. 48 S. 1.20

Sprengel, J.: Das Staatsbewußtſein in d. deutſchen Dichtung ſeit H. v. Kleiſt. 86 S. 2.80

Weſſelski, A.: Flämiſche Volkslieder. Deutſche Nachdichtung m. Singweiſen. 154 S. 5.—

Deutſche Erziehung u. Schule.

Bauer, H.: Die Pflege d. männl. Jugend. 107 S. Geb. 2.80

Deutſche Kunſt.

+Chodowiecki. Zwiſchen Rokoko u. Romantik, m. 76 Abb. 94 S. Geb. 2.80

+Dürer's, Albr., Zeichnungen. Hrsg. v. Willib. Franke. 112 S. Geb. 4.—

Piening, A.: Der Kunſtapoſtel Julius Meier-Graefe u. ſeine Parteigänger. 64 S. 3.—

+Waetzoldt, W.: Deutſche Malerei ſeit 1870. 101 S. u. 36 S. Abb. Geb. 1.50

Völkiſche Unterhaltungs-Schriften.

Braun, R.: Kämpfer. Stille Geſchichten aus d. Weltkriege. 112 S. Geb. 2.50

—, Kämpferinnen. Stille Geſchichten aus d. Weltkriege. 111 S. Geb. 2.50

Gillhoff, J.: Jürnjakob Swehn, d. Amerikafahrer. 297 S. Geb. 5.50

+Lübbe, A.: Deutſches Antlitz. Gedichte zu Bildniſſen Albrecht Dürers. 24 S. Geb. 3.50

Flämiſche Dichtung. Eine Auswahl in Urtext u. Überſetzung. Hrsg. v. W. Schölermann. 142 S. Geb. 3.—

mit + Abbildungen. ⌖ mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus der Arbeit des Deutschbundes

Gegr. 1894 v. Dr. **Fried. Lange.** / **Bundeswart: Prof. Langhans, Gotha.**

Stellvertr. Bundeswart: Geh. Baurat Wanckel. **Bundeskammer:** Staatsanwaltschaftsrat Spatz, Vors., Prof. Ad. Bartels, Sanitätsrat Dr. Behm, Regierungsrat Gerstenhauer, Oberlehrer Dr. Heil, Postrat Heinecke, Kriegsgerichtsrat Dr. Reuter, Oberlandesgerichtsrat Geh. Justizrat Freiherr v. Richthofen, Oberlehrer Prof. Sickel, Hauptgeschäftsführer v. Vietinghoff-Scheel. **Bundeskanzler:** Oberbürgermeister Maß.

Hochstift für deutsche Volksforschung zu Gotha.

Nach langjähriger Vorarbeit des Deutschbundes, nach Schaffung der wissenschaftlichen und sachlichen Grundlagen für eine gesicherte und erfolgreiche Arbeit ist am 21. Juni 1918, dem 100. Geburtstage weiland Herzog Ernsts II. von Sachsen-Coburg und Gotha das „Hochstift für deutsche Volksforschung zu Gotha" errichtet worden. Die Auffassung des verewigten Fürsten von der Bestimmung des deutschen Kleinstaates: „Immer habe ich seine vornehmste Aufgabe darin gefunden, an der Kulturentwicklung der Nation mitzuarbeiten, eine Pflanzstätte zu sein für Kunst und Wissenschaft" ist auch in seinem erlauchten Nachfolger lebendig geblieben. Unter dem Schutze des regierenden Herzogs wird die wissenschaftliche Pflege der deutschen Volksforschung im Herzen der „deutschen Erde", in Gotha eine bleibende Stätte finden. 75 auf deutschwissenschaftlichem Gebiete arbeitende Gelehrte wollen in der bewährten Form den älteren Akademien an der Vertiefung und Vermehrung unserer Kenntnis von Wesen und Art, von Denken und Wirken des deutschen Volkes arbeiten. Erstrebt wird, in fachlicher Einzelarbeit ein möglichst auch in den feinsten Zügen wissenschaftlich gesichertes Bild zu gewinnen vom deutschen Menschen nach seiner Körperlichkeit und seinen rassischen Lebensbedingungen, sodann nach seinem Geistesleben, seinen inneren Wesensanlagen und seiner künstlerischen Betätigung und endlich nach seiner sprachlichen und sachlichen Kultur, seiner Siedelung und Wanderung. Die erarbeiteten Ergebnisse sollen durch Vortragsveranstaltungen, sowie in Schau- und Lehrsammlungen dem deutschen Volke mitgeteilt, in eigenen Zeitschriften und Veröffentlichungen ihm unterbreitet werden.

Als Obmann leitet das Hochstift während der ersten fünf Jahre der Ethno-Geograph des Deutschtums Prof. Langhans in Gotha, der langjährige Herausgeber der „Deutschen Erde"; an der Spitze der drei fachlichen Abteilungen stehen als Älteste der Rassenhygieniker und Bevölkerungspolitiker Geh. Rat Prof. Dr. v. Gruber in München, der Philosoph Prof. Dr. Bauch in Jena und der Historiker und Vorkämpfer der Karpathendeutschen Prof. Dr. Kaindl in Graz; Vorsteher der Schau- und Arbeitssammlungen ist Prof. Dr. Freiherr v. Lichtenberg; als Kanzler des Hochstiftes führt Arthur Hoffmann, der Schriftleiter der „Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus", die Geschäfte.

Das „Hochstift für deutsche Volksforschung" ist ein Ziel, dem beharrliches Bemühen führender Geister in drei Jahrhunderten unserer nationalen Entwicklung zugestrebt hat. Der Zeit, die unerhört Großes in äußerer Bewährung unserer Volkskraft geleistet hat, ist die Erfüllung einer der größten Forderungen des inneren Ausbaus vorbehalten geblieben. Möchte das völkische Unternehmen die Wissenschaft vom deutschen Volke neuer Blüte entgegenführen und dem Deutschbund ein ehrendes Zeugnis seiner geistigen Schaffenskraft ausstellen!

Die Eröffnungsfeier des Hochstiftes für deutsche Volksforschung zu Gotha

fand am Vorabend des 100. Geburtstages weiland Herzog Ernsts II., am 20. Juni in den Räumen der Deutschbund-Gemeinde Gotha statt unter zahlreicher Teilnahme der deutschwissenschaftlichen

Forscherwelt von nah und fern. Sie verlief im Rahmen einer Gedächtnisehrung Herzog Ernsts II., dessen von den vereinigten Gothaer Militärkapellen gespielte Hymne die Veranstaltung stimmungsvoll eröffnete. Der Vertrauensmann der Gothaer Deutschbund-Gemeinde Oberlehrer Dr. Gerlach zeichnete das nationalpolitische Wirken des Herzogs Ernst II. im Zusammenhang mit der Gegenwart. Der Obmann des Hochstiftes Prof. Langhans behandelte in seiner Festrede die Aufgaben der neuen Akademie und ihre Stellung am Ende einer dreihundertjährigen Entwicklungsreihe der Deutschwissenschaft, der Prorektor der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg Prof. Kloß endlich erörterte die Bedeutung der deutschen Volksforschung für die völkische Erziehung. Mit dem Festmarsche von Liszt nach Motiven von Herzog Ernst II. schloß die eindrucksvolle und für den Beginn eines neuen Abschnittes der Deutschforschung bestimmende Feier. Eingehende Besprechungen der Richtlinien für die praktische Inangriffnahme der Hochstiftziele schlossen sich am 21. Juni an. Die Reden der Proff. Langhans und Kloß werden im Drucke erscheinen und der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Das Hochstift gibt für seine Mitglieder „Amtliche Mitteilungen" heraus, die auch im Buchhandel zu beziehen sind durch den Buchvertrieb der Kanzlei des Deutschbundes in Gotha (Preis für je 4 Seiten 30 Pfg.).

Aufruf zu einer „Förderschaft" des Gothaer Hochstiftes.

Die Mittel für die Inangriffnahme der Hochstiftsarbeiten sind hochherzigen Zuwendungen aus dem Deutschbunde zu danken. Sie bedürfen für die volle Erfüllung der gestellten Aufgaben einer Ergänzung aus weiteren Kreisen, die die Bedeutung der deutschen Volksforschung für die Zukunft unseres Volkes erkennen. Diese Kreise zu sammeln, ist eine „Förderschaft" des Hochstiftes gegründet worden, deren wesentlichste Satzungsbestimmungen lauten:

Der Verein heißt „Förderschaft des Hochstiftes für deutsche Volksforschung zu Gotha". Er hat seinen Sitz in Gotha und ist in das Vereinsregister gerichtlich eingetragen worden.

Bewerbung um die Mitgliedschaft ist zu richten an den Vorstand, der über die Aufnahme entscheidet. Als Mitglieder können sowohl Männer wie Frauen zugelassen werden, auch Vereinigungen können sich als körperschaftliche Mitglieder anschließen.

Zweck des Vereins ist die Förderung der wissenschaftlichen Sammlungen und Anstalten des vom Deutschbunde in Gotha errichteten „Hochstiftes für deutsche Volksforschung", der Erwerbung und Unterhaltung zu ihrer Aufnahme bestimmter Baulichkeiten, der Einrichtung und Ausstattung ihrer Arbeits- und Schaustellungsräume, der Vermehrung und Erweiterung ihrer Sammlungen, insbesondere der Deutschen Nationalbücherei und des Deutschen Volkstumsmuseums.

Ordentliche Mitglieder zahlen einen bis zum 1. Oktober jeden Jahres fälligen Jahresbeitrag von mindestens 20 Mark.

Lebenslängliche Mitglieder zahlen einen einmaligen Beitrag von mindestens 500 Mark und bleiben von Jahresbeiträgen befreit.

Als Gönner gilt, wer einmalig mindestens 1000 Mark zahlt.

Sämtliche Mitglieder erhalten die „Nachrichten aus der Förderschaft des Hochstiftes für deutsche Volksforschung zu Gotha", zugleich „Berichte aus den Sammlungen des Hochstiftes".

Als Stifter werden Einzelne und Körperschaften in das „Goldene Buch" des Hochstiftes eingetragen, die einmalig mindestens 10 000 Mark zahlen. Sie erhalten außer den „Nachrichten" auch die „Amtlichen Mitteilungen des Hochstiftes."

Dem Vorstand liegt die Leitung des Vereins und die Bestimmung über Verwendung seiner Mittel ob. Er besteht aus fünf Mitgliedern und zwar dem ersten (geschäftsführenden) und zweiten Vorsitzenden, dem ersten und zweiten Schriftführer und dem Schatzmeister. Der erste Vorstand wird von den Gründern gewählt; er kann sich durch Zuwahl ergänzen. Es steht ihm frei, Ausschüsse, Bevollmächtigte oder Vertrauensmänner zu bestellen; diese sind an seine Weisungen gebunden.

Der Ehrenrat besteht aus mindestens drei Herren, die von den Gründern zu wählen sind; sie haben das Recht der Zuwahl. Er entscheidet bindend in Ehren- und Satzungsangelegenheiten.

Die Mitgliederversammlung besteht aus Stiftern, Gönnern, lebenslänglichen und ordentlichen Mitgliedern. Jedem von ihnen steht eine Stimme zu.

Der Vorsitzende des Vorstandes beruft alljährlich im Anschluß an die Tagung des Hochstiftes unter Mitteilung der Tagesordnung die Mitgliederversammlung ein. Zur Einberufung einer außerordentlichen ist er auf schriftliches Verlangen von mindestens 30 Mitgliedern binnen einem Monat verpflichtet.

Das neue deutsche Hochstift hofft bei der äußeren Ausgestaltung seiner Unternehmungen auf die Mithilfe aller Deutschen rechnen zu dürfen und ladet sie daher zum Eintritt in seine „Förderschaft" ein. Anmeldungen sind an das Hochstift in Gotha zu richten.

Der Ehrenausschuß:

Dr. Otto II. Fürst und Rheingraf zu Salm-Horstmar,
Vorsitzender. (Schloß Varlar)

v. Bassewitz,
Hzgl. Staatsminister u. Minist. d. Hzgl. Hauses, Wirkl. Geh. Rat (Gotha)

Prof. Dr. Anton Ohorn,
Hofrat (Chemnitz)

Dr. Graf v. Schwerin-Löwitz,
Präs. des H. d. A. u. d. Deutschen Landwirtschaftsrates, M. d. R., Wirkl. Geh. Rat (Berlin)

v. Holtzendorff,
Kaiserl. Admiral, Chef d. Admiralstabes d. Marine, M. d. H. (Berlin)

v. Rüxleben,
Hzgl. Oberhofmarschall u. Chef des Geh. Kabinetts (Gotha)

Dr. v. Tempeltey,
Präs. a. D., Wirkl. Geh. Rat (Coburg)

Dr. Schreiner,
Geh. Rat u. deutscher Landsmannminister a. D. (Oberstankau, Deutschböhmen)

Prof. Dr. Dietrich Schäfer,
Geheimer Rat (Berlin)

Prof. Dr. Zorn,
Geh. Justizrat, M. d. H. und Preuß. Kronsyndikus (Bonn)

Eine Ehrengabe für Wilhelm Kotzde.

Die Langhans-Stiftung des Deutschbundes zur Ehrung völkischer Dichter und Künstler verlieh in diesem Jahre zum ersten Male einen Ehrenpreis von 1000 Mark dem Heimatdichter Wilhelm Kotzde in Rathenow. Die Ehrung erfolgte als Anerkennung für die letzten drei Hauptwerke Kotzdes: den märkischen Heimatroman „Wilhelm Drömers Siegesgang", der ein Bauernschicksal vom Ausgang Friedrichs des Großen bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein ergreifend darstellt, den ungemein stimmungsvollen Heimatroman des Havellandes: „Frau Harke geht durchs Land" und den gewaltigen Lutherroman „Die Wittenbergisch Nachtigall", der die Reformation von 1520—1530 in einzelnen lebendigen Bildern im Zusammenhang vorführt.—Die Ehrengabe soll fortan alljährlich im Betrage von 1000 Mk. zur Verteilung gelangen und zwar abwechselnd an einen völkischen Dichter oder Künstler. Bewerbungen sind zu richten an die Kanzlei des Deutschbundes in Gotha.

Eingabe an den Herrn Reichskanzler gegen die sittliche Verwüstung.

In Gemeinschaft mit dem „Bund für deutsche Familie und Volkskraft" (Leiter: Privatdozent Dr. Arnold Ruge in Karlsruhe) und zahlreichen anderen nationalen Vereinen und Körperschaften hat der Deutschbund eine Eingabe an den Herrn Reichskanzler gerichtet, in der Stellung genommen wird gegen eine von Prof. Dr. Blaschko verfaßte Schrift. Diese, auf Empfehlung des Kriegsministeriums im Heere verbreitet, stellt sich geradezu als eine, wenn auch nicht beabsichtigte „Anleitung zur H....." dar. Durch derartige Schriften wird eine Entfremdung unseres Volkes von sittlichen Grundgedanken gefördert, die ohne Weiteres die furchtbaren Verheerungen erklärt, die während des gegenwärtigen Krieges die Geschlechtskrankheiten unter den Soldaten und den Familien der Heimat angerichtet haben. Die Eingabe ist von der Kanzlei des Deutschbundes in Gotha zu beziehen.

Ein deutscher Bund für rassische Siedlungen

ist aus den Kreisen des Deutschbundes heraus gegründet worden zu dem Zweck, dem rassischen Verfalle unseres Volkes kraftvoll entgegen zu wirken. Dem Bund erscheinen als geeignete Mittel dazu

a) eine großzügige Aufklärung über Vererbung und Keimschädigung und über Wirkung

und Bedeutung der Auslese bei Natur- und Kulturvölkern,

b) die Förderung ländlicher Siedlungen, in denen der bisherige ungünstige Auslesevorgang (schnellere Vermehrung der minderrassigen Volkshälfte) in das Gegenteil verwandelt, echte Hochzucht begünstigt und Keimschädigungen nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. Bei dem germanisch bestimmten deutschen Volke kommt es im Wesentlichen auf eine schnellere Vermehrung der günstigen germanischen Erbanlagen an.

Auf diese beiden Aufgaben will sich der Bund beschränken, andere Maßnahmen der Rassenpflege anderen Vereinigungen überlassend. Leiter des Bundes ist Dr. med. Tegtmeyer in Lichte (Post Wallendorf) S.-M., der gern nähere Auskunft über Einzelheiten der Arbeit erteilt.

Für die deutsche Druckschrift.

Wie der Deutschbund in seiner bisher vierundzwanzigjährigen Tätigkeit stets in Wort und Schrift für die Erhaltung und erweiterte Anwendung der sog. deutschen Druckschrift eingetreten ist, so sind auch alle seine Veröffentlichungen in Buch- und Flugblattform, seine Zeitschriften und Werbemittel in deutschen (seit 15 Jahren meist „Schwabacher") Druckbuchstaben gesetzt. Ebenso sieht der Buchvertrieb des Deutschbundes von der Empfehlung und Besorgung aller Buchausgaben ab, die in lateinischer Schrift gedruckt sind; nur so kann dem Unfug gesteuert werden, unsere Meisterdichter in Antiquabuchstaben dem deutschen Hause aufdrängen zu wollen. Das vom Deutschbund errichtete Gothaer Hochstift wird auch die erste deutsche Akademie sein, deren Veröffentlichungen in deutscher Schrift erfolgen. Auch werden im Auftrag des Hochstiftes nur solche Zeitschriften herausgegeben werden, die deutsche Druckschrift aufweisen und damit eine Bresche in die alte Gepflogenheit gelegt werden, die in Ehrung veralteter Jakob Grimmscher Auffassungen sich der Verwendung deutscher Druckschriften für deutschwissenschaftliche Werke verschloß. Die gefühlsmäßig als deutsch empfundene Schrift soll fortan auch auf dem Gebiete der Deutschwissenschaften zur Geltung kommen. — Ebenso beteiligte sich der Deutschbund an der Eingabe des „Bundes für deutsche Schrift" an alle staatlichen Behörden, in ihrem Anordnungsbereich tunlichst alleinige Anwendung der deutschen Schrift verfügen zu wollen. Der Deutschbund verlangt die Pflege und Hochhaltung unserer Schrift, deren Preisgabe oder auch nur Vernachlässigung vom Ausland uns als Schwäche ausgelegt, vom Auslandsdeutschtum als Lockerung eines völkischen Bandes beklagt und vom heimischen Deutschtum mit dem Verlust hoher Gemüts- und Kunstwerte, sowie mit beträchtlichen augengesundheitlichen Vorteilen bezahlt würde.

Burg Persen in Südtirol.

Die G. m. b. H. Burg Persen, an der auch der Deutschbund als solcher wie durch zahlreiche Einzelmitglieder beteiligt ist, hat während des Krieges mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Burg ist als Angriffsziel feindlicher Flieger auch als Offizierserholungsheim nicht gerade geschätzt, wenn auch größerer Schaden durch feindliche Bomben bisher nicht angerichtet wurde. Immerhin erfordert die Verwaltung der Burg und die Aufbringung der Zinsen einen besonderen Zuschuß der Mitglieder, dem natürlich auch der Deutschbund sich nicht entzogen hat. Im Kaisersaal der Burg wird zum Gedächtnis der gefallenen Burggenossen eine künstlerische Bronzetafel aufgestellt und auf dem benachbarten Tegatschhügel ein Eichen-Heldenhain angelegt werden. Möchte in kommenden Friedenstagen die südlichste Grenzfeste des alten Reichs weit hinaus auf deutsches Land blicken!

Wer über Arbeiten des Deutschbundes

sich eingehender unterrichten, auch Einblick gewinnen möchte in Wesen und Sinnesart dieser völkischen Lebensgemeinschaft, der wende sich mit der Bitte um Auskunft und Unterlagen an die Kanzlei des Deutschbundes in Gotha.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

3. Jahrgang | Heft 9/10 | Sept./Okt. 1918

Zeigt den Völkern ein Gesicht!

Zeigt den Völkern ein Gesicht,
daß sie euch erkennen!
Sorgt, daß jede Miene spricht:
Ich bin deutsch zu nennen!
Jedes Wort und Werk, es sei
eures Wesens Bildnis:
und so schreitet stolz und frei
ihr durch Welt und Wildnis.

Nicht allein im Grau'n des Kriegs,
mit der Kraft des Schwertes,
Zeugen seid des deutschen Siegs
und des eignen Wertes.
Jeder stehe seinen Mann,
keiner Furcht verdächtig:
auch wer keine Schlacht gewann,
sei der Führung mächtig!

Dann erst, wenn sie euch erkannt,
hoher Stammart Erben,
wenn um eure Freundeshand
Feinde selber werben —
dann erst mag der starke Sinn
sich zur Milde wenden
und den Völkern her und hin
seinen Segen spenden!

Hans von Wolzogen.

Durch die Deutschforschung zur völkischen Erziehung.

Rede, gehalten bei der Gründungsfeier des Hochstiftes für deutsche Volksforschung

von Professor Dr.-Ing. M. Kloß, Berlin-Nikolassee.

Draußen tobt noch immer der Weltkrieg. Unsre Brüder stehen im gewaltigsten Ringen, das je die Weltgeschichte sah. Und wir finden uns hier zusammen zu friedlicher Beratung. Haben wir ein Recht dazu? Ich meine: ja. Und mehr als das! Unser Tun ist nicht nur berechtigt, sondern mir deucht, es ist notwendig. Ist es doch geboren aus einer großen Not, die wir wenden wollen.

Gerade in Zeiten der Not erwacht die Erkenntnis. So war es vor 100 Jahren, als in den Tagen tiefster Schmach ein Fichte seine Reden an die deutsche Nation hielt und ein Arndt sein Volk zur Erhebung aufrief. Und so ist es heute wieder.

Aber wie können wir unsere Zeit vergleichen mit jener Zeit, da Deutschland in den Ketten des korsischen Welteroberers lag? Stehen nicht heute Hindenburgs Heere weit in Feindesland? Haben sie nicht Russen, Rumänen und Serben schon endgültig zu Boden geschlagen, und geht nicht die Kunde von gewaltigen deutschen Siegen immer von neuem durch die staunende Welt? Tragen nicht unsere U-Boote jetzt ihre Schrecken auch an die Küste des heuchlerischen Händlervolkes jenseits des Ozeans?

Gewiß! Aber nicht von Waffennot reden wir, sondern von der Seelennot unseres Volkes. Und die ist heute größer denn je.

Viele Deutsche erkannten das schon lange vor dem Kriege. Zahlreiche völkische Verbände arbeiteten auf den verschiedensten Gebieten an der Ertüchtigung des Volkes und an der Stärkung des Volkstumes nach innen und außen. Aber es ist wohl kein Zufall, wenn wir aus der Geschichte dieser Vereinigungen feststellen, daß sie mit wenigen Ausnahmen fast sämtlich erst in der Zeit nach Bismarcks Entlassung entstanden sind, so z. B. der Alldeutsche Verband, der Flottenverein, der Wehrverein, der Deutschbund, der Bund der Volkserzieher, der Wandervogel, die Jugendpflege u. a. mehr. Daraus folgt, daß das Bedürfnis für diese vielgestaltige völkische Bewegung nicht empfunden wurde, solange unseres Volkes Geschicke in den Händen des Eisernen Kanzlers lag, der ihm nicht nur ein bewährter politischer, sondern seiner ganzen Gesinnung nach vor allem auch ein echt völkischer Führer war.

Nach ihm erstand dem deutschen Volke kein solch überragender Führer. Das mag bedauerlich erscheinen auf den ersten Blick. Und doch war es die notwendige Voraussetzung für eine weitere Entwicklungsstufe in der Geschichte des deutschen Volkes: für die Selbsterziehung zum bewußten Deutschtum.

Diese Erkenntnis erwachte sehr bald in den Herzen vieler deutscher Männer, und aus dieser Erkenntnis heraus schlossen sie sich zusammen zu den verschiedenen völkischen Verbänden oder stellten Wort und Schrift in den Dienst der Volks-

erziehung. Mit Sorge erkannten diese Männer, daß unser deutsches Volkstum zu ersticken drohte an innerer Not. Diese innere Not hat kürzlich im Deutschen Volkswart[1]) Dr. Arnold Ruge trefflich geschildert als unbegreifliche Gleichgültigkeit und um sich greifende Verderbnis der Weltanschauung. Als die drei Krankheiten, die über unsere Weltanschauung gekommen sind, bezeichnet er den „Intellektualismus", den „Materialismus" und den „Individualismus". Es ist dabei außerordentlich kennzeichnend, daß sich für diese Erscheinungen keine deutschen Namen finden lassen. Sie tragen damit schon ihren undeutschen Ursprung und ihre Wesensfremdheit an der Stirn.

Aber leider stieß die Aufklärungs- und Erneuerungsarbeit dieser Volksfreunde zum Teil auf völlige Verständnislosigkeit bei der großen Masse unseres Volkes, zum Teil auf planmäßigen Widerstand, und manchmal konnte es scheinen, als müsse man am Erfolge dieser Arbeit endgültig verzweifeln.

Da kam der Weltkrieg und brachte unserem Volke das gewaltige Erlebnis der allgemeinen Erhebung in den Augusttagen des Jahres 1914. Uns, die wir das Spiel der feindlichen Kräfte draußen und drinnen erkannt und mit Sorgen verfolgt hatten, uns kam der Krieg nicht überraschend. Die große Masse des Volkes aber, die unseren Warnrufen taub geblieben war, wurde jählings aus dem Taumel eines materialistisch verflachten Lebens emporgerissen durch die blitzartige Erkenntnis der Größe der Gefahr. In heiligem Erschauern begriffen wir alle den Ruf: „Volk in Not!"

Was durch Belehrung und Mahnung in Jahrzehnten nicht erreicht worden war und wohl auch nie erreicht werden konnte, das schenkte uns mit einem Schlage dieser Weckruf: „Volk in Not". Das Volk erlebte sich selbst. Jeder empfand nun auf einmal, daß es außer den Sorgen um das Alltagsleben, außer Geschäft und Beruf, außer Vergnügen und Behaglichkeit noch etwas gibt, das über allem steht: die Volksgemeinschaft.

Wie Sonnengluten durchleuchtete und durchwärmte die Erhebung von 1914 unser Volk.

Das Erwachen des Volksbewußtseins äußerte sich vor allem im bewußten Ablehnen alles Fremdländischen. Wir waren alle stolz darauf, Deutsche zu sein.

Aber nicht nur das erschütternde Ereignis des Kriegsausbruches wirkte im völkischen Sinne. Der Krieg selbst ist, wie auf vielen anderen Gebieten, so auch hier ein guter Lehrmeister.

Wer die Verwüstungen des Krieges, zerschossene und ausgebrannte Wohnstätten, zerwühlte Gefilde und zerstörte Wälder gesehen hat, wer die Not der Bewohner miterlebt hat, denen die Schrecken des Krieges all ihr Hab und Gut

---

[1]) Deutscher Volkswart, 3. Jahrgang. 5./6. Heft, S. 105. Dr. Arnold Ruge: „Die innere Not des deutschen Volkes".

nahmen, der wird Gott und unseren tapferen Heeren dankbar sein, daß bis auf geringe Ausnahmen unser Vaterland von diesen Greueln verschont geblieben ist, und aus dieser Dankbarkeit heraus wird ein tiefes Heimatgefühl erwachsen.

Manches Stadtkind, insbesondere mancher Fabrikarbeiter wird draußen im Felde bei stillen Nachtwachen oder bei der Landbestellung für den Bedarf seiner Truppe wieder mit der Natur verwachsen und den Wert der Scholle schätzen lernen und mit einer Land- und Heimsehnsucht im Herzen dereinst wieder zurückkommen. Und auch daraus wird das Heimatgefühl und damit auch ein völkisches Bewußtsein erblühen.

Ganz besonders nachhaltige Eindrücke aber werden unsere Feldgrauen mit heimbringen, wenn sie es erlebt haben, daß auf ihren Märschen durch Ungarn und Rumänien, in Bessarabien und in der Dobrudscha, in den baltischen Landen und am schwarzen Meere deutsche Laute an ihr Ohr klangen, wenn sie mit freudigem Staunen erkannten, wie in schmucken, musterhaften Siedelungen, fernab der alten Heimat, Millionen von Deutschen ihre Muttersprache, ihrer Väter Sitten, kurz ihr Volkstum durch Jahrhunderte hindurch treu bewahrt haben. Mit diesem Erlebnis aber werden unsere Soldaten das Verständnis mit heimbringen dafür, daß es nun in der Heimat doppelt unsere Pflicht ist, dem Beispiel jener Auslandsdeutschen zu folgen und unser Volkstum zu pflegen als unser wertvollstes Gut

So wirkt der Krieg erzieherisch im völkischen Sinne. Aber auch im Innern, im Heimatheer hat er bei vielen Deutschen neue Erkenntnis geweckt. Denn die allgemeine Begeisterung der Augusttage 1914 konnte natürlich nicht von Dauer sein. Bald zeigte der Krieg auch schlimme Folgen. Ichsucht und Habgier machten sich wieder breit. Die aussaugenden und zersetzenden Kräfte, die in der Glut der Volkserhebung gebannt erschienen, wagten sich bald wieder hervor und treiben jetzt ihr Spiel unverhüllter denn je.

Aber gerade dieser Gegensatz zwischen der Gegenwart und jener Auguststimmung hat auch wieder viel Heilsames gewirkt. Denn er hat vielen die Augen geöffnet und hat sie klar erkennen lassen, welche Kräfte den Wurzelboden unseres Volkes zernagen und die Grundlagen unseres Reiches unterwühlen, und wie diese Kräfte ihren Ursprung haben, nicht nur im feindlichen Auslande, sondern auch in fremdstämmigen Elementen unseres Reichskörpers.

So hat der Krieg den Boden bereitet für das Erwachen des deutschen Volkes. Was aber der Krieg vielen unbewußt, gleichsam von außen durch das Weltgeschehen in uns hineingetragen hat an Erkenntnisfähigkeit und an Erkenntnissen selbst, das muß nun bewußt und planmäßig weiter gepflegt werden. Nur dann wird das Erlebnis vom August 1914 unserem Volke zum dauernden Besitztum und zum ewigen Quell immer neuen Erlebens werden.

So ist es eine natürliche Entwicklung, daß zu den alten völkischen Bestrebungen im Kriege neue geboren wurden. Schon im ersten Kriegsjahre trat

die „Fichtegesellschaft" ins Leben. Im vergangenen Jahre hat sie mit erfreulichem Erfolge in Hamburg die „Fichtehochschule" ins Leben gerufen. Unabhängig davon, aber mit wesentlich gleichen Zielen ist zur Zeit in Berlin eine „Arndthochschule" im Werden.

In Weimar wurde Pfingsten 1917 die „Deutsche Philosophische Gesellschaft" gegründet. Außerdem sind noch andere Vereinigungen mit verwandten Zielen entstanden. Eine Reihe trefflich geleiteter völkischer Zeitschriften stellten sich in den Dienst von „Deutschlands Erneuerung". So quillt es allerorten und allenthalben ringt neues Leben sich zum Lichte. Das ist erfreulich. Aber es trägt die Gefahr der Zersplitterung in sich.

Da gilt es denn, rechtzeitig all diese Kräfte zu sammeln, ihren Ursprüngen nachzugehen und ihnen Ziel und Richtung zu weisen.

Das soll das Hochstift für deutsche Volksforschung zu Gotha sein. Eine doppelte Aufgabe hat es also. Sie liegt bereits in den Worten ausgedrückt:

Ursprung und Ziel der völkischen Kräfte.

Die eine ist rückschauend, die andere vorwärtsweisend. So wollen wir kommen

durch deutsche Volksforschung zur völkischen Erziehung.

Wer das Volk erziehen will, der muß erst in die Tiefe der Volksseele steigen und muß erforschen: was ist eigentlich das deutsche Volk, was ist deutsche Art? Ein jeder fühlt wohl, daß ein Unterschied ist zwischen dem Deutschen, dem Engländer, dem Franzosen, dem Russen und zwar nicht nur sinnfällig in körperlich-rassischer Beziehung, sondern auch nach Wesen, Denkart und Charakter. In der Sprache haben wir vor allem ein treffliches Kennzeichen für eines Volkes Eigenart. Vieles, vor allem Dingliches und Alltägliches läßt sich von einer Sprache in eine andere übersetzen, oft wortgetreu. Aber in jeder Sprache gibt es Worte, die sich in andere Sprachen nicht übersetzen lassen. Das zeigt, daß die mit solchen Worten verbundenen Begriffe dem betreffenden Volke eigentümlich, anderen Völkern aber wesensfremd sind. Kein Volk hat z. B. einen Ausdruck für unser „Gemüt" oder für „Treue". Dem Japaner ist das „Gewissen" vollständig fremd. Wir dagegen haben kein deutsches Wort für das englische cant oder flirt oder für das französische chic.

An solchen Worten schon erkennt man, daß zwischen den verschiedenen Völkern Unterschiede in der Wesensart bestehen, woraus sich dann auch leicht erklärt, warum die Völker gegenseitig sich nicht vollständig verstehen und darum auch sich nicht innerlich verständigen können.

Für uns gilt es nun, unseres eigenen Volkes Wesensart zu erforschen und seine Lebensbedingungen zu ermitteln. Ein gesundes Volk setzt voraus gesunde Menschen. Es wird daher eine unserer Aufgaben sein, alle die Bestrebungen forschend zusammenzufassen, die die Lebensführung des Einzelnen auf gesunde Grundlagen stellen wollen. Hierzu gehören: Pflege des Körpers, Kleidung und Nahrung, die Wohnungsfrage, insbesondere Schaffung von Heimstätten und

Siedelungen, ferner Geburtenrückgang und Sterblichkeit. Viel ist auf diesen Gebieten schon gearbeitet worden. Aber es erscheint mir notwendig, auch hier eine Zusammenfassung unter dem völkischen Gesichtspunkt zu erstreben. Wir wollen nicht die günstigsten Lebensbedingungen für den „Menschen" (homo sapiens) ermitteln, sondern für den „Deutschen".

Und was für den Einzelnen gilt, gilt in noch höherem Maße für das Volk als Gesamtheit. Wollen wir unseres Volkes Wesensart verstehen, so müssen wir vor allem rückschauend seinen Ursprung und Werdegang erforschen. Das Verständnis für das deutsche Altertum müssen wir immer weiter aufschließen, aus Sagen und Märchen die Schätze heben und die Geschichte unseres Volkes aufzeichnen, nicht nach dem äußeren Geschehen, sondern nach der inneren Entwicklung unserer Kultur, nach den Bewegungen des Geistes und den Errungenschaften unserer Denker, nach den Entfaltungen der Seele und den Schöpfungen unserer Dichter und Künstler. Viel wertvolle Einzelarbeit liegt auch hier schon vor. Die gilt es einzuordnen in den völkischen Gedanken.

Sehr wichtig ist eine planmäßige Erforschung des Auslandsdeutschtums. Sie würde die alten Bande zwischen den fernen Söhnen und ihrem Mutterlande fester knüpfen helfen und damit auch das Ansehen des deutschen Namens in der Welt verstärken.

Ganz besonders wichtig und dringend erscheint mir aber die Aufgabe, die Lebensbedingungen für unser Volk planmäßig zu erforschen. Dazu genügt aber nicht die Erfassung der völkischen Eigenart, sondern wir müssen vor allem unser Augenmerk richten auf die Hemmungen, die sich der Entfaltung dieser Eigenart entgegenstellen. Wie stark die Kräfte sind, die sich von außen uns entgegenwerfen, zeigt der Weltkrieg. Rein äußerlich gilt der Kampf unserer Feinde unserer militärischen Macht und der nur auf ihr beruhenden politischen Machtstellung; aus der Art der Kriegführung erkennen wir aber, daß es ihnen vor allem um Vernichtung unserer ihnen lästigen wirtschaftlichen Stärke zu tun ist. Ihr letztes Ziel aber enthüllt sich aus ihrem schamlosen Verleumdungsfeldzuge, mit dem sie nach planmäßiger Friedensvorbereitung nun während vier Kriegsjahren die ganze außerdeutsche Welt vergiften: dies letzte Ziel der Feinde ist die Vernichtung des Deutschtums als der starken Quelle unserer Kraft.

Denn in diesem Kriege ringen zwei Weltanschauungen miteinander: die deutschgermanische idealistische gegen die angelsächsisch-amerikanische materialistische. Das ist in völkischen Kreisen von Anfang an richtig erkannt und oft ausgesprochen worden. Wir stehen mit dieser Auffassung auf demselben Boden mit unserem Kaiser, der kürzlich am 30. Gedenktage seines Regierungsantritts ebenfalls den Weltkrieg als den Kampf zweier Weltanschauungen kennzeichnete, von denen eine unbedingt überwunden werden müsse. Das ist richtig. Und darum ist auch eine Verständigung ausgeschlossen.

Aber in diesem Weltanschauungskampfe stehen nicht nur unsere äußeren Feinde uns als Gegner gegenüber. Fast noch gefährlicher sind die Bohrwürmer, die im Innern die Pfeiler unserer Burg zermürben, die Schmarotzer, die vom Mark unseres Volksstammes zehren, die Kräfte, die mit undeutschen Gedanken und Schlagworten die Seele unseres Volkes vergiften und unser Volkstum zersetzen und aufzulösen trachten. Hier fehlt noch eine planmäßige Erforschung und Aufdeckung all dieser dunklen Triebkräfte und ihres Zusammenhanges mit dem uns feindlich gesinnten Auslande. Nach den Erlebnissen neuerer, durch den Krieg veranlaßter Untersuchungen zu urteilen, sind hier außerordentlich wichtige Aufschlüsse zu erwarten, die richtungweisend sein werden für die künftige Entwicklung unseres Volkes. Und das führt uns zur zweiten Aufgabe: zur völkischen Erziehung. Unsere Deutschforschung soll sich nicht darauf beschränken, Tatsachen festzustellen und Zusammenhänge aufzudecken, sondern sie soll ihre Ergebnisse in den Dienst der völkischen Erziehung stellen.

Unter Erziehung verstehen wir aber nicht, wie es heute leider vielfach üblich ist, einfaches Anhäufen von Wissen, sondern wir fassen Erziehung in dem Sinne auf, wie es unsere so reiche Sprache ursprünglich meint. In dem Stamme „ziehen" liegt eine Kraftentfaltung ausgesprochen; die Vorsilbe „er-" mißt dieser Kraftentfaltung einen Erfolg bei. So wollen wir durch die Erziehung völkische Kräfte wecken im Einzelnen und damit schließlich auch in der Volksgesamtheit. Aus der Kenntnis soll das Bekenntnis zum Deutschtum erwachsen, aus der Erkenntnis soll der Wille geboren werden, der sich zur schöpferischen Tat gestaltet.

Hochschulen wollen wir unserem Volke geben, aber keine Volkshochschulen im Sinne der dänischen, die weiteren Volkskreisen ein erweitertes Wissen vermitteln, sondern völkische Hochschulen, die das Volk zum völkischen Bewußtsein erziehen, auf daß es durch das Erleben der eigenen Seele all sein Tun durchglühen lasse vom deutschen Gedanken.

Eine „Heimatschule", eine „Quellenschule", eine „Willensschule", das soll, so fordert Adalbert Reinwald, unsere völkische Hochschule sein. Daß sie nicht, wie die „Wissensschule" mit einer Prüfung auf Wissensmenge abschließen kann, versteht sich hiernach von selbst. Denn das, was die völkische Schule dem Schüler geben soll, das muß er von innen heraus erleben, und nicht als ein „Reifer" mit „abgeschlossener Bildung" verläßt er diese Stätte, sondern als Werdender, in dem die lebendige Kraft des Deutschempfindens schöpferisch weiter wirkt.

Jede Erziehung bedeutet aber als Kraftentfaltung einen Kampf gegen Widerstrebendes, eine Überwindung hemmender oder gar entgegenarbeitender Kräfte.

So werden auch wir uns auf Kampf gefaßt machen müssen. Aber dieser Kampf soll uns willkommen sein. Denn er wird in erster Linie von denselben Triebkräften ausgehen, die ich schon kurz kennzeichnete und deren Ursprung und Ziel wir ja gerade durch die Deutschforschung mit aufdecken wollen.

Die Trägheitskräfte der Unkenntnis, der Vorurteile, der Unklarheiten sind dabei nicht zu unterschätzen, aber sie werden sich durch Aufklärungsarbeit allmählich überwinden lassen. Schlimmer sind die Kräfte, die planmäßig auf Befehdung alles Deutschen ausgehen, weil sie in der Erstarkung unseres Volkstumes sich selbst aufs Schärfste bedroht sehen. Es ist hier nicht meine Aufgabe, diese Fragen ausführlich zu erörtern. Nur einige Streiflichter möchte ich auf dieses Gebiet werfen.

In der Reichstagssitzung vom 6. Juni d. J. mußte General v. Wriesberg Angriffe auf die Heeresverwaltung zurückweisen mit den Worten: „Wenn bemängelt wird, daß den aus russischer Gefangenschaft Zurückkehrenden vaterländischer Unterricht erteilt wird, so würden wir unsere Pflicht versäumen, wenn wir diesen Unterricht nicht erteilten, zumal da sie vier Jahre unter russischem Einfluß gestanden haben." Das ist überaus kennzeichnend für den planmäßigen Kampf gewisser Kreise gegen jede völkische Erziehung.

Die Waffe, mit der diese Mächte zu kämpfen pflegen, ist das Schlagwort. Das ist der urteilslosen Masse gegenüber, der ja gerade die Witterung völkischen Empfindens fehlt, eine gefährliche und fast immer erfolgreiche Waffe. Wir erleben das täglich im Streit der Meinungen um die äußere Sicherung des Reiches und seinen inneren Ausbau.

So werden sie auch uns und unser Wollen mit Schlagworten erschlagen wollen. Wenn wir in der Deutschforschung die Wissenschaft in den Dienst der völkischen Erziehung stellen wollen, so werden sie das eine Entweihung der Wissenschaft nennen. Die Wissenschaft sei um ihrer selbst willen zu pflegen und nicht in den Dienst einer „Parteisache" zu stellen. Das kann man ja oft hören, daß völkischen Dingen, die also das ganze Volk angehen, mit bewußter Absicht der Stempel der Parteisache, also eines Teiles aufgedrückt wird.

Und wie steht's mit der Wissenschaft? Hat eine Wissenschaft überhaupt einen Sinn, die lediglich ein „Wissen" schafft? Oder erhält nicht die Wissenschaft erst dadurch Wert, daß aus den Ergebnissen ihrer Forschung neues Leben strömt? „Wissenschaft als Selbstzweck führt zur Überschätzung des Intellektualismus. Dann kommen wir zu der vorwiegend geistigen Ausbildung, die ihre Jünger von dem wirklichen Leben abschließt, sie ihm entfremdet[1])." Freilich, das ist richtig: Wahrhaftigkeit muß die Richtschnur jeder Forschung bleiben. Und auch das ist richtig: die Wissenschaft soll sich nicht in den Dienst rein materieller Ichsucht stellen. Sie soll der Menschheit dienen und ihr den Weg weisen aufwärts zu weiterer Entfaltung und Vervollkommnung.

Und da wird man wieder sagen: Ja, und darum ist die Wissenschaft international, wie die Kunst.

---

[1]) Dr. Th. Scheffer, Unsere zukünftige Volkserziehung. Verlag Perthes 1915.

Demgegenüber möchte ich frei und offen bekennen: Für mich ist weder die Kunst international noch die Wissenschaft. Die Tatsache, daß in London Mozartsche Opern, in Paris Beethovensche Sonaten oder in New-York Parsival gegeben wird, machen doch diese Werke nicht zu internationalen Schöpfungen! Sie bleiben deutsch, wie ihre Meister waren. Und wenn von amerikanischen Dollarkönigen ein Rubens oder ein Holbein gegen rotes Gold über den Ozean geholt wird, hören sie dann auf von niederländischer Kunst, von deutschem Schaffen zu zeugen?

Und nimmt die Mitteilbarkeit in fremde Sprachen den Entdeckungen deutscher Gelehrter und den Erfindungen deutscher Ingenieure den Stempel deutschen Geistesschaffens?

Ist's nicht deutscher Geist, der uns in Wissenschaft und Technik in diesem Kriege die Überlegenheit über unsere Gegner trotz deren Massenaufgebot an Mensch und Material gesichert hat?

Darum ist's nicht nur unser gutes Recht, sondern Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir die deutsche Wissenschaft zu allererst in den Dienst der völkischen Sache stellen.

Wir sollen mit dem uns anvertrauten Pfunde wuchern. Freilich wollen wir es nicht tun um schnöden Mammons willen, sondern um der Seele unseres Volkes willen.

Aber noch andere Schlagworte werden uns entgegengehalten werden, mit denen schon viel Begriffsverwirrung im deutschen Volke angerichtet worden ist. Man wird wieder sagen: die Betonung des völkischen Gedankens paßt nicht mehr in unsere Zeit, wo jeder Staatsbürger gleiche Rechte haben muß; der Staatsgedanke aber müsse über dem völkischen stehen.

Das führt uns auf eine Abwägung der beiden Begriffe Staat und Volk. Wilhelm Stapel[1]) sagt hierüber: „Wir müssen einsehen, daß das Volk Selbstzweck, der Staat nur Mittel zum Zweck ist, daß das Volk eine Lebensgemeinschaft, der Staat nur eine Arbeitsgemeinschaft ist."

Ich möchte dem hinzufügen: Der Staat ist eine von Menschen geschaffene Form, das Volk der gottgeschaffene lebendige Inhalt. Der Staat ist darum etwas Äußerliches — (res publica nannte ihn der Römer) —, das Volkstum etwas Innerliches. Der Staat und sein Wesen läßt sich darum auch leicht in Worte fassen und beschreiben, das Volkstum muß von innen heraus erlebt werden, man kann es niemandem durch „Belehrung" beibringen.

Der Staat ist an Raum und Zeit gebunden, denn er ist auf dem Lande mit festen Grenzen umschrieben und von Bedeutung sind nur seine gegenwärtig bestehenden Verhältnisse und Gesetze. Das Volk aber ist von Ort und Zeit unabhängig. Denn die Glieder eines Volkes können allenthalben über die Erde

---

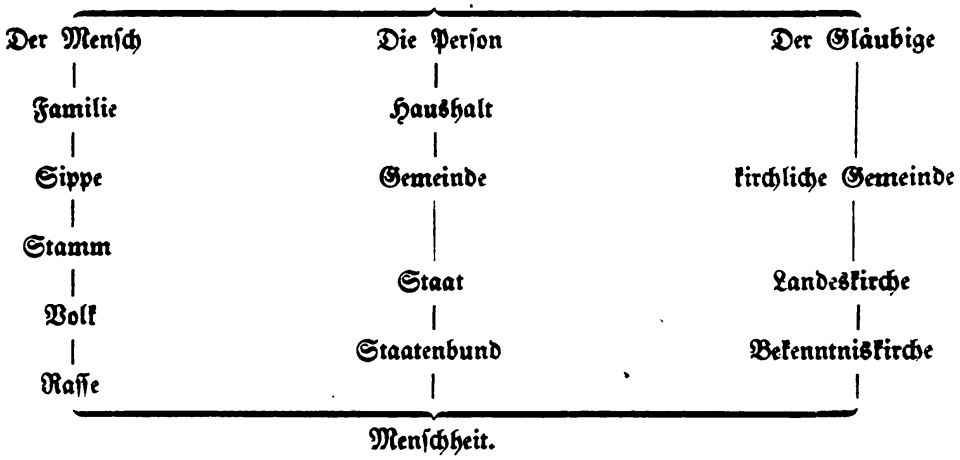
[1]) Wilhelm Stapel, „Volksbürgerliche Erziehung". Verlag Eugen Diederichs, Jena 1917.

zerstreut wohnen, sie bleiben doch Glieder des Volkes, und zu ihm gehören nicht nur die Lebenden, sondern alle, die vor uns waren, und alle, die nach uns kommen werden und für deren Eigenschaften und Lebensbedingungen wir verantwortlich sind.

Um die gegenseitigen Beziehungen zwischen Staat und Volk noch anschaulicher zu machen, wollen wir auf zwei verschiedenen Wegen vom Einzelwesen ausgehend, diese in immer größere Gruppen fassend, zur Menschheit weiterschreiten. Und diesen beiden Wegen wollen wir noch einen dritten anfügen, den der Kirche. Wir erhalten dann folgende Reihen:

I. Die völkische Gemeinschaft. II. Die staatliche Gemeinschaft. III. Die kirchliche Gemeinschaft.

ausgehend vom Einzelwesen:



So tritt also zur Reihe der völkischen Lebensgemeinschaft und der staatlichen Wirtschaftsgemeinschaft noch die Reihe der Glaubensgemeinschaft.

Die erste ruht auf dem Blut, die zweite auf dem Recht, die dritte auf dem Glauben; dieser Urgrund ist also bei allen göttlich. Die Ausdrucksmittel sind Sprache, Gesetz und Kultus. Den Einzelnen bindet an seine Gemeinschaft beim Volke die Liebe, beim Staate die Pflicht, bei der Kirche das Bekenntnis.

Das Idealste wäre es nun unstreitig, wenn die Gebilde der drei Gemeinschaften sich vollkommen deckten, also ein in sich geschlossener, rein völkischer Staat mit gemeinsamem Bekenntnis. Dies Ideal wird wohl freilich ewig unerfüllt bleiben.

Aber gerade darum entsteht die Frage: Welche Gemeinschaft ist die höhere? Welche soll daher im Widerstreit den Ausschlag geben?

Unsere Zeit neigt infolge übermäßiger Betonung des Wirtschaftlichen dazu, dem Staatsgedanken den Vorzug zu geben. Darum auch der laute Ruf nach „staatsbürgerlicher Erziehung", durch die wir aus der Ichsucht herausgerissen und höheren Pflichten zugeführt werden sollen. Die katholische Kirche sucht zwar offene Konflikte mit dem Staat, der sie ja schützt, zu vermeiden, aber sie stellt

ihre Religionsgemeinschaft unbedingt über die völkische. Hier liegt die Gefahr tiefer Konflikte in der Zeit des Weltkrieges.

Demgegenüber gilt uns die Volksgemeinschaft als das Gottgegebene über alles; denn die anderen, auch die Kirchengemeinschaften sind ihrer Form nach doch nur Menschenwerk.

Und darum stellen wir über die „staatsbürgerliche Erziehung" die „volksbürgerliche Erziehung".

Sein Volkstum ist dem Menschen ureigentümlich. Ein ungeratener Sohn kann nicht „aus der Familie" ausgeschlossen werden, sondern höchstens aus der Wirtschaftsgemeinschaft des Haushalts. Das Blut seiner Väter aber kann man ihm nicht aus den Adern ziehen. Die Staatsangehörigkeit kann ich wechseln durch einfache Ortsveränderung und Willenserklärung, mein Volkstum aber kann ich damit nicht von mir abwerfen. Nur durch Rassenmischung kann ich das Volkstum meiner Kinder und Enkel trüben und ihnen damit das Tiefste und Edelste rauben, das Gott uns auf Erden schenkt: die Liebe zum eigenen Volke.

Daß leider so viele Deutsche im Ausland ihr Deutschtum aufgeben und nun wohl gar in diesem Kriege mit ihrem Denken und Wünschen aufseiten unserer Feinde stehen, das liegt zum Teil in der Blutmischung mit fremdstämmigen Elementen, zum Teil aber in dem Mangel an dem, was wir eben unserem Volke geben wollen: völkische Erziehung. Daher auch die große Verwirrung und weitverbreitete Verständnislosigkeit in der Bewertung von Staat und Volk, namentlich, wenn auch noch die Kirche mit hineinspielt. Ein „getaufter Jude" kann nie ein „Deutscher" werden, höchstens ein „christlicher Staatsangehöriger des Deutschen Reiches." Gerade am Judentum sollte der Unterschied von Volk, Staat und Religion eigentlich am klarsten erkannt werden. Eine Verwirrung kommt aber dadurch hinein (und wird auch immer wieder geflissentlich aufrecht erhalten), daß das Wort Jude gleichzeitig völkische und religiöse Bezeichnung ist. So wird eine Stellungnahme gegen das jüdische Volkstum irreführenderweise als Verstoß gegen das Gesetz religiöser Parität hingestellt.

Der jüdische Staatsbegriff fehlt heute vollständig. Aber um so kräftiger ist der jüdische Volksbegriff. Kein Volk der Erde hat trotz der Verschiedenheit der Sprachen und der Staatszugehörigkeit ein so ausgeprägtes völkisches Zusammengehörigkeitsgefühl wie die Juden. Und die Juden wissen auch dieses Gemeinschaftsgefühl als Machtfaktor auszunutzen. So ist es zu erklären, daß der Bukarester Friede die Juden ausdrücklich schützt, während er die künftige Sicherung der Rechte unserer deutschen Volksgenossen ebenso wie der Brest-Litowsker Friede, vermutlich als „innere Angelegenheit" fremder Staaten, mit Stillschweigen übergeht.

Gerade dieser Umstand beweist aufs schlagendste, wie sehr es in unserem Vaterlande noch an völkischem Stolz und Verantwortlichkeitsgefühl fehlt. Aber er zeigt auch, wie recht wir haben, wenn wir völkische Erziehung verlangen.

Vor allem aber ist es unbedingt erforderlich, daß an leitende Stellen nur Männer berufen werden, die deutsch geboren und deutsch erzogen sind. Denn wer mit der Führung betraut wird, muß auch zur Führung innerlich berufen sein. In einer internationalen Kinderstube kann kein völkischer Geist gedeihen. Wer das erkannt hat, wird es auch verstehen, daß viele völkische Vereinigungen aus innerer Notwendigkeit heraus von ihren Mitgliedern ein deutsches Blutsbekenntnis oder zum mindesten ein Blutsgelübde fordern. Auf diesem als gesund erkannten Wurzelboden stehend, werden wir auch zu kämpfen haben gegen weltbürgerliche Schwärmereien, denn sie zehren am Marke des Volkstums und schwächen uns. Auch hierüber ließe sich vieles sagen. Die Deutschforschung wird hier auch ein reiches Feld finden.

Ich meine, nichts kann das Weltbürgertum einleuchtender als hoffnungslose Schwärmerei bloßstellen, als es dieser Weltkrieg getan hat.

Nicht „Weltgewissen", sondern „Vaterlandsgewissen", so erklang der Pfingstruf aus Weimar [1]). Und ich möchte noch lieber sagen „völkisches Gewissen".

Wir müssen uns endlich klar darüber werden, daß wir durch Pflege und Stärkung unseres Deutschtums letzten Endes auch der Menschheit am besten dienen.

Die von vielen tiefempfundene Not unserer Zeit läßt immer wieder den Sehnsuchtsruf erschallen nach einem neuen Bismarck oder einem neuen Luther. Gar oft schon ist auch mir dieser Gedanke durch den Sinn gegangen. Aber immer wieder sagte mir mein Gefühl: unsere innere Not kann kein neuer Bismarck, kein neuer Luther wenden. Klarheit aber ist mir erst geworden durch den Vergleich der drei Menschheitsgemeinschaften, die ich vorhin nebeneinander stellte. Bismarcks Schöpfung liegt in der Staatsreihe: er schuf unserem Volke die einheitliche staatliche Form und Machtstellung; Luthers Werk liegt in der religiösen Reihe: er löste, wenigstens einen Teil unseres Volkes, von römischen Bindungen und schuf uns deutschere Glaubensformen. Aber beider Werke beziehen sich eben doch auf menschengeschaffene Formen [2]). Unsere innere Not aber liegt in der völkischen Reihe gottgeschaffener Lebensgemeinschaft. Hier kann kein „Reformator" uns neue Formen geben. Das Volk muß seine Sendung selbst erfüllen!

---

[1]) Geheimrat Schwarz, Greifswald, auf der Tagung der deutschen philosophischen Gesellschaft, Weimar, Pfingsten 1918.

[2]) Man wende nicht ein: Luthers Werk, vor allem seine Gewissensbefreiung, sei doch nicht nur Menschenform. Denn wenn irgend etwas göttlich sei, so sei es doch die Religion. Das ist richtig, wenn man unter Religion die unmittelbare Beziehung des Einzelnen zur Gottheit versteht. Sie ruht, wie ich bereits hervorhob, auf dem göttlichen Urgrund des Glaubens. Aber alles andere, Bekenntnisse, Katechismen, Kultus usw. sind menschengeschaffene Formen. Daher auch ihre große Verschiedenheit. Luthers Gewissensbefreiung bezieht sich daher auf eine Loslösung von menschengeschaffenen Formen.

Wir aber, die wir Not und Notwendigkeit erkannt haben, wir wollen und können nichts anderes tun, als forschen, wecken und pflegen, was in der Seele unseres Volkes im Dornröschenschlaf dem herrlichen Erwachen träumend sich entgegensehnt!

Und so hoffen wir unser Ziel zu erreichen:

„Durch Deutschforschung zur völkischen Erziehung!

Der Freischlag vom Klassiktum.

Von Eugen Weiß, Stuttgart-Kannstatt.

Die griechische Baukunst in ihrer ernstheiteren Schönheit und Klarheit, in ihrer edlen Einfachheit ist jedermann verständlich. Die Gotik ist das nicht. Sie ist zu vielfältig, hat zu viele Hemmungen, Seelengehalte, mit denen man sich auseinandersetzen muß, rührt zu sehr auf, steht uns noch zu nahe, um vom Standpunkt des reinen Schönheitschauens über sie wegsehen zu können wie über das Griechentum. Insbesondere der verwirrende Reichtum ihrer Formen stört viele und kommt ihnen trotz ihrer begeistertsten Äußerungen über diese und jene Seiten der gotischen Kunst in ihrem tiefsten Innern doch immer ein klein wenig wildenhaft vor oder barbarisch, wie das Allerweltswort heißt.

Es sind jene Kreise, die immer wieder auf die unübertreffbare Schönheit der attischen Kunst hinweisen, jene Geister, die ihr Leben aus dem Totenreich des Griechentums, des Römertums ziehen und ihre Wurzeln in den Wiedergeburtstil und die Welt der französischen Kunst bis zum heutigen Tag senken. Es sind trotz aller Vorstürmer bis heute die Winkelmänner, die Griechen- und Romableger in Deutschland, die die Kunst und das Schönheitsehen beherrschen, die durch ihr ganzes Denken und Fühlen aus Germanen, aus Deutschen: Romanen, Römlinge und Griechlinge, geworden sind.

Aus dem Griechentum und seinen Abzweiglingen wird uns nie eine Kunst erwachsen. Das sind Zitronen auf den deutschen Eichbaum gepfropft, die immer wieder absterben. Von der Wurzel her muß unsere Kunst genährt, vom Samen der deutsche Edelbaum herangezüchtet werden. Unsere Wälder rauschen voll und schwer von Samen, die Wurzeln unserer Eichen gründen in alle Tiefen, ihre Wipfel rauschen in alle Höhen, man braucht sie nur zu holen und die richtige Wurzelerde dazu tun und die alten, verschütteten Quellen dazu springen lassen, die zahlreicher, stärker und kühner in unseren Volksgründen schlummern, als unsere Kunstwelt jemals ahnte, dann glättet sich bald der wilde Waldsproß, glättet sich nach seinen eigenen Gesetzen, die allerdings den Hochzielen des Klassiktums etwa gerade entgegengesetzt laufen, und wir haben eine deutsche Kunst.

Wir müssen vor allem zu dem prachtvollen Wurzelstock der Gotik zurück. Nicht die Formen dieses ureigenen Stils gilt es aufzugreifen, aber aus seinen Gedanken und Seelengehalten müssen wir schöpfen.

Als deutscher Stil, der uns anregen kann, wird zwar gegenwärtig vor allem der romanische angepriesen. In allerneuester Zeit sogar das brünstige, fürsten- und pfaffenübermütige, romgesättigte Barock als „Fortsetzung" des Geistes der Gotik! Gewiß, darin haben die Erklimmer dieses tiefgründigen Gedankens recht, daß in beiden Stilen durch eine starke Seelenerregung eine Auflösung der Form stattfand; nur mit dem Unterschied, daß hier im Barock diese Seelenerregung von außen, von der Welt her in die Sinne kam und sich unter der Üppigkeit, Wollust, Pracht- und Prunksucht, unter den sinnlichen Freudenfesten jener Zeit ein vorhandener Stil: die edle Griechenlinie, die Seele der Griechen unter Vergewaltigungen sich bauschte, blähte, wohl auch sprühte, während dort in der Gotik aus dem gerade entgegengesetzten, aus der Verachtung der Welt und dem Freudenfest der Seele zum Himmel ein ganz neues, mit keinem anderen vergleichbares Wesen geboren wurde und seine Flüge zur Höhe zog. Gewiß hat das Barock mit seiner einzigartigen Pracht- und Prunkwirkung mehr von westeuropäischem und damit auch germanischem Geist als sein älterer, ruhigerer Bruder die italienische Wiedergeburt; aber vom Geist der Gotik hat es deshalb doch noch lange nichts und vom deutschen Wesen auch keinen Hauch. Diese Wertungen der Kunstweltweisen wechseln immer: erst war's die deutsche Wiedergeburt, dann die Romanik und jetzt das Barock, die deutsch sind!

Als deutsch zum guten, zu seinem besten Teil kann tatsächlich der romanische Stil angesprochen werden. Besonders seine wehrhaften Umrißlinien, sein in die Höhe strebendes Äußeres, seine Dächer, seine Türme, seine burgartige Gesamterscheinung sind durchaus germanisch. Aber im Innern lebt noch die Basilika. Da dröhnt ehern der römische Geist, allerdings stark gemischt mit deutschem. Deutsches, heidnisches Empfinden, gebändigt und geläutert durch das Christentum, durchbricht die altrömische Feierlichkeit und Starrheit. Altchristlicher, römischer Glaubensklang und deutscher Glaubensdrang vermengen sich. Die Einzelheiten an Säulen und Pfeilern, das Schmuckwerk springt mehr und mehr aus der vor dem neuen Geist erschauernden deutschen Heidenseele, aber die Raumstimmung ist noch römisch.

Das ist bei der Gotik ganz anders. Da ist alles germanisch oder deutsch, wie man will. Sie ist der erste und einzige Stil, der völlig aus einem neuen Geiste sprang und sich in ihm vollendete, der eine ganz neue Kunstwelt aufbaute, die von der Welt des Altertums nichts wußte und ihre eigenen Wurzeln und Stämme trieb und zu ihrem Aufbau keine fremden Tragrippen und Ecksteine brauchte. Aus dem deutschen Wald schlug die Gotik ihre Bauhölzer, holte sie ihre Blätter und Blüten und das gab ihr den grundklaffenden Unterschied von der ganzen südländischen Kunst.

Das Griechentum verbrauchte keine Stämme zu ſeinen Tempeln, trotz der urſprünglichen Holzſäulen, es holte Quader aus der Wüſte. Nordland und Wald und Holz, Südland und Wüſte und Stein ſtehen ſich hier gegenüber, und dieſe Trennungslinie iſt unüberbrückbar. Die griechiſche Kunſt nahm ihren Urſprung in den Wüſten und Wüſtenrandländern Ägyptens und Kleinaſiens. Dort im Pharaonenland und im alten Babylon und Perſien entſtanden die erſten Tempel. Es waren Schattentempel, das heißt, die heiße Sonne dieſer Länder ließ dieſe Völker ihre ſchönſte Stätte, ihr höchſtes Glück im Schatten, nahe an der kühlen Erde ſuchen. Es waren Kinder eines Sonnenhimmels, deshalb ſuchten ſie das Schattenreich, mußten ſie es ſuchen. Sie krochen in flachen Gebäuden am Boden hin, und die Wüſte, der Stein gab den Bauſtoff, gab ihrer Kunſt das Gepräge. Griechenland grenzte durch ſeine Meere an dieſe Länder, nahm ihre Kunſt auf und brachte ſie durch ſein Indogermanentum zu der edlen Höhe, die wir kennen. Griechenland iſt mit ſeinem milden Himmel trotz Bergen und Bäumen Sonnenland und mußte unbedingt der aſiſchen Geſittung, die es umgab, unterliegen.

Bei der Gotik iſt das alles anders. Die Gotik kam aus dem deutſchen Wald, ſie iſt kurzweg der deutſche Wald. Die Germanen waren keine Sonnenſöhne, aber deshalb um ſo mehr Sonnenſehner. Das zeigen klar und deutlich ihre Züge nach Italien, Spanien und bis nach Afrika hinüber. Der Schatten gebar ſie, der lange deutſche Winter, der ewige Regen der Wälder, die Kälte, der Froſt, Sumpf und See, deshalb ſehnten ſie ſich nach der Sonne und deshalb trieben ſie, als ſie bauen konnten, die Spitzen ihrer Gotteshäuſer ſo hoch ins Sonnenlicht hinein, als ſie nur konnten. Darum herrſcht hier die Senkrechte vor, während dort die Wagrechte dem ganzen Bau ſein Gepräge gibt. Klare, ſcharfe Gegenſätze, die tief gehen, tiefer als nur in Stein und Holz, tief bis in die Seele. Die deutſche Seele kam aus dem Wald, die aſiſch-griechiſche Seele aus der Wüſte.

Als die deutſchen Urwälder gefällt waren, flüchtete ſich die ganze Waldſehnſucht der Germanen in die Bauwerke, die ihre Glaubensſehnſucht verkörperten, in die gotiſchen Dome. Alles an ihnen iſt Wald und Pflanzenwerk, ihre Säulen, ihr Maßwerk, ihr Zierwerk, ihre Krabben, die alles überziehen und aufgeregt rauſchen und raunen von ewigen Liedern aus heiligen Wäldern, aus der Urheimat der deutſchen Seele.

Die Seele iſt's, die ſich den Körper baut, die ſich ihre Kunſt ſchafft. Die deutſche Seele baute ſich den gotiſchen Dom, zeugte die gotiſche Kunſt, und niemals wieder ſeitdem gelang ihr das Ganze und Eigene. Alles andere, was in Deutſchland an Kunſt geſchaffen wurde, ſchuf die Griechen-Romanenſeele, und nur die ſchwere deutſche Hand und das ſchwerere deutſche Gehirn, gedankenmäßiger deutſcher Gehirnſchönheitſinn taten einige eigene Linien dazu. Das aber genügt nicht, um eine ſtarke Kunſt zu ſchaffen. Nur die Seele, die geheimſten, tiefſten, ſtärkſten Triebe des Menſchen, das Blut, das in den Adern rollt, das Geblüt (Raſſe) kann ureigenſte und höchſte Kunſt ſchaffen.

Der deutsche Glaubensdrang, der Glaube an den seligen Himmel des Christen, trieb die steinernen Gebete in den Himmel, die wir gotische Dome nennen. Dieser Glaubensgeist war die Fortsetzung des germanischen Glaubens an den endlichen Aufstieg zu Allvater, zu Asgard, zum Götter- und Himmelsgarten. Und hier zeigt sich der zweite grundklaffende Spalt zwischen uns und dem Griechentum. Die Griechen in ihren besten Zeiten stiegen im Tode nicht hinauf, sondern hinab zum Hades, zum Schattenreich. Sie fürchteten deshalb den Tod, während unsere Urväter ihn lobten, den Heldentod, und mit hellem Schrei aufstiegen zu Walhall mit den schimmernden Walküren. Die Griechen schlossen ihre Gottheit in Gestalt eines toten Standbildes in einem dunklen Gehäuse im lichtlosen Tempel, in einem Gefängnis ein; die alten Germanen hörten Gottes lebendigen Odem rauschen im heiligen Hain und wollten das später in ihren Gotteshäusern nicht missen und umzogen die Knäufe ihrer Säulen mit raunendem Blatt und Laub.

Die Asier und Griechen gruben aus dem Zwang ihrer holzarmen Länder die Toten in die Erde, legten sie in Grüfte. Die Germanen ließen die Seele der Gestorbenen in heiliger Flamme zum Himmel lodern. Überall dort der Zwang und Drang zur Erde, und hier zur Höhe. Der asisch-griechische Tempel ist nichts anderes als die in die Höhe gehobene Grabgruft, Totengrust dieser Völker, ist das auf Säulen gesetzte Schattenreich der Griechen. Das eben ist's, was ihm dem ganz entgegengesetzten Gefühl unserer Deutschen den unwiderstehlichen Reiz gibt. Dieser teils schattende, teils hellende, entsagend-lockendlächelnde Marmorschimmer; diese olympische Götterwolke mit dunkler Todesahnung und gebändigter Lebensfreude am Boden hinziehend, dieses unserem Wesen und Fühlen fremde ist's, was unsere Geister wie mit Sklavenketten ewig in diesen Bannkreis fesseln will

Und die Ausgeleertheit und Glaubensarmut unserer Zeit ist's! Deshalb kam diese Kunst in den Zeiten unserer größten Glaubensdürre und Entvölkung, im Anfang des letzten Jahrhunderts, auch am stärksten auf. Hier im heidnischen Altertum, in einer längstversunkenen Welt, gab es keine Widerstände zu überwinden, brauchte man nicht aus der Seele zu schaffen; ein gewisser schöner Geist genügte und das Winkelmaß, weshalb alle diese Griechenkunstschlürfer und Griechenkünstler von Winkelmann, über Schinkel bis zu den heutigen Griechentempel-Theaterfabrikanten, und wenn sie noch so viel können, für unsere Kunst nichts zu bedeuten haben und nur als griechische Künstler, als schöpferische Nachfühler des Griechentums einen gewissen kunstgeschichtlichen Wert haben. Jene Klassiktümler waren deutsch und deutschgläubig ausgeleerte, verödete Geister, die ihre vorhandenen und eben wegen dieser Seelen-Glaubensarmut um so stärker auftretenden Hellheits-, Höhen-, Schönheitssehnsüchte in fremden Formen, mit einem gestorbenen Geiste einer toten Welt zu befriedigen suchen mußten, da ihnen der quellende Born des eigenen Blutes und Stammes, die Sehnsucht der deutschen Seele fehlte, die verschüttet, erstickt worden waren von früher Jugend

an durch den martervollen Bildungsgang durch die schimmernden Marmortrümmerhalden der griechischen und römischen Welt; verschüttet durch unsere sogenannte humanistische Erziehung, Schule, deren Einwirkung in den technischen Hochschulen und Bau- und Kunstschulen in erhöhtem Maße weiter wirkte.

Der gotische Dom ist der germanische, der deutsche Schrei zur Höhe, zum Licht, der griechische Tempel ist die Entsagung, die Gruft. Alles an ihm ist in Ruhe, ist tot wie die Wüste, ist nach deutschem Empfinden müde. Selbst das Blatt des Bärenklaus (Akanthus) erstarrt in der Glut des Südens, und nur das Äußere zeigt in den Säulen und den Giebelfeldern einiges wundersam gebändigtes Leben; das Innere birgt — nichts.

Und da zeigt sich nochmals ein klaffender Riß zwischen diesem Kunstschaffen und Kunstfühlen, das uns als ewiges Maß zu aller Schönheit gelten soll, und unserem Wesen: die deutsche Seele ist verschlossen und öffnet sich nur schwer, und das deutsche Gotteshaus birgt gerade im Innern sein Schönstes und Bestes. Da steigt das Sakramentshäuschen in die Höhe, steil, in schwindelndfeiner Meißelarbeit, wie das nur der Liebe des Deutschen gelingen konnte, wie ein lichter Schönheitsstrahl, wie ein feines Astgewebe, und bunte Fabelwesen tragen das Heiligtum. Hoch am Pfeiler steht die Kanzel, und der schützende Schalldeckel aus Lindenholz schwebt darüber wie ein linder Traum. Zierlichstes Schnitzwerk, feinste deutsche Holzkunst und Seelenkunst! Und alles voll Laubwerk, voll Spitzen und Zacken und Krabben, alles voll Wald und Pflanze. Die Säulen stehen wie ein hoher Buchendom und dazwischen die Pfeiler der Eichen. Die Äste werden zu Gewölberippen, darauf lagert sich der Himmel der Gewölbe in blauen und goldenen Farben. An den Pfeilern und Säulen hinauf, an den Großstämmen kriechen kleinere Stämmchen in sogenannten Diensten und überschießen die Hauptstämme in schlankem Wuchs zum höchsten Himmel des Mittelschiffs. Überall an den Pfeilern stehen und reden eindringlich heilige Gestalten in Blicken und Gebärden, die die Seele andeuten, und nicht den Körper und die Schönheit zeigen wollen. Altäre stehen herum wie hochstenglige Wunderblumen im Märchenwald mit feurigen Bildern aus den heiligen Geschichten, mit überirdischen Wesen und Wiesen, Bäumen und Blumen, Häusern und Burgen und Städten, die sich wie die Wunderblume nur dem Sonntagskind öffnen mit vergoldeten Flügeln. Wie schön, wie köstlich das ist. Und über allem, über den Propheten, den Blutzeugen, den Chorstühlen, dem Taufstein, den Altären, Kanzeln, raunt und rauscht der heilige Wald mit seltsamem Blattgebüschel im steinernen oder lindenhölzernen Gesang der Spitzdächer, Schalldeckel, die zuoberst der Duft des Waldes in einer Blume in Kreuzesform krönt. Und wenn die Sonne hinuntergeht, flammt Gottes Auge selbst herein in den glühenden Lichtern der hohen Glasfenster, die alle Farben der Erde und des Himmels haben, mit liebevollen Wiederholungen des ganzen gotischen Doms.

Das ist das Wesen der Gotik, die Freude zum Himmel und die Lebensfreude an und für sich, während das Griechentum höchstens eine stumme, entsagungsvolle Schönheit aufbringt, gewonnen weniger aus der Seele als aus der Abmessung des wägenden Verstandes. Dort Ruhe, hier Auflösung und Begeisterung; dort das Gerade, hier das Krumme.

Das „Krumme" ist's, in dem wir alles Trennende zusammenfassen können! Die deutsche Seele ist vielfältig, bunt und noch verworren und ungeklärt, unausgegoren, die Völker, die sich mischen in ihr, und der Wilde in ihr kamen noch nicht zur Ruhe; und das „Krumme", das wir haben, wird durch das griechische Gerade nicht gestreckt und geklärt, sondern nur in seinem, nach eigenen Gesetzen vor sich gehenden Entwicklungsgang unterbrochen. Und wenn es einmal geklärt ist, ist es immer noch kein griechisches Gerades, sondern ein veredeltes Krummes!

Voll von Spitzen und Zacken, Ecken und Winkeln, tiefen, geheimen Gängen und erdgründenden Pfeilern, wie die deutsche Seele, ist die gotische Kunst. Ein klarer Spiegel unseres Wesens. Man vergleiche nur eine einzige Einzelheit der griechischen und gotischen Kunst; zum Beispiel die Gliederung der Gesimse. Der Grieche ließ alle Glieder (Profile) vorspringen; in der Gotik springen alle zurück. Dort lauter Stäbe, hier lauter Hohlkehlen. Alles nach innen, wie die deutsche Seele. Auch jeder Gedanke dieses Stils trennt sich mit Klüften von dem griechischen und dem gesamten aus ihm hervorgehenden romanischen Baufühlen.

Und schon daran erkennen wir unseren grundlegenden Geistesunterschied von den Griechen: Während dort jede Spur jener gemütlichen Herzenserregung, die wir Laune, Spaß oder mit dem Fremdwort Humor benennen, fehlt, ist hier alles voll heiterer und ernster, menschlicher und tierischer, teuflischer und himmlischer Gestalten und Gewalten. Schon im Innern des Hauses leben sie, wenn auch mit etwas gedämpftem Odem vor der Heiligkeit des Orts. Aber am Äußeren sprudeln sie mit voller germanischer Lebenslust hervor. Da zeigt sich vor allem die Tierliebe der Germanen, die den Südländern und Romanen fehlt; da speien an den Regentagen die Greifen, Tiger, Löwen, Böcke, Einhörner und andere Spukgestalten von unerhörter Einbildungskraft, die die ganze Welt mit ihrer Fülle versehen könnte, ihren Regengeifer in triefenden Güssen hinab auf die Schädel der dumpfen Philister, daß es eine Pracht ist. Man glaube ja nicht, daß nicht ähnliche Spaßgedanken die Köpfe jener gotischen, mittelalterlichen Baumeister erfüllten! Mehr Spaß und schöpferische Laune als sich tausend Klassiktümler älterer und neuester Art und Renaissance-, Barock- und Biedermeiergrößen von deutsch verarbeitetstem und schöpferischstem Können in ihrem ganzen Leben überhaupt nur vorzustellen vermögen.

Dieses Teufelszeug pfiff auf alle Heiligkeit und verscheuchte damit eben alle Unheiligkeit. Eine unerhörte Gestaltungs- und Geistesfülle! Und entlang den Seitenschiffen erheben sich die Spitzsäulen (Fialen) auf den Strebepfeilern, und

über ihnen schwingen sich die steinernen Bögen hoch hinauf wie schöne Gesänge, wie zitternde Brücken zum Himmel. Ein Einklang und Reinklang einziger Art trotz aller Ungleichheit und Sonderfülle.

Und die Spitzsäulen stehen und rauschen wie Lärchen am Waldsaum, und der stärkste Gesang tönt aus dem größten Baum, der größten Lärche, dem Turm, dem höchsten und stärksten Wunder der Gotik und ihrer technischen und Gedankenkunst. Schwindelnd steigt er zum Himmel in duftigen Sprossen und Gliedern, und aus seiner Brust tönt das Leben, der Glaube und die Weihe aus dem Erz der Glocken, als schüttere das Herz des Gotteshauses.

Alles ist Wald und Leben, auch am Äußern der Gotik, das Maßwerk, das Füllwerk der Mauern und Fenster, in denen die gebogenen Hölzer des Waldes sich zu geometrischen Formen, zu Pässen, Fischblasen usw. veredelten. Die Wimperge und Spitzsäulen sprossen und rauschen von versteinertem, veredeltem Holzleben, und in den Toren wölben sich heilige Waldespforten zum schauernd betretenen heiligen Hain der Väter.

Ein Fest zum Leben ist der gotische Dom, ist die deutsche Kunst, und eine reine Begriffskunst, ein Hemmer nordischer Einbildungskraft und Farben- und Gedankenbuntheit, ein trockener Entsager alles Vielfältigen und damit ein Verächter unseres Fühlens ist die griechische. Eine Kunst des Messens, Wägens und Zirkelns, die damit ihre Höchstleistungen erreicht. Aber nur **ihre** Höchstleistungen. Die Höchstleistungen deutscher Art springen aus unserer Seele, und unser wertender Verstand hat sie nur zu klären und zu veredeln, dann haben wir eine Kunst, die von der Welt des Altertums so wenig weiß wie der Marsbewohner von der Erde und sich doch vollwertig an ihre Seite stellt. Allerdings mit ganz anderen Schönheitsbegriffen. Alles, was die Natur oder selbständig schaffender Menschengeist hervorbringt, alles, was echt und merkwürdig ist, ist schön, nur ist dieser Schönheitsbegriff bei jeder in sich abgeschlossenen Welt, die schon ein einzelnes Menschengehirn sein kann und die besonders alle Völker, die vergangenen Völker ganz gewiß, sind, verschieden. Und unser deutsches Schönheitsauge ist durch das romanische zurechtgesehen, gebannt, verdorben, völlig verschlungen, sodaß es, wenn wir es nicht herausreißen, unsere deutsche Schönheit überhaupt nicht mehr zu sehen vermag, die oft nach den heutigen Begriffen das „Wüste" ist. Ihm erscheint heute das ihm Unechte schön, und das ist unser ganzes verromantes Kunstschaffen, das reine- und Nurschönheitschaffen, und das ist die „attische Ruhe und Klarheit" der griechischen Baukunst „in den Geist unserer Zeit übersetzt", wie ihn unsere Musen„tempel" weisen. Sie sind trotz alledem Griechentempel, und Mummenschanz ist unsere ganze Stilerei seit der Gotik.

Die Gotik ist ein eigener Stil, wenn sie auch in der Gegend von Paris entstand. Die damaligen Gallier waren noch Kelten, die den Germanen sehr nahe standen, und waren zudem so stark mit Franken, nordfranzösisch-germanischen und halbgermanischen (belgischen) Völkerschaften und Normannen von der See

her gemischt, daß wir diesen Stil ruhig als germanischen, deutschen ansprechen dürfen. Sogar nordisch genügt uns, nordisch im Gegensatz zum südlichen, romanischen Empfinden. Auf alle Fälle gibt es nichts Unfranzösischeres im heutigen Sinn als die Gotik. Sie ist das wilde, gärende Nordlandblut, ist die zum Himmelsroß gewordene, freigewordene Drachenbrut des heidnischen Germanentums, ist die Kunstverdichtung in Stein des nassen Nordlandwaldes mit allen seinen Schreckgestalten, die dem zahmen, lateinischen Pan, der die Hirten schreckt, so fremd sind, wie Tor mit den zahnknisternden Ziegenböcken, dem die ambrosischen Locken schüttelnden griechischen Donnerer Zeus. Der gotische Dom ist die verchristlichte Walhall, ist die Himmelsburg mit hundert Toren und Brücken: „ein Wolf hängt vor dem westlichen Tor, über ihm schwebt ein Adler," heißt's in der Edda. Hundert Adler und Wölfe hängen davor! Und die alten Götter und Helden haben sich hereingeflüchtet und sehen uns erhöht und verklärt an in den Steinbildern Sankt Martin-Wotans, Christus-Freyrs, Balder-Siegfried-Sankt-georgs des Lindwurmtöters, Sankt Hubert-Ullers des Schlittschuhläufers und Jägers, Walpurga-Walburgs der Walküre, Frigg-Freya-Muttergottes und anderer. Alles ist deutsch, nur die Namen änderten sich; selbst die Feste: Ostern-Ostara-frühlingsfest, Johannes der Täufer-Sommersonnwendfest, Weihnachten-Julfest, Walpurgisnacht, Fastnacht usw. blieben.

Seit wir von dem Geiste dieser Kunst abrissen, seit wir mit der eindringenden Wiedergeburt des griechisch-römischen Geistes, der sogenannten Renaissance, die Gotik wie ein schlechtes Kleid ablegten, seit die Humanei die geistigen Führer unseres Volkes von ihrer Lebenswurzel abriß, haben wir keine eigene Kunst mehr. Erst in letzter Zeit sind wieder Ansätze dazu da.

Der deutsche Wiedergeburtstil hat nur in seinem gotischen Aufbau, Grundgerippe, deutsches. Sein Kleid, sein Zierwerk ist italienischer Geist. Barock, Rokoko, Napoleonsstil (Empire), Klassiktum und wiederum alles in tollem Wechsel an der Wende des 20. Jahrhunderts, was sind sie anders als ein Fastnachtspiel mit den abgelegten Heldenröcken der Griechen, mit den gedufteten Maitressengewändern der Zeit der französischen Ludwige und mit den Helmen, Roßschweifen, Brustpanzern und „monumentalen" Herkulanum- und Pompejurnen des französischen ersten Kaiserreichs.

Und die Kunst unserer Tage, besonders die Bild- und Malkunst, was ist sie anders als ein auf-dem-Bauch-kriechen vor dem französischen Götzen, und ein sklavisches Tanzen um den Kunstausdruck der gesamten Völker der ganzen Welt bis hin zu den Japanern und Buschmännern in Südafrika. Expressionismus, Impressionismus! Erst führten sie uns die äußere französische Seele ein, die im grünen Baum nur Holz und Laub sieht und der echte französische Seelenausdruck ist, und jetzt bringen sie die innere französische Seele, die die Romanen eigentlich gar nicht haben, die aber immer bei uns bereit liegt und unsere eigentliche Stärke ist.

Zurück zu euch selbst, wenn ihr endlich eine Kunst wollt! Zurück ihr Deutschen zu euren Ursprüngen, euren Sagen, Göttern, Wäldern, Märchen, Heldenliedern, dann werden euch die Flügel wachsen! Aus ihrer Götter- und Sagenwelt, d. h. aus der Natur und ihrer Beseelung, aus ihrem Olymp schufen die Griechen alles und konnte der Wiedergeburtstil noch einmal Großes nachempfinden. Und nur aus unserer Götter- und Sagenwelt, aus der Walhall, aus unserer germanischen Gott- und Weltanschauung heraus, die die Gestalt Christi als größte Lichtgestalt nicht ausschließt, das heißt aus unserem ureigentlichen Wesen, können wir Großes schaffen. Zur Natur müssen wir zurück und zu unseren Göttern, d. h. zu Gott.

Die Gotik kann uns zu diesem Ziele ein ragender Meilenstein sein. Sie wuchs langsam, in Jahrtausenden aus der deutschen Waldseele und brach an vielen Orten fast zu gleicher Zeit hervor, denn ihre Zeit war gekommen, das deutsche Wesen war so weit mit Kunst gesättigt, daß es seine uralten Hochgeziele in feste Formen gießen konnte. Diese Gedanken und selbst alle diese Formen können mit dem zwei- bis dreihundertjährigen Bestehen der Gotik und mit der einbrechenden Wiedergeburt, für die wir nicht einmal imstande sind, den klaren Sinn in deutschen Worten zu geben, nicht abgetan sein. Sie sind auch heute noch da, nur läßt sie unsere verhumante Geistesrichtung, unsere ganz auf das klassische Altertum eingestellte Schulwissenschaft und die von ihr gezüchtete Bauzunft nicht aufkommen.

Wie ein Mahner zum eigenen Wesen ragen die Riesen der gotischen Dome in unsere Zeit herein. Die in Jahrtausenden gebildeten und in Jahrhunderten freigewordenen Riesenkristalle der deutschen Seele! Die Glasberge unseres Märchens, die nur der Schlüssel des Herzens öffnet. Horch, schon klingt uns das knarrende Tor entgegen, tretet heran, schneidet den Finger ab, der an den Kreis einer versinkenden Welt kettet und setzt ihn an das verrostete Schloß. Das Tor springt auf, Wunder, neue Welten gehen euch auf und die Kraft deutschen Geistes fliegt siegreich zur Höhe, höher noch, als der Adler der gotischen Kunst flog. Spätere Weltalter werden von zwei Kunstaltern sprechen: vom griechischen und seinem Gefolge und vom deutschen.

Jetzt ringen wir uns körperlich, staatlich, von den letzten Banden der uns umwohnenden Völker los, jetzt ist auch der Zeitpunkt gekommen, der uns ein für allemal aus den Fesseln und Banden der romanischen Kunstwelt freischlagen muß.

Reformation und Deutschchristentum.

Von Adolf Bartels, Weimar.

(Schluß.)

Am entschiedensten tritt uns Luthers Deutschtum und das Deutschtum der Reformation überhaupt natürlich in dem Neubau entgegen, den Luther und seine Freunde doch errichten mußten, wenn er selber auch nicht, wie Ranke mit Recht hervorhebt, von vornherein die Absicht hatte, eine neue Kirche zu gründen. Schon daß er die Sakramentalkirche und mit ihr den Klerikalismus abschaffte, daß er die Geistlichen aus Mittlern zwischen Gott und Menschen zu Verwaltern des Gottesdienstes machte, bedingte ja große Änderungen, andere aber ergaben sich tiefer her, eben aus der Einstellung der Religion auf die Rechtfertigung durch den Glauben, die Sehnsucht der Seele und das fröhliche Herz. Seele und Herz werden nicht durch fremde, und seien es noch so schöne und feierliche Formen, befriedigt, sie wollen ihre Muttersprache hören und reden, und so erfolgt denn nun die Ausscheidung des Lateinischen aus dem Gottesdienste, die Einführung der deutschen Messe, die allgemeine Durchführung der deutschen Predigt, die Schöpfung des deutschen Kirchenliedes und gewissermaßen als Hintergrund aller dieser Dinge die Bibelübersetzung, alles Taten, die Luthers Christentum zu einem entschiedenen Deutschchristentum machen und das Christentum unlöslich mit der deutschen Kultur verbinden, es auf mehrere Jahrhunderte zum vielleicht stärksten deutschen Kulturfaktor erheben. Ich habe schon früher den Zusammenhang zwischen Religion und Kultur hervorgehoben. Gerade bei uns Deutschen ist er ganz besonders nah und innig, und unser Luther ist in weit höherem Grade Kulturträger, als es bei irgend einem anderen Volke ein Geistlicher, selbst ein reformatorischer, gewesen ist. Was bedeutet John Wicliffe, so wertvoll seine Bibelübersetzung immerhin ist, zuletzt für die englische Kultur, was Savonarola für die italienische, was selbst Calvin für die französische? Alle nicht den zehnten Teil von dem, was Luther für die deutsche; denn er hat uns unsere Sprache und geistige Kultur gewissermaßen neu geschaffen und ist der größte deutsche Schriftsteller bis auf diesen Tag, als solcher, Schriftsteller im höchsten Sinne, selbst Goethe überlegen, der bei aller ungeheuren Dichtergabe doch lange nicht in dem Maße zu allen deutschen Herzen sprechen und die deutsche Natur so unmittelbar offenbaren konnte. Welch einen Kulturmittelpunkt Luther abgibt, das zeigt sich ja auch in dem Umstande, daß die beiden größten künstlerischen Begabungen seiner Zeit, der Maler Albrecht Dürer und der Dichter Hans Sachs ganz nahe bei ihm stehen, und daß auch die Fortentwicklung der deutschen Musik mit ihm zusammenhängt. Man darf auch sagen, daß ein Künstler in Luther steckte, eben weil er ein so unvergleichlicher Meister des Wortes war — sehr schwer enthalte ich mich, das begeisterte Lob Luthers des Schriftstellers durch Gustav Freytag hier wieder zu geben, das die

ungeheure Vielseitigkeit des Mannes und zugleich die überall durchbrechende schöpferische Kraft anschaulich macht. Ich kann leider auch auf die einzelnen Schöpfungen Luthers nicht eingehen, nicht auf seine Bibelübersetzung, die doch so etwas wie eine Neuschöpfung war und deutschen Geist selbst in das uns oft sehr Fremde hineingetragen hat, nicht auf seine Predigt, nicht auf das Kirchenlied. Über dieses letztere habe ich ja in der Einleitung zu meiner Sammlung „Ein feste Burg ist unser Gott" ziemlich ausführlich geschrieben und hervorgehoben, daß es trotz des nicht zu leugnenden Einflusses des lateinischen Liedes, des geistlichen Volksliedes und auch der biblischen Psalmen doch etwas Neues und wesentlich Luthers Schöpfung sei: es trete mit ihm die Persönlichkeit in die christliche Dichtung ein, ob diese zunächst auch noch im Namen der Gemeinde spreche, nicht das innere, subjektive Leben offenbare. — Deutsche Predigt und deutsches Lied waren ja von nun an die Hauptbestandteile des Gottesdienstes. Aber das kirchliche und das religiöse Leben haben von Luther und seinen Zeitgenossen selbstverständlich noch weit mehr neue Formen überliefert bekommen, es hat sich wirklich eine wohlbegründete evangelische Kirche neben die katholische gestellt, eine Organisation, die im Volke Wurzel geschlagen und sich doch im ganzen bis auf diesen Tag bewährt hat. Daß sie nicht rein demokratisch gestaltet wurde, daß sie sich an den Landesherrn anschloß, entsprach sicherlich dem deutschen Wesen und natürlich auch der Zeit. — Neben dem Kirchenwesen haben Luther und die Seinen dann ja auch das Schulwesen umgestaltet oder vielmehr neugestaltet, vielfach sogar neu geschaffen, und auch da doch im allgemeinen das richtige getroffen, mögen auch spätere Zeiten neue Anforderungen gebracht haben. Außerordentlich groß ist der Einfluß der Reformation auf das Familienleben. Wenn Luther auch die Ehe nicht als Sakrament anerkannte, er hat doch der deutschen Ehe, vor allem auch durch sein Vorbild, den ihr eigentümlichen gemütvollen Charakter aufgeprägt und das deutsche Familienleben eigentlich erst begründet. Überhaupt ist sein Einfluß auf das bürgerliche Leben ebenso groß gewesen wie auf das religiöse. „Hausandacht, Ehe und Kinderzucht, Gemeindeleben und Schulwesen, Sitte, Vergnügen, alle herzlichen Empfindungen, alle gesellschaftliche Freude", sagt Gustav Freytag, „weihte er durch seine Lehre und Schrift, überall war er bemüht, neue Marksteine zu setzen, tieferen Grund zu graben. Kein Gebiet menschlicher Pflicht gab es, über welches er seine Deutschen nicht nachzudenken zwang. Durch seine zahlreichen Sermone und kleinen Schriften wirkte er ins Weite, durch zahllose Briefe, in denen er Anfragenden Rat und Trost gab, auf die einzelnen. Wenn er die Zeitgenossen unablässig trieb, selbsttätig zu prüfen, ob ein Herzenswunsch berechtigt sei oder nicht, was der Vater dem Kind, der Untertan der Obrigkeit, der Ratsherr seiner Bürgerschaft zu gewähren schuldig sei, so war der Fortschritt, der durch ihn gemacht wurde, deshalb so bedeutend, weil er auch hier das Gewissen des einzelnen freimachte und an

die Stelle äußeren Zwangs, gegen den sich die Selbstsucht bisher trotzig empört hatte, überall gemütvolle Selbstbeherrschung setzte. Wie schön begreift er die Notwendigkeit, die Kinder durch Schulunterricht zumal in alten Sprachen zu bilden, wie empfiehlt er auch seine geliebte Musik zur Einführung in den Schulen, wie groß wird sein Blick, wenn er die Ratsherren ermahnt, auch Stadtbibliotheken anzulegen. Und wieder, wie gewissenhaft suchte er bei Verlobung und Ehe dem Herzen der Liebenden ein Recht zu sichern gegenüber der harten elterlichen Gewalt. Wohl ist auch sein Gesichtskreis durch die Worte der Schrift begrenzt, aber überall klingt durch sein Predigen, Treiben und Schelten der schöne Grundton seiner deutschen Natur, das Bedürfnis von Freiheit und Zucht, von Liebe und Sittlichkeit." Wahrlich, man wird es nicht bestreiten können, daß, was Luther in die Welt gesetzt hat, zuletzt eben Deutschchristentum war. Luther fühlte sich ja auch als Deutscher, und selbst für das staatliche und politische Leben war er nicht ohne tieferes Verständnis und berührt sich in mancher Hinsicht schon mit Bismarck. Sein Obrigkeitsstandpunkt, wie er beispielsweise im sechzehnten Abschnitt der Augsburgischen Konfession (ich weiß natürlich, daß diese nicht von Luther verfaßt ist) formuliert ist, entspricht zwar den heutigen demokratischen Idealen nicht mehr, aber doch immer noch dem deutschen Wesen, und es wird schwerlich jemals die Zeit kommen, wo es als mit dem christlichen Glauben unvereinbar gehalten werden wird, „nach kaiserlichen und andere üblichen Rechten Urteil und Recht zu sprechen, Übeltäter mit dem Schwerte zu strafen, rechte Kriege zu führen, streiten, kaufen und verkaufen, aufgelegte Eide tun, Eigen haben, ehelich sein usw." „Denn das Evangelium", so begründet die Konfession Luthers Anschauung, „lehret nicht ein äußerlich zeitlich, sondern innerlich, ewig Wesen und Gerechtigkeit des Herzens und stößt nicht um weltlich Regiment, Polizei und Ehestand, sondern will, daß man solches alles halte als wahrhaftige Gottesordnung und in solchen Ständen christliche Liebe und rechte gute Werke, ein jeder nach seinem Beruf, beweise." Ein jeder nach seinem Beruf — da haben wir auch das Individuum, und eben das ist deutsch. — Keine Frage, Luther hat auch seine Grenzen gehabt, er ist in mancher Beziehung nach und nach streng und starr geworden, und Freytag hat wohl recht, wenn er in seinem Leben, wie dem aller Großen, zuletzt die Tragödie erkennt. Aber im ganzen besteht er doch vor dem strengsten Beurteiler, und auch sein Werk besteht. Unzweifelhaft war er eine echt konservative Natur und so wenig geneigt umzustürzen, daß ein Historiker wie Ranke noch bei der Augsburgischen Konfession, die doch die Kirchentrennung zur Tatsache macht, den Eindruck hat, sie schließe sich so ziemlich an den Katholizismus an. Nun, das Kapitel über Glauben und Werke redet auch dort noch immer deutlich genug. Alles in allem ist doch an der Anschauung festzuhalten, daß die Reformation die größte geistige Bewegung ist, welche je eine Nation in den innersten Tiefen aufgewühlt hat, und daß ihre Folgen der

Bewegung selbst durchaus entsprechen. Man kennt Goethes Wort zu Eckermann: „Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegnadeten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Natur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Da ist von Deutschtum nicht die Rede, aber am Ende würde auch Goethe zugegeben haben, daß es deutscher Geist sei, durch den die Hoheit und sittliche Natur des Christentums der Welt wiedergeboren sei, und daß vor allem auch der Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen, die Hineintragung des Christentums ins volle Leben durch ihn, durch Luther, der zwar den Teufel in der Welt sah, aber ihn auch hier überwunden wissen wollte, bewirkt worden sei. Solchen Anschauungen gegenüber wollen die modernen Lagardes, der die Reformation beinahe als Schädigung des Evangeliums ansieht und durch die geistige Bewegung der Zeit nur die Erkenntnis der Kultur als des Weltbeglückenden heraufgeführt annimmt, oder gar die Nietzsches, der die Renaissance unendlich hoch über die Reformation stellt und in dieser nur den energischen Protest zurückgebliebener Geister sieht, „welche die Weltanschauung des Mittelalters noch keineswegs satt hatten und die Zeichen seiner Auflösung, die außerordentliche Verflachung und Veräußerlichung des religiösen Lebens, statt mit Frohlocken, wie sich gebührt, mit tiefem Unmute empfanden" — den gesunden Anschauungen Goethes gegenüber wollen diese modernen Anschauungen sehr wenig besagen. Schade, daß Lagarde und Nietzsche nicht noch den Weltkrieg erlebt haben, ihre Kulturideale würden durch diesen doch wohl mannigfach erschüttert worden sein. Im Gegensatz zu Lagarde, der ja sonst ein entschiedener Vorkämpfer des Deutschtums ist, hat Chamberlain die Behauptung aufgestellt, daß die Reformation den germanischen Geist erst zum Bewußtsein seiner selbst gebracht, entbunden und freigemacht habe, und das läßt sich natürlich hören. Doch bleibe ich lieber bei dem Begriffe Deutschtum, da ich gegen das angelsächsische Christentum, das Chamberlain dann preist, immer meine Bedenken gehabt habe. Luther und die Seinen — welch große Zahl prächtiger Männer aller deutschen Stämme und Stände steht um ihn herum, arbeitet mit ihm, setzt sein Werk fort, verörtlicht es! — haben Deutschland reformiert und die deutsche Form des Christentums geschaffen — daß diese dann auch auf andere Völker, die germanischen vor allem — hinübergewirkt, ja, daß auch die alte Kirche den stärksten und günstigsten Einfluß von der Reformation erhalten

hat, ist ja sehr erfreulich, soll uns aber doch nicht veranlassen, bei der Reformation etwas wie einen internationalen Charakter anzunehmen. Nein, sie ist und bleibt in der Hauptsache deutsch, und ihre Hauptfolge ist die Entwicklung einer ausgesprochen deutschen Kultur.

Religion und Kultur! Aber sank die deutsche Kultur nicht gerade durch die Reformation, liegt nicht gerade unmittelbar hinter ihr ein großer Verfall und dann der Dreißigjährige Krieg? Es ist mir natürlich sehr wohl bekannt, daß die Katholiken, auch die ernstzunehmenden, wie beispielsweise Eichendorff, geradezu eine Unterbrechung der älteren deutschen Kultur durch die Reformation angenommen haben, sowie Nietzsche eine Verzögerung des Heraufkommens der neuen. Beide Anschauungen sind vor dem schärfer blickenden historischen Geiste nicht haltbar. Die von den Katholiken gepriesene mittelalterliche Kultur, die etwa um 1200 ihre Blüte hatte, war schon vor Luthers Zeit so ziemlich zugrunde gegangen, beispielsweise die ästhetische Potenz der Dichtung, wie es der Meistergesang zeigt, fast auf Null gesunken, und auch durch den Einfluß der Renaissance und Reformation konnten wir Deutschen einstweilen nur zu einem Hans Sachs gelangen, aber noch lange nicht zu einem Goethe. Den Boden für das Neue hat die Reformation aber zweifellos bereitet, schon Luther allein durch seine Neuschöpfung der deutschen Sprache, und wenn bald nach seinem Tode, man darf wohl sagen, durch Erschöpfung nach der ungeheuren Arbeit der Reformation ein starker Verfall in Deutschland eintrat, so hat der nicht allzuviel zu besagen, da er die von Luther neugelegten Grundlagen doch nicht erschüttert, sondern im Gegenteil ihre Haltbarkeit erweist. Man hat sich seit Lessing ja gewöhnt, das Zeitalter der Orthodoxie sehr scharf zu beurteilen, und es ist auch nicht zu bestreiten, daß ein neuer Klerikalismus aufkam und die jüdische Gesetzesgerechtigkeit sich gewissermaßen wieder als gleichberechtigt neben die Glaubensgerechtigkeit stellte. Chamberlain behauptet sogar, daß der Protestantismus in gewissem Sinne noch mehr verjudet worden sei, als das katholische Christentum, und für das Puritanertum, das fast ganz in alttestamentlichen Anschauungen lebte, stimmt das ja beinahe; der Verfasser des „Antiklerikus“ ist der Ansicht, daß die lutherische Orthodoxie ganz außerordentlich viel Ähnlichkeit mit dem jüdischen Schriftgelehrtentum habe, und bedauert die übrigens schon bei dem späteren Luther zu findende Anwendung des heilsgeschichtlichen Schemas, nach dem man gewissermaßen erst durch das Judentum hindurch müsse, ehe man Christ werden könne. Nun, wir wollen uns über diese Dinge so wenig aufregen wie über den immer wiederholten Vorwurf, daß der Segen der Reformation in eitel Pfaffengezänk untergegangen sei. Auch der Verfasser des „Antiklerikus“ kann die großen Verdienste der lutherischen Orthodoxie um den Aufbau des christlichen Volkslebens nicht bestreiten und zitiert einen Ausspruch Hans von Schuberts: „Sie hat in den ersten Generationen unermüdlich das neue biblische Begriffs-

material auch in die harten Köpfe der Bauern hineingepredigt und sie zu den neuen Formen des gottesdienstlichen Lebens erzogen, damit ein neues Kirchenvolk mit einer festen Summe evangelischer Sitten und Anschauungen." Wie wäre das deutsche Volk durch den Dreißigjährigen Krieg gekommen ohne diese Erziehung! Und auch in diesem selber haben sich die evangelischen Pfarrer durchaus bewährt, die Kirche ist nicht leer geworden, das evangelische Haus ist stehengeblieben in den Zeiten der schlimmsten Not. Man darf auch sagen, daß die deutsche Kultur erhalten geblieben, ja neue Keimsaaten ausgestreut worden sind gerade während des Krieges. Es liegt für mich nahe, hier wieder an das Kirchenlied zu erinnern, das jetzt einen neuen Aufschwung mit Paul Gerhardt als bedeutendster Erscheinung erlebt und als Ganzes gesehen, wie ich immer wieder hervorgehoben habe, eine Entwicklung unserer lyrischen Dichtung darstellt, die mit der früheren des Minnegesangs und mit der der späteren weltlichen Lyrik sehr wohl zu vergleichen ist. Ohne alle Schwierigkeiten bemächtigt sich das Kirchenlied der neuen formalen Errungenschaften, die die neue, vom Ausland beeinflußte Renaissancedichtung bringt, und schafft mit ihnen im deutschen Geiste, viel echter und wahrer als die vielfach experimentierende weltliche Poesie. Es steckt ungeheuer viel Deutschchristentum im evangelischen Kirchenlied, mag auch andererseits das Konventionell-Biblische oder Orientalische nicht fehlen. In der deutschen Prosa zeigt sich ja ein starkes Herabsinken von der Lutherschen Höhe; erst Herder und Goethe — Lessing und Wieland noch nicht — können wieder schreiben wie Luther, aber evangelische Persönlichkeiten wie Jakob Böhme, der Mystiker, Johann Arndt und Johann Valentin Andreae, Balthasar Schupp und Christian Scriver sind doch auch als Prosaschriftsteller nicht zu übersehen, und bald nach dem großen Kriege ist Gottfried Wilhelm Leibniz da, der erste große deutsche Philosoph, der wohl auch in bestimmter Beziehung Vater der Aufklärung, aber trotzdem und trotz seiner Kirchenvereinigungsbestrebungen ein guter Evangelischer geblieben ist, wie denn er und die ganze philosophische Entwicklung in Deutschland ohne die Reformation überhaupt nicht denkbar sind. — Neben der Dichtkunst und Literatur bleibt in dieser Zeit auch die deutsche Musik unter dem Einfluß der evangelischen Kirche, und ihr Gipfel Johann Sebastian Bach, zwanzig Jahre jünger als Leibniz, ist ja bis auf diesen Tag in seiner Art nicht übertroffen worden. Alles in allem, evangelische Kirche und deutsche Kultur gehen im siebzehnten und noch im beginnenden achtzehnten Jahrhundert Hand in Hand, während die katholische Kirche, wie es Wilhelm Heinrich Riehl einmal ausgeführt hat, im ganzen vom Zeitalter der Gegenreformation ins neunzehnte Jahrhundert hinüberschläft — nur auf dem Gebiete der Baukunst ist sie mit ihrem barocken Jesuitenstil maßgebend gewesen. Dann kommt ja im achtzehnten Jahrhundert eine neue Zeit, es kommt die Aufklärung, englisch-französischen Ursprungs, aber, von Leibniz ganz abgesehen, doch auch nicht ohne selbständige deutsche Vorbildungen, die man in Hettners

„Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" ganz gut studieren kann. Geht durch diese Aufklärung nun nicht das Deutschchristentum Luthers zugrunde, macht es nicht einem internationalen Deismus Platz? Ich möchte trotz Lessing und Mendelssohn diese Anschauung nicht durchgehen lassen, auch in der Aufklärung regen sich gut deutsche Kräfte, unsere heutige theologische Forschung geht auf die Michaelis und Semler und in bestimmter Beziehung ja wohl auch auf Lessing zurück. Als entschiedenes Deutschchristentum möchte ich den die Aufklärung begleitenden, ergänzenden, bekämpfenden Pietismus aufgefaßt wissen, der, wie sie, aus der Abneigung gegen den orthodoxen Klerikalismus mit seiner Gesetzesgerechtigkeit erwächst, aber unendlich viel tiefer als die Aufklärung in das deutsche Leben eindringt und aus der deutschen Seele reiche Schätze hervorgeholt hat. Was wollen, um von dem Wirken Speners und so vieler anderer zu schweigen, allein Tersteegens Gesänge besagen, die noch heute von der Literaturwissenschaft kaum voll gewürdigt sind? Man hat den Pietismus auch als das Einströmen des niederländisch-englischen Calvinismus aufgefaßt, und gewiß mögen da bestimmte Beziehungen existieren, aber ich meine, der Geist ist doch ein anderer, es ist nichts von dem alttestamentlich-puritanischen Geiste bei Spener und seinen Schülern bis auf Novalis hin, sie leben und schreiben in echt deutschchristlichem mystischen Sinne. Es genügt, Jung-Stillings Lebensgeschichte gelesen zu haben, um das nahe Verhältnis dieses pietistischen Christentums zum Deutschtum zu erkennen. Bekanntlich ist kein geringerer als Goethe durch dasselbe hindurchgegangen, und auch Herder hat, ehe der Humanismus bei ihm herrschend wurde, in Nachfolge Hamanns eine christlich-positive Periode gehabt und in ihr vielleicht seine genialsten Gedanken entwickelt. Überhaupt soll man unsere mit Klopstock beginnende klassische Periode nicht, wie es meist geschieht, als im Gegensatz zum Christentum befindlich schauen. Ganz abgesehen davon, daß sie, die Höhe der kulturellen Entwicklung Deutschlands, unbedingt nur durch die befreiende Tat der Reformation möglich geworden war, ganz abgesehen auch davon, daß ein gut Teil ihrer glänzendsten Erscheinungen aus dem evangelischen Pfarrhause hervorgegangen oder durch dasselbe hindurchgegangen war, die christliche, die evangelische Grundlage fehlt bei keinem unserer großen Dichter und Philosophen, und die Behauptung Friedrich Paulsens, daß fast alle die Männer, die unser Volk als seine geistigen Führer und als gute, wahrhaftige und tapfere Männer verehrt, den kirchlich Ungläubigen zuzuzählen sind, dürfte kaum zu halten sein. Den Unkirchlichen, meinetwegen; aber nicht den Ungläubigen: in unserem Deutschchristentum ist, meiner Ansicht nach, für fast alle noch Platz, vor allem für Goethe, für den ich trotz seiner Wandlungen den Namen eines Christen entschieden festhalten möchte. Auch er hat, um mit Luther zu reden, alles, was er getan hat, „aus lauterer Freiheit umsonst getan, ohne damit seinen Nutz oder Seligkeit zu suchen", und das ist die Hauptsache.

Aber ich sehe, daß ich, wenn ich die Betrachtung unserer neueren deutschen Entwicklung von dem meiner Ansicht nach durch die Reformation gegebenen deutsch-christlichen Standpunkt auch nur andeutend, wie bisher, fortführen wollte, heute schwerlich zu Ende kommen würde, und so will ich nur noch einige wenige Behauptungen aufstellen. Unbedingt hat die Romantik, die nach der klassischen Periode einsetzt, trotz der katholisierenden Neigungen so mancher ihrer Vertreter, das Verhältnis von Christentum und Deutschtum noch enger gemacht, unbedingt haben auch die Freiheitskriege, die das Deutschtum zu voller Selbsterkenntnis brachten und den christlichen Sinn wieder erweckten, in dieser Richtung gewirkt. Zwei Gestalten ragen da empor, die ich ohne weiteres als rechte Deutschchristen bezeichnen möchte, Ernst Moritz Arndt, der mir geradezu Ideal ist, und Schleiermacher, dessen Lebenswerk ich als Nichttheologe freilich nicht überschauen kann, der mir aber doch mit der Selbständigmachung des Christentums endlich vollen Ernst gemacht zu haben scheint. Wenn er in der Schrift über seine Glaubenslehre an Herrn Dr. Lücke schreibt: „Der Glaube an die Offenbarung Gottes in Christo ist auf keine Weise von dem Glauben des jüdischen Volkes irgendwie abhängig . . . Die Überzeugung, daß das lebendige Christentum in seinem Fortgange gar keines Stützpunktes in dem Judentum bedürfe, ist eine so alte, als mein religiöses Bewußtsein überhaupt. Für ein freudiges Werk kann ich dieses Bestreben, Christum aus den Weissagungen zu beweisen, niemals erklären; und es tut mir leid, daß sich noch immer so viele würdige Männer damit abquälen. Eben deshalb kann ich aber auch nicht umhin, zu vermuten, daß immer etwas falsches dabei mit zu Grunde liegt und daß es wenigstens dem Mangel an frischer Zuversicht zu der inneren Kraft des Christentums zuzuschreiben ist, wenn man auf diese äußeren Beweise einen großen Wert legt. Oft jedoch ist diese Theorie auch nur ein Zweig einer allgemeinen Anhänglichkeit an das unvollkommene Wesen und die dürftigen Elemente des alten Bundes, der wir uns billig entschlagen sollten, wir, die wir im Besitz des Vollkommenen sind" — wenn Schleiermacher so schreibt, so wäre das, dächte ich, deutlich. Friedrich Nietzsche hat hingegen das alte Testament (natürlich vom poetischen Standpunkt aus, der hier aber gar nicht in Betracht kommt) dem neuen gegenüber in den Himmel erhoben, und auch das spricht deutlich: immer stehen dort, wo dieser ewige Widersprüchler Unheil anrichten möchte, die wichtigsten Interessen des deutschen Volkes auf dem Spiele. Und mit dem Christentum scheint es mir, dem Laien, der sich nicht einbildet, mitreden zu können, der aber aus Literatur und Leben vielfach bestimmte Eindrücke erfahren hat, nun so zu stehen, daß es zwar nach wie vor die Religion der Menschheit bleibt, aber überall bestimmte völkische Ausbildung, Durchbildung oder, wie Sie sagen wollen, erfahren muß. Zumal unsere deutsche evangelische Kirche kann nicht anders als völkisch sein — und ist das im Grunde auch, wie es der Weltkrieg wieder deutlich bewiesen. Wir haben im letzten Jahr-

hundert namentlich von England viel übernommen, und in bestimmten Kreisen sind die englischen — nun sagen wir, religiösen Sitten als besonders fromm oder praktisch aufgefaßt worden — ich habe mich freilich nie mit ihnen befreunden können, und der Weltkrieg zeigt ja wohl nun, was das englische Christentum wert ist. O nein, wir wollen nicht richten, aber ich unterhielt mich neulich mit dem Sohne eines bekannten Hofpredigers über die Stellung, die die englischen und französischen und auch noch die amerikanischen Evangelischen zu uns Deutschen einnehmen, und er sagte mir auf Grund ausgebreiteten Materials, daß sie uns alle verdammten, daß von einem evangelischen Gemeingefühl auf der ganzen Welt nicht die Rede sein könne. Und so wäre es am Ende Zeit, mit dem Deutschchristentum, das meiner Ansicht nach seit Luther da ist und durch die bisherige Entwicklung, wenn nicht der Kirchen, doch des deutschen Lebens und der deutschen Kultur immer mehr gestärkt worden ist, endlich vollen Ernst zu machen. Die religiöse Entwicklung seit Schleiermacher ist ja nicht gerade so, daß man besondere Freude an ihr haben könnte: die theologische Wissenschaft hat im ganzen doch wohl mehr negativ als positiv gewirkt, und ob das, was man uns als neue christliche Lehre auch von geistlicher Seite empfiehlt, noch Christentum, ob nicht eine bloße Weltanschauung, wie jede andere auch, ist, dürfte wenigstens eine offene Frage sein. Daneben ist die von den alten Orthodoxen geschaffene „feste Summe evangelischer Anschauungen und Sitten" im Volke im letzten Jahrhundert ziemlich stark hingeschwunden, und die Gebildeten scheuen sich doch einem guten Teil, sich als Christen zu bekennen. Über den Materialismus der Zeit und die wenigstens vielfach eingetretene Kulturverderbnis will ich nicht einmal reden; denn ich fühle mich zum Sittenprediger nicht berufen. Aber, erinnert nicht unser ganzes Leben sehr stark an das vor der Reformation, ist z. B. die heutige Wohltätigkeit sehr viel was anderes als die äußere Werkheiligkeit der alten Katholiken? Die Rettung kann natürlich nur aus dem erneuten Luthergeist kommen, aber da sich nichts galvanisieren läßt, muß dieser Geist neu aus dem Volkstum heraufbeschworen werden. Nun, wir haben deutschvölkische Bestrebungen, die sehr gern mit christlichen Hand in Hand gehen möchten. Denken Sie nun diesen nicht bloß an Antisemitismus, obgleich die Abneigung gegen das Alte Testament, den schon von Goethe verdammten und auch von der neueren positiven Theologie (Kittel) zum Teil aufgegebenen Jahvismus und vor allem gegen die Zuführung deutscher Jugend in dieses immer mehr steigt und manche Verbitterte schon vom Christentum nichts mehr wissen wollen, weil sie an seine Loslösung vom Judentum nicht glauben können, denken Sie auch nicht an Schlußfolgerungen aus Chamberlainschen Geschichtskonstruktionen und modernen Rassetheorien. Nein, es regt sich einfach ein schlichtes, deutsches Volksgefühl, das auch den bösen Erscheinungen in der Kriegszeit gegenüber, daß wir nun eigentlich alle genug geschachert und uns genug amüsiert haben, daß wir nun auch wie

einmal glauben und beten könnten. Und natürlich erwartet man das neue Leben von der Kirche, die ja zwar nicht mehr, wie einst, die mächtigste aller Lebensmächte, aber doch immer noch die vornehmste, weil geistigste ist. Kann sie sich aus sich selber helfen? Da fallen mir zwei Aussprüche des großen Volksschriftstellers Jeremias Gotthelf ein, der ja Pfarrer war, und den ich vielleicht als dritten zu Arndt und Schleiermacher hätte stellen sollen: der eine, daß das Ziehen und Bilden des Menschen die Hauptsache sei und nicht das Umschaffen der Zustände der Erde zu einem Himmel, und der andere, Christus sei deswegen die Brücke zur Wahrheit, weil er uns das Geheimnis der Hingabe an Gott, verbunden mit selbständiger freier Entwicklung des Individuums, gebracht habe. Stecken da nicht vielleicht Keime zu einem neuen stärkeren Deutschchristentum? Auch praktische Vorarbeit ist mancherlei geleistet worden. So erschien z. B. im Jahre 1893 im Verlag von Friedrich Wilhelm Grunow, Leipzig, ein Buch „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus von einem christlichen Theologen", das gegen die bekannte Kulturstufentheorie der Pädagogen kräftig vorging und für deutsche Knaben deutsche Erziehung verlangte. Manches aus ihm hat der schon öfter genannte „Antiklerikus" wieder aufgenommen, der überhaupt ein für einen modernen Theologen doch nicht zu umgehendes Buch ist, mag man ihm auch nicht in allem zustimmen können. Selbstverständlich, neue Reformen erfordern neue Männer, wir können weiter nichts tun, als diesen den Boden bereiten, und vielleicht wäre in Anbetracht der außerordentlich schwierigen modernen Verhältnisse wirklich ein neuer Luther not. Etwas werden wir aber alle durch diesen Weltkrieg lernen, vor allem doch wohl, daß zwischen der evangelischen Kirche und dem deutschen Volkstum die engsten Beziehungen existieren, und daß es in Zukunft nicht mehr angehen wird, Volk, Vaterland, Heimat von der Kirche aus in dem Maße, wie es üblich war, zu ignorieren. Gewiß, Christi Reich ist nicht von dieser Welt, aber wir wachsen von dieser aus hinein, und wenn wir wachsen sollen, so müssen wir auch irgendwo festwurzeln. Und da gibt es eben zuletzt nichts anderes als das Volkstum. Das deutsche Volkstum hat unserem Luther alles gegeben, was er gebrauchte — sollte es nicht auch noch für die deutsch-evangelische Kirche der Zukunft reichen?

Neu und alt.

Das Neue ist ein Schleuderstein,
der fliegt so wild zur Welt hinein,
und wer ihn wirft mit kühner Hand,
dünkt sich gottstürzender Gigant.

Doch wird das Neue wieder alt,
ward es zum Baustein, der gibt Halt
zu festem Stand und reiner Schau,
der ew'gen Gottheit Tempelbau.

Hans von Wolzogen.

Die Amadis-Dichtung des Grafen Gobineau.

Von Rudolf Schlösser, Jena.

Ein seltsameres literarisches Geschick als das des Grafen Gobineau läßt sich kaum denken. Von seinen französischen Landsleuten zu Lebzeiten nur spärlich anerkannt, wäre der eigenartige Denker und Dichter nach seinem Tode aller Wahrscheinlichkeit nach schnell der Vergessenheit anheimgefallen, wenn nicht dem schon Verblichenen Deutschland zu einer zweiten Heimat und zur Wiege eines späten, aber unvergänglichen Ruhmes geworden wäre. Die Wirkungen seines großen Werkes über die Ungleichheit der Menschenrassen sind, wie man sich auch immer zu dem Ganzen stellen oder seine Haltbarkeit im einzelnen beurteilen mag, aus unserem Geistesleben nicht mehr wegzudenken, und wie stark der Dichter Gobineau diesseits der Vogesen eingeschlagen hat, dafür genügt wohl schon der Hinweis auf seine geschichtliche Szenenreihe „Die Renaissance", die uns im Verlauf zweier Jahrzehnte zum unverlierbaren Eigentum geworden ist. Alles das wäre aber trotz der hervorragenden Eigenschaften Gobineaus kaum denkbar, wenn nicht unsere Empfindung, daß dieser germanisch gesinnte und germanisch gerichtete Franzose gewissermaßen uns angehöre, zu gutem Recht bestünde, und unter diesem Gesichtspunkt begreift man es auch am ersten, daß er mitten im Weltkriege auf neue Eroberungen in Deutschland hat ausgehen können. Nicht genug damit, daß Ludwig Schemann, der beredteste und sieghafteste Anwalt dieses Großen, 1916 den zweiten und letzten Band seiner monumentalen Gobineau-Biographie (Straßburg, Trübner) hat vorlegen dürfen, konnte ein Jahr danach der deutschen Leserschaft eine Nachlaßschrift des Grafen über Frankreichs Schicksale im Jahre 1870 (Leipzig, Reclam) unterbreitet werden, die dank ihrer unerhörten Freimütigkeit in der Beurteilung französischer Verhältnisse und ihrer peinlich strengen Gewissenhaftigkeit gegenüber dem deutschen Widersacher geeignet ist, unseren Glauben an den Verfasser noch zu verstärken. Und an dritter Stelle wirbt nunmehr, 1918, Martin Otto Johannes für Gobineau, indem er dem ersten Teil seiner Übertragung der gewaltigen epischen Dichtung Amadis (Leipzig, Matthes 1913) den zweiten folgen läßt. Es ist das um so anerkennenswerter, als gerade der Amadis von allem Anfang ein Stiefkind des Glückes gewesen ist: den Franzosen schon seiner ganzen Richtung nach unbequem, zudem ihren engherzigen formalen Anforderungen in vielem widerstrebend, bot das Werk dem deutschen Leser nicht ganz geringe sprachliche Schwierigkeiten, die, schon an sich störend, obendrein den Überblick über das mächtige Ganze erschwerten. Manchem mag es auch nicht leicht gefallen sein, von dem festen Boden der Renaissance-Szenen in eine Welt der kühnsten Phantasie überzutreten, und so hat denn die Dichtung trotz der leidenschaftlichen Bewunderung einzelner nicht annähernd die Würdigung gefunden, die sie verdient. Mit Freuden ergreifen wir daher die Gelegenheit, auf ihre Bedeutung hinzuweisen.

Während in der Renaissance der für Gobineau fast allerwärts bezeichnende Rassegedanke vollständig schweigt, tritt er in dem früher begonnenen, in seinen Hauptteilen aber erst später vollendeten Amadis stärker in den Vordergrund, als in irgend einer anderen Dichtung des Verfassers. Aber nicht von vornherein, und nicht überall in ganz gleicher Gestalt. Es läßt sich vielmehr an dem Werk ein Stück Entwicklung des späten Gobineau selbst erkennen, dem nachzugehen nicht ohne Reiz ist.

Der erste der drei Teile des Amadis, 1868 gegen Ende von Gobineaus Gesandtentätigkeit in Athen begonnen und ein Jahr darauf in Rio de Janeiro vollendet, war ursprünglich als geschlossenes Werk für sich gedacht und trat auch als solches 1876 hervor. Die entscheidende Anregung zur Gestaltung der Fabel, deren eigentliche Heimat wohl in der Nachbarschaft der bretonischen Tristan-, Lanzelot- und Gralssagen zu suchen ist, verdankte Gobineau der klassischen Gestaltung des Stoffes in dem an literarischer Gefolgschaft überreichen Amadisroman des Spaniers Montalvo, der noch einmal kurz vor dem Untergang des Rittertums, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, alle Ideale dieser auch Gobineau so lieben und vertrauten Welt aufleben ließ. Freude am Gegenstand also war es, was den Dichter zunächst zur Behandlung antrieb, und so ist denn auch der Zusammenhang Gobineaus mit seiner Quelle nicht zu verkennen. Wohl drängt er die bunte Fülle der Abenteuer stark zusammen und hält in der Behandlung der Liebeserlebnisse gemessen an sich, wohl geht er nicht selten auch auf einige Vertiefung aus, Handlung und Gestalten aber sind zum großen Teil übernommen. Wir bewegen uns in einer Welt der Unwirklichkeit und Romantik, der Feen und Wunder; Abenteuer und Versuchungen, Kämpfe gegen Unholde und Zauberer, Bewährung höchster Rittertugend und Liebestreue sind der Gegenstand der Dichtung, die im ganzen wie im einzelnen, nicht zuletzt in der halb willkürlichen, halb planvollen Verschlingung der verschiedenen Handlungszweige, vielfach an die heitere Kunst Ariosts erinnert. Die Gestalten, unter denen der ritterliche Held Amadis selbst und die Herrin seines Herzens, die stolze Königstochter Oriane, hervorragen, treten gegenüber den Vorgängen zurück; sie bleiben, wenn auch keineswegs physiognomielos, so doch im wesentlichen typisch. Gewiß erschöpft sich das Ganze nicht in Nachdichtung, schon Gobineaus nahes Verhältnis zur Natur und seine Vorliebe für Landschaftliches verraten deutlich den neueren Dichter; der Hauptsache nach verharrt das Werk aber doch innerhalb der Kreise und Vorstellungen des Mittelalters, zu dem sich denn auch sein Eingang mit feierlichem Schwung bekennt. Stellen, die darüber hinausgreifen, wie etwa eine Weissagung der Fee Urgande über die Entwicklung der Musik, die bis tief in die Neuzeit hineinführt, oder das knappe Bild der Kulturentwicklung von den Tagen der Antike bis ins Zeitalter der Burgen und Dome, das wir gelegentlich einer phantastischen Luftfahrt über Griechenland und Italien nach Frankreich erhaschen, begegnen nur

selten. Jedenfalls haben wir aber ein Werk von reinem und hohem Zauber vor uns, das auch in der Form, Alexandriner abwechselnd mit Kurzversen und reizvollen strophischen Gebilden, zum wenigsten den deutschen Geschmack eigenartig und farbig genug anmutet. Auch ein Abschluß fehlt dem Werk nicht, ein Abschluß allerdings, der die Möglichkeit einer weiteren Anknüpfung offen läßt: wohl sind die Hindernisse, die das liebende Heldenpaar trennten, beseitigt, aber Oriane verzichtet großherzig auf Amadis' Besitz, um ihn seiner Ritterpflicht nicht zu entfremden. Und von dieser Möglichkeit, den fallengelassenen Faden wieder aufzunehmen, hat Gobineau in der Tat Gebrauch gemacht. Allerdings nicht nur, um den bunten Fabelteppich weiterzuweben. Von dieser Seite blieb der Gegenstand, soweit wenigstens nicht anderes sich mit ihm verband, für den Dichter erschöpft; der zweite Teil des Amadis schlägt eine ganz neue Richtung ein.

Als Gobineau 1876 sein Werk wieder aufnahm, befand er sich auf der Reise, die ihn, damals noch französischer Geschäftsträger in Stockholm, gemeinsam mit seinem Gönner und Freunde, dem Kaiser Dom Pedro von Brasilien, durch Rußland und über Konstantinopel nach Kleinasien und von dort über Athen und Rom wieder zurückführte und deren Ende mit seiner schroffen Entlassung aus dem Staatsdienst zusammenfiel. In Italien gedieh dann 1875 der zweite Teil zum Abschluß. Aber auch ohne jene bittere berufliche Erfahrung wäre Gobineau als ein anderer an seinen Stoff herangetreten. Bereits die Vorgänge der Jahre 1870 und 1871, die er als Augenzeuge in Frankreich miterlebt, hatten sein seit alters bestehendes Mißverhältnis zu seiner Mit- und Umwelt auf das schärfste wieder hervortreten lassen und insonderheit seinen Glauben an das eigene Volk im innersten erschüttert. Verfall und Entartung, die er von früh auf im Leben der Gegenwart an ihrem unheilbaren Zerstörungswerk tätig zu sehen geglaubt hatte, drängten sich seinen Augen nun förmlich auf, und der neue Einblick in den Osten, den ihm dann weiterhin seine Reise gewährte, konnte seine Sorge um die Zukunft der abendländischen Welt nur noch vermehren. So taucht der Rassegedanke wieder mächtig in ihm empor, und unter seiner Einwirkung wächst sich ihm das Werk, das er seinerzeit als fabelluſtiges Ritterepos begann, zu einer von stärkster Phantasie getragenen Dichtung allegorischer Art aus. Mit aller Bestimmtheit erblickt er nun in Amadis und den Seinen die Vertreter der blonden, reinblütigen Helden- und Edelart, die, von der Überflutung durch die zu immer stärkerer Zahl und Macht anwachsende Masse eines entarteten Mischlingsgeschlechts bedroht, sich schließlich aus einer entgötterten Welt verdrängt sehen und sich auf die unangreifbaren Höhen des Parnaß zurückziehen. In erster Linie brachte dieser veränderte Gesichtspunkt das Bedürfnis nach einer Hebung und Verstärkung des Gegenspiels mit sich, und um sie zu erzielen, ließ Gobineau in das Bett seiner Amadis-Fabel kühnlich den Strom der Merlin-Legende einfließen, um so zu einem ganz Neuen zu gelangen. Dem großen Zauberer selbst fällt dabei allerdings,

obwohl er als Sprößling aus der Verbindung eines höllischen Dämons und einer reinen Nonne gleichsam den Urtypus des Mischlings darstellt, eine schwankende Rolle zu: von Verehrung und Liebe für Amadis und die Seinen beseelt, sieht er sich doch zugleich im Banne Vivianens, die, seine Kreatur und Meisterin zugleich, ihn auf ihre abschüssigen Pfade zwingt. In ihr erkennen wir alsbald die Führerin der heldenfeindlichen Mächte, in ihr verkörpern sich die Begriffe, die die Gedankenwelt des Rittertums zu untergraben beginnen. Ihr Werk vor allem ist es, daß ein Ritter aus getrübtem Blute, Ayglain, der bei Gobineau die Verbindung zwischen der Merlin- und der Amadisfabel herstellt, von dem eitlen Schimmer nichtiger Ruhmsucht geblendet, die den Schein über das Wesen stellt, mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln nach Amadis' Überwindung strebt. Zweimal tritt er ihm gewappnet gegenüber, das erste Mal, um nur durch Zaubertrug den Rächerhänden des Helden zu entrinnen, das zweite Mal, um ihn mit Hilfe höllischer Künste äußerlich, aber nicht innerlich zu übermannen, bis schließlich die übertäubte Stimme der Ehre wieder in ihm erwacht und er sich freiwillig zu einem dritten, lauteren Kampfe stellt, in welchem er Amadis sieggewohntem Schwerte unterliegt. Und neben Viviane, als Gobineau eigenste Erfindung, der oströmische Kaiser Theophrast, der platt und niedrig gesinnte, nur von trüben Macht- und Gewinninstinkten geleitete Herrscher von Nicäa, und seine Tochter, die liebeverlangende, aber echter Liebe unfähige Diamante; auf der anderen Seite, als Amadis Gefährten, die stolzen Ritter der Tafelrunde, voran Parzival und Gawan. Und mit Gobineaus neuen Aufgaben hat sich auch seine Behandlungsweise gewandelt: statt der buntwechselnden Märchenbilder des ersten Teils finden wir großzügige Fresken, die, wenn auch untereinander nur locker verbunden, doch mit ungeheurer Wucht wirken und den Gedanken, es handle sich hier um die Verkörperung von Abstraktem, garnicht erst aufkommen lassen. So etwa die mächtige Szene auf einer Galerie hoch über der byzantinischen Palastkapelle zu Nicäa, wo Diamante an Amadis Bruder Galaor ihre Verführungskünste versucht, während aus der Tiefe das Kyrie der Mönche emportönt, ferner die Versammlung der Ritter um Amadis und Oriane und ihr stürmischer Entschluß, den feindlichen Mächten mannhaft zu trotzen, und vor allem der Auszug der Heldenschar durch die Nacht und den dumpfen Brodem einer ersterbenden Welt in das Land der Dichtung. Daß die Gedankenlast des zweiten Teils ungleich schwerer ist als die des ersten, bringen die Voraussetzungen unweigerlich mit sich, aber auch hier triumphiert Gobineaus künstlerisches Vermögen über alles Leblose und Starre: Auftritte wie die Unterredung zwischen Parzival und einem indischen Büßer, in der zwei grundverschiedene, aber gleich hohe Weltansichten einander gegenübertreten, oder die Zwiesprache des über den Sieg seiner Sache triumphierenden Ahriman mit seinem Gewissen erheben sich zu erstaunlicher Größe. So viel Fabelmäßiges auch noch übrig bleibt, der Gedanke an Ariost verblaßt, und wollen wir Große

bezeichnen, denen sich der Dichter des zweiten Amadis zugesellt, so müssen wir auf Dante und Milton verweisen. Gleichgeblieben ist sich aber Gobineaus reizvolle Form, gleichgeblieben auch die zarte und zugleich hohe Kunst, mit der er die Natur und ihre Erscheinungen den Vorgängen seiner Dichtung dienstbar macht.

Ganz am Ende des zweiten Teiles bieten Theophrast und seine Horden noch einmal alle Gewalt auf, um die Höhen des Parnaß mit stürmender Hand zu nehmen, und so die Ritterschaft auch ihrer letzten Zuflucht zu berauben. Aber ihre wilden Angriffe prallen ohnmächtig ab, sodaß Theophrast schließlich seine Bemühungen abbricht mit dem frechen Lügenwort, sie seien ohnehin zwecklos, da Amadis in Wahrheit niemals existiert habe. Damit ist ein unzweideutiger Abschluß gegeben: die in ein höheres Dasein gerettete Schar der Edlen und die heldenlos gewordene gemeine Welt scheinen für immer voneinander geschieden, die Niedrigkeit ihrem Schicksal überlassen. Aber sei es nun, daß dieser schroffe Ausklang den Dichter selbst nicht befriedigte, oder daß die Lockung zu neuen Ausblicken sich bei ihm doch stärker erwies, als er zunächst glauben mochte: jedenfalls vermochte er der Versuchung nicht zu widerstehen, die ihm lieb gewordenen Gestalten alsbald ein drittes Mal heraufzuführen: seine letzten Lebensjahre, bis 1882, gehörten einer weiteren Fortsetzung des Amadis, deren letzte Gesänge allerdings leider nicht mehr zur vollen Ausgestaltung gelangt sind und in der großen Gesamtausgabe von 1887 nur in Bruchstücken vorliegen. Die Ahnung gewaltiger Entscheidung lockt Amadis und die ihm am nächsten stehen noch einmal hinaus in die Welt, die inzwischen gänzlicher Entartung verfallen ist. Sie finden Viviane gealtert und in tiefem Elend, das Kind, das sie Ayglain geboren, seiner Thronrechte beraubt. Die Herrschaft Theophrasts und seiner Nachfolger ist längst gestürzt, an seiner Stelle hat sich aus den rohen Pöbelmassen der skrupellose und genußsüchtige Demagog Barabbas aufgeschwungen, dem die von ihrer fürstlichen Höhe herabgesunkene Diamante zur Seite lebt, bis auch seine Herrlichkeit in einem Chaos von Blut und Flammen versinkt. Dabei wagt Gobineau einen neuen kühnen Schritt: während bis dahin, trotz der handgreiflichen Beziehungen zur Gegenwart, die Vorgänge der Handlung räumlich und zeitlich in eine ideale Ferne gerückt waren, betritt der Dichter nunmehr, unbekümmert um die Mischung der Zeiten, entschlossen den Boden der modernen Großstadt mit ihren Fabriken und Arbeitervierteln, ihren Massenbewegungen und Straßentumulten. Und noch ein anderes ist neu: die Blutentartung hat für Gobineau jetzt eine ganz besondere Färbung angenommen: als eine Wiederholung und Fortsetzung des Rassenchaos im sinkenden römischen Reiche ist sie für ihn in erster Linie eine romanische, mit aller Kraft regt sich in ihm die Abneigung gegen das, was sich lateinische Rasse nennt und als dessen Symbol die blutgierige römische Wölfin ihr Geheul in die letzten Gesänge des Amadis mischt, während der fränkisch-germanische Charakter der Heldenwelt ungleich stärker hervorgehoben wird, als irgend vorher.

Vor allem aber schießt nun mächtig die Saat empor, welche die letzte Reise nach Osten in Gobineaus Gemüt gestreut hatte: die gelbe Gefahr taucht auf und bedroht die gesamte Welt des Westens mit schmachvollem Untergang. Gobineau glaubte an eine Eroberung Chinas durch Rußland und im Anschluß daran an eine kriegerische Überschwemmung der alten Kulturvölker Europas mit mongolischen Scharen. Ihnen zu begegnen, rüstet sich Amadis mit den Seinen und den spärlichen Reingesinnten unter den Mitlebenden zum letzten Kampf. Auf der Ebene von Châlons kommt es zum furchtbaren Zusammenstoß. Unbesiegt, aber erstickt unter den Haufen ihrer Opfer sinkt die Heldenschar dahin, die Feen aber, die sich in Engel des Himmels verwandeln, geleiten ihre Seelen empor zum Sitz der Unsterblichkeit.

Die geschichtliche Entwicklung hat Gobineaus letzter Weissagung insofern unrecht gegeben, als seither der russische Koloß zusammengebrochen ist. Ob die unvermeidliche Auseinandersetzung zwischen der weißen und gelben Rasse dadurch nicht ein noch drohenderes Ansehen gewonnen hat, ist eine andere Frage, die uns hier nicht weiter zu beschäftigen hat. Denn so wesentlich Gobineaus Gedankenwelt für das Verständnis des Amadis sein mag, vor allem bleibt sein großes Gedicht doch eine künstlerische Leistung, bei der es in erster Linie nicht auf die Falschheit oder Richtigkeit der darin zum Ausdruck gelangenden Ideen ankommt, sondern auf die Kraft ihrer dichterischen Verkörperung, und in dieser Hinsicht gibt auch der dritte Teil seinen Vorläufern nichts nach. Wir haben es im Amadis zu tun mit dem gewaltigen, machtvoll gestalteten dichterischen Bekenntnis einer erstaunlich starken und eigenartigen Persönlichkeit, die auch dem Widerstrebenden den Glauben an ihre außerordentliche Art und ihr überragendes künstlerisches Vermögen sieghaft abtrotzt. Und trotz ihres seltsamen Heranwachsens, trotz der Abgerissenheit ihrer Darstellung bleibt die Dichtung ein geschlossenes, von aller Zerfahrenheit freies Werk. Ihre drei Teile verhalten sich zueinander wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Mit einem Aufwand von Ernst und Willenskraft, der der großen Aufgabe würdig ist, hat sich Martin Otto Johannes an die dichterische Übertragung des Werkes gewagt. Inwieweit sie ihm geglückt ist, steht dahin. Die Schwächen der Arbeit liegen auf der Hand. Vor allem ist es dem Verdeutscher nicht gelungen, den Urtext weit genug von sich abzudrängen, um ihn mit sicherem Blick zu überschauen und in Freiheit künstlerisch neu gestalten zu können. Allzugroße Gewissenhaftigkeit hat ihn mannigfach zu Härten und Gewaltsamkeiten verleitet, die nicht nur den Genuß beeinträchtigen, sondern auch die Lesbarkeit erschweren. Trotzdem sollte man über seine Leistung nicht leichthin den Stab brechen. Die Eindeutschung des Amadis ist eine so ungeheure Aufgabe, daß der erste Versuch nicht wohl anders als unvollkommen ausfallen konnte; die Notwendigkeit eines solchen Versuchs war aber so dringend, daß die Unvollkommenheit seiner Lösung

uns noch keineswegs zu einer Ablehnung berechtigt. Es gibt genug hervorragende Werke, für die wir auf fragwürdigere und vor allem minder gewissenhafte Übersetzungen angewiesen sind und die wir uns doch nicht nehmen lassen. In letzter Linie entscheiden in solchen Fällen Einsicht, Verständnis und Einfühlungsvermögen des Lesers. Wo diese nicht mangeln, wird auch die Verdeutschung von Johannes eine annähernde Vorstellung von der Größe und Bedeutung des Amadis zu vermitteln vermögen und alsdann sicher auch den Wunsch erwecken, der dritte Teil möchte den beiden anderen bald nachfolgen.

Lüge und Wahrheit.

Von Hans von Wolzogen, Bayreuth.

Wir stehen im Kampfe gegen eine große Lüge. Wohl sind es im Grunde der Dinge zwei Weltanschauungen, die sich bekämpfen, sich immer bekämpfen müssen. Wohl sind es, rein sachlich betrachtet, wirtschaftliche Rücksichten und Bestrebungen, deren „Konkurrenz" sich bis zum Kriege gesteigert hat. Wohl ist es schließlich der Welthandel, der seine im Kriege unerledigten Geschäfte im Frieden völlig durchzuführen hofft. Aber die Form, worunter unsere Gegnerschaft insgesamt gegen uns kämpft, ist nur äußerlich eine solche des ehrlichen und mutigen Waffenganges. Was sie innerlich, ihrem wirkenden Geiste nach sei, das zeigt sich schon in jener Beschuldigung, daß wir diejenigen sein sollen, welche nur durch Waffengewalt den Frieden ersiegen wollen, während doch eben die Gegner es sind, die uns zum Dauerkampfe zwingen, indem sie nicht Frieden zu schließen erklären vor unserer völligen Vernichtung durch ihre Waffen. Dies ist der Ton der großen Lüge, der die ganze feindliche Kriegführung durchklingt, der das immer wieder anfeuernde Leitmotiv ihrer Kampflust und ihres Vernichtungswillens anstimmt. Nichts wird zur Begründung, zur Fortführung, zur Weihe des Krieges von jener Seite vorgebracht, was nicht Lüge wäre. Lüge — Verleumdung — Lästerung! Um uns bekämpfen zu können, müssen sie uns erst zum Lügenbilde machen, und gegen ihre Lügenbilder müssen wir kämpfen. Dadurch wird der ganze Krieg gleichsam zum Phantom. Die Welt, in der die Phantome ihre Rollen spielen, ist eine ganz und gar verkehrte Welt. Der Sinn des Krieges, den wir im Kampfe der Weltanschauungen finden wollten, ist zum Wahnsinn derer geworden, die nur noch in der Lüge leben und kämpfen können. Wahnsinnig gewordene Gespenster! Ist es nicht zu befürchten, daß auch ein endlich durch solchen Krieg erkämpfter Friede nichts Besseres sein werde als ein Phantom, eine Lügengeburt, ein Gespensterfriede? Wie wollen wir uns davor bewahren?

Wir würden unseres Sieges über die Gespenster sicher sein dürfen, wenn wir nicht selbst zu einem großen Teile und in einem hohen Grade ihrem dämonischen

Einflusse schon unterlegen wären. Während wir sie draußen mit dem Schwerte schlugen, wurden wir drinnen ihres Geistes Gefangene. Ja, wenn auch unsere Waffen siegten, wie es ihre Art und Bestimmung ist: der Gespensterfriede droht, weil sich auf unserer Seite eben solche Gespenster mit an den Tisch setzen — weil deutsche Wahrhaftigkeit, die unsere Waffen führte, im Innern des Volkes — um der „Verständigung" mit der großen Lüge willen — schon selbst zum Lügenknecht geworden ist. Wie soll man sich „verständigen" mit solchen, die den Verstand verloren haben? Etwa dadurch, daß man ihn selber verliert? Das dürfte eine arge Enttäuschung geben. In dem Augenblicke, da die jetzt so Wahnwitzigen sich mit uns an den Verständigungstisch setzen, werden sie ihren Verstand völlig wieder beisammen haben und sich auf ihren Vorteil nur zu gut verstehen. Unsere Wahrhaftigkeit aber wird wieder einmal machtlos sein gegen die große Lüge, weil unseren Verstand der Wahn getrübt hat, daß Wahrheit und Lüge sich versöhnen könnten. Nein, vergessen wir nie, was „anders" ist, und bedenken wir wohl, was wir sind, wenn wir nicht mehr mit den Waffen in der Hand dem Feinde gegenübertreten! Hüten wir uns davor, Gespenster zu sein anstatt deutscher Männer! —

Vor allem sind es drei Spukgestalten, die bei uns umgehen, unsere Sinne verwirren, unsere Kräfte schwächen, unseren Willen brechen. Sie sind gewiß nicht von unserer Art, aber sie nähren sich von einem leidigen Teile unserer Art. Sie leben von unserer Schwäche, von unserem Wahn, als wären sie unser Eigen, ja gar ein besserer Teil unseres Eigens. Sie sind zu uns gekommen, dem Schweifstern des Krieges folgend, als die drei Unweisen aus dem Morgenlande, das goldene Kalb anzubeten: Internationalismus — Demokratisierung — „Humanität". Nur fremde Namen können sie bezeichnen; und die „Humanität" ist der „Kaspar" von den Dreien! Gegen diese Abgesandten und Vertreter der großen Lüge haben wir im Lande weiter zu kämpfen, wenn wir die ehrlichen Waffen niederlegen müssen, weil die Gespenster außen und innen ihren Frieden haben wollen. Ihren Frieden, der nicht der unsere ist! Den undeutschen Frieden, der uns, anstelle der kriegerischen Götterdämmerung draußen, dem bürgerlichen Chaos drinnen zu überliefern verheißt, wo die irren Geister des Freiheitwahnes, des Gleichheitschwindels, der Mehrheitlüge ihr verhängnisvolles Wesen treiben wollen und werden. Diese Phantome müssen wir im Friedenskriege bekämpfen, und wir können sie nur bekämpfen mit der Wahrheit, mit dem, was für uns als Deutsche wahr und wirklich ist. —

Hier gibt es für uns ein „Kriegsziel" von höherer Art und von tieferer Bedeutung als jene noch so wichtigen politisch-sozialen Kriegsziele, die wir etwa erreichen oder nicht erreichen mögen, ganz zu schweigen von denen, die von unseren Gegnern so wahnwitzig-lügenhaft erstrebt werden. Je mehr wir, selbst siegreich, um unseren Kriegsgewinn, unseren deutschen Frieden betrogen werden sollten, und je mehr uns dafür der verfälschte Friede eine Zerrüttung unserer

innenvölkischen Lebensverhältnisse zu bringen droht —: um so mehr gilt es, jenes andere, höhere Kriegsziel im Auge zu behalten und mit dem ganzen Mute des deutschen Kämpfers zu verfolgen. Wenn uns gleich alles zerstört würde, was uns als eine staatliche Macht von eigener Prägung unter den Völkern — mindestens gefürchtet — erhielt, so bliebe uns doch dies Eine, das innerlich Unzerstörbare, das deutsche Volkstum selbst — bliebe uns, solange noch lebendige Tropfen deutschen Blutes in den Adern unseres Volkes kreisen und in einzelnen geistig Begnadeten immer wieder zum Vollbewußtsein deutschen Geistes gelangen. Nicht um die Gewinne und Verluste des Krieges handelt es sich: dies unser Kriegsziel im Frieden ist, daß Deutschland sich selbst gewinne, das Deutschtum sich nicht ganz verliere! Was während des Krieges schon deutsche Art überwuchert hat, soll uns nur dazu dienen, uns zu mahnen an das, was anders und was unser ist. Wir müssen verhüten, daß auch das Deutsche uns zum Phantom werde. Wir müssen der undeutschen Lüge, wo immer wir sie treffen, die deutsche Wahrheit, die Erkenntnis unseres wahren Volkstums, entgegenstellen und mit sicherem Trotze behaupten. —

Es ist ein Geisterkampf, gewiß, und unsere Feinde draußen mögen sich die Hände reiben, die keine Waffen mehr gegen uns zu führen brauchen, indem sie meinen: nun sei ja dies so verrucht militärische Deutschland glücklich wieder zurückgebannt in das harmlose Hirngetriebe seiner „Ideologien". Oder auch: es mögen unsere Gegner innen ihres gewaltigen zwischenvölkischen Geschäftsbetriebes aufs neue sich erfreuen und die Blüte der Kultur im welthändlerischen Materialismus sehen. Trug und Lug! Wenn deutscher Geist sich wurzelecht und lebenskräftig entwickelt, bleibt er nicht in Träumen und Phantomen befangen. Er ist eine Kraft und beseelt mit Kräften. Er fordert den ganzen Menschen mit Hirn und Hand zu kräftiger Betätigung auf. Ein Geist, der keine Kraft ist, eine Kraft, die keine Macht hat, eine Macht, die ohne Geist ist — das ist freilich nur ein Phantom, ein Wahn, eine Nichtigkeit. Deutscher Geist aber ist, wenn er wahrhaft ist, auch eine starke Wirklichkeit, ist in der Tat unsere größte Wirklichkeit, berufen und befähigt, wiederum starke Wirklichkeiten zu schaffen, große Lügen zu besiegen. Deutscher Geist ist mannhaft und steht als Volk unter Völkern seinen Mann. Ihm wächst die schirmende Schwerthand so natürlich, wie ihm das Denkerhaupt zum bergenden Gefäße wird. Hören wir nur nicht auf, wie immer das Leben um uns her sich gestalte, diesen deutschen Geist, unser wahrhaftes Volkstum, überall zu pflegen, lebendig zu erhalten, zum Bewußtsein zu erwecken, aus seinen Wurzeln zu neuen Blüten zu entfalten: so dürfen wir sicher sein, daß wir in Zukunft auch wieder ein Volk von Schwertbrüdern ins Feld stellen können, wenn es unseren alten Feinden nochmals einfallen sollte, ihrer Enttäuschung über die deutsche Vernichtung den Verzweiflungsausdruck eines neuen Weltkrieges zu geben. Das ist die mindeste Gefahr, was die draußen denken, tun und lügen. Der

Feind im Innern steht uns täglich Stirn an Stirn gegenüber. Erkennen wir ihn nur und kennen wir uns selbst nur recht! Geben sie uns den Frieden, den sie wollen: wir geben ihnen den Kampf, der ihnen gebührt. Und dabei seien wir des einen getrost: schon das bloße starkbewußte Vorhandensein des deutschen Geistes bedeutet einen Kampf, und einen siegreichen Kampf. Wir kennen den deutschen Geist nicht anders, denn als einen Geist des Sieges — der Wahrheit über die Lüge. —

Niederdeutsch oder Niederländisch?

Von Dr. Hans Witte, Neustrelitz.

Die Vlamen sind gleich den Holländern ein Zweig des großen niederdeutschen Stammes, der sich von Dünkirchen — früher von Boulogne (Boone) — bis an die Finnischen Schären erstreckt. Eine Binsenwahrheit! Man scheut sich fast sie auszusprechen. Und doch, manchem klingt sie jetzt aufrüttelnd wie ein Fanfarenstoß in den Ohren, mancher bestreitet sie hitzig! Das in Holland erscheinende belgische Flüchtlingsblatt „Belgisch Dagblad" hat kürzlich in einer Auseinandersetzung über die in Nordfrankreich zwischen Dünkirchen, St. Omer und der belgischen Grenze noch vorhandene niederdeutsche Bevölkerung mit starker Betonung den Satz in die Welt geschleudert, diese Bevölkerung sei nicht niederdeutsch, sondern flämisch. Das heißt den Wald vor Bäumen nicht sehen, nicht sehen wollen! Gerade weil sie Vlamen sind, sind sie auch Niederdeutsche. Die ethnographische und sprachliche Zugehörigkeit der Vlamen zum Niederdeutschtum ist eine über jeden Zweifel erhabene, schlechthin unbestreitbare Tatsache. Sie mag zumal jetzt den einen angenehm, den anderen unangenehm berühren. Aber Liebe oder Haß kann an ihr nichts ändern.

Neuerdings hausiert man in der Ententepresse mit der Behauptung, die Vlamen seien ihrer Abstammung nach Kelten. Das gehört ins Gebiet der gleichen Lächerlichkeiten, die uns vor Jahren schon Wetterlé in genau der gleichen Weise über die Elsässer aufgetischt hat. In der Sache liegt System. Sie ist auch in Belgien nicht erst von heute. Wer die Städte Belgiens durchwandert, findet in den Straßennamen die alten belgisch-keltischen Stämme der Nervier, Aduatuker, Atrebaten, Menapier usw. verewigt. In Antwerpen hat man dem Nervierhäuptling Boduognat ein Denkmal gesetzt, das zu den schlimmsten Geschmacksverirrungen der modernen belgischen Kunst gehört. In Brüssel trägt eine Straße den Namen des gleichen Häuptlings und ein Platz ist nach Ambiorix benannt. Kurz, überall ein starkes Unterstreichen der keltischen Vorgeschichte des Landes, neben der die so viel näher liegende germanisch-deutsche Vergangenheit stark in den Hintergrund gedrängt erscheint.

Doch die Stimme des Blutes verstummt selbst dann nicht völlig, wenn wie heute politischer Haß die Sinne umnebelt. Der Zugehörigkeit zum niederdeutschen Stamme ist man sich im Mündungsgebiete von Rhein, Maas und Schelde trotz lang andauernder politischer Trennung bis heute bewußt geblieben. Natürlich nicht in dem Maße wie in früheren Zeiten. Im ganzen Mittelalter bezeichneten die Bewohner dieser Gegend ihre Sprache ausschließlich schlechtweg als deutsch, duitsch oder dietsch. 1518 erschien daneben zum ersten Male niederländisch, 1551 niederdeutsch. Alle drei Ausdrücke werden gleichbedeutend nebeneinander gebraucht. „Deutsch" verengerte sich allmählich zur Bedeutung von hochdeutsch. Erst mit der Begründung des Königreichs der Niederlande (1813) gewann der Ausdruck „niederländisch" rasch das entschiedene Uebergewicht. Doch noch tief im 19. Jahrhundert nannte sich das bekannte holländische Wörterbuch von P. Weiland, gleichwie auch sein 1843/44 in Antwerpen veranstalteter Neudruck nicht etwa „niederländisches Wörterbuch", sondern ausdrücklich „niederdeutsches Wörterbuch" (Nederduitsch letterkundig woordenboek). Ein noch im kräftigen Mannesalter stehender bekannter Vlamenführer erzählte mir, er erinnere sich noch, daß seine Mutter das Reden der heimischen Brabanter Mundart „duitsch spreeken" genannt hätte. Der Genter Professor der niederländischen Philologie J. Vercoullie schreibt in seiner von der Königlichen Akademie von Belgien preisgekrönten „Nederlandsche Spraakkunst" (2. Ausgabe, Gent 1900, S. 1) ganz in unserem Sinne: „Nederlandsche taal is de naam van de gesamenlijke Nederduitsche (d. i. Frankische, Saksische en Friesche) tongvallen van Holland en Belgie" usw. namentlich der gebildeten Umgangssprache. Ja auch in unseren Tagen ist die Bezeichnung „niederdeutsch" in dem die Vlamen einschließenden Sinne in Belgien noch nicht verschwunden. Noch heute besteht in Antwerpen eine Vereinigung, die den Namen „Nederduitsche Bond" führt. Sie setzt sich nicht etwa aus Angehörigen des Deutschen Reiches zusammen, sondern aus Vlamen, die, wie die Annahme dieses Bundesnamens zeigt, sich als Niederdeutsche fühlen und bekennen.

So begreiflich es ist, daß deutschfeindlich gesinnte Belgier, Franzosen oder unsere sonstigen Feinde die Anwendung der Bezeichnung niederdeutsch auf Vlamen oder Holländer peinlich berührt, so schwer ist die Aengstlichkeit zu verstehen, mit der manche Deutsche diese Anwendung meiden. Wir sind ja stets in der Schonung der Gefühle der Fremden übertrieben zartfühlend gewesen. Seitdem man uns zur Vergeltung die Ehrentitel Barbaren und Hunnen angehängt hat, brauchte man sich wirklich über die Zweckmäßigkeit solchen Zartgefühls keinen Täuschungen mehr hinzugeben. Geht es so weit, daß man sich scheut, Dinge und Personen bei dem Namen zu nennen, der ihnen von Gottes und Rechtswegen zukommt, so kann das nur als Schwächlichkeit wirken und unserer Sache schaden. Man braucht den Ausdruck „niederländisch" keineswegs zu ächten, wo er paßt, d. h. wo die im Mündungsgebiet von Rhein und Schelde Ansässigen allein gemeint oder

von den sonstigen Niederdeutschen unterschieden werden sollen; aber „niederdeutsch" ist der allein passende Ausdruck für die völkische Gemeinschaft von Dünkirchen bis St. Petersburg und auch für Vlamen und Holländer, wo ihre Zugehörigkeit zu ihr im Bereiche des Gedankens liegt.

Warum sollen wir die Geschäfte unserer Feinde betreiben, indem wir ihnen eine Gemeinschaft vertuschen helfen, die durch Geschichte und Natur, durch nahe Sprach- und Blutsverwandtschaft so handgreiflich deutlich vor aller Augen steht, die sehen wollen?

Alle deutschen Atlanten haben bisher dieser Gemeinschaft deutlich Ausdruck gegeben. Ihre Sprach- und Völkerkarten decken mit der Farbe deutschen oder niederdeutschen Volkstums auch das Gebiet der Holländer und Vlamen. Soll das, nun uns der Krieg in so enge Beziehungen zu den Vlamen gebracht hat, auf einmal anders werden?

Es wirkt wie eine Ironie der Geschichte, daß gerade Dietrich Schäfer hierin vorangehen mußte. In seiner während des Krieges bei Dietrich Reimer in mehreren Auflagen erschienenen schönen „Karte der Länder und Völker Europas, Volkstum und Staatenbildung" hat er für das deutsche Volkstum ziegelrote Flächenfarbe, für das holländische hellgrüne Flächenfarbe und für das flämische Strichelung in der gleichen hellgrünen Farbe gewählt. So ist wohl der Zusammenhang der beiden Zweige des niederländischen Stammes durch Wahl der gleichen Farbe gewahrt, aber sein naher völkischer Zusammenhang mit dem Gesamtdeutschtum ist durch die Anwendung grundverschiedener Farben „vertuscht". Wer von diesen Dingen nichts ahnt, könnte auf den Gedanken kommen, die Deutschen seien von Holländern und Vlamen ebenso grundverschieden, wie von Franzosen oder wenigstens Engländern. Solche Irrtümer aufkommen zu lassen, hatten wir niemals weniger Veranlassung als jetzt.

Der gewiß vorhandene Unterschied wäre auch bei Anwendung der gleichen Grundfarbe zum Ausdruck zu bringen gewesen. Etwa wie es vor einiger Zeit Paul Langhans in einer seiner großen Völkerkarten getan hat. Er unterscheidet dort im Gesamtdeutschtum drei große Gruppen: 1) Oberdeutsche; 2) Niederdeutsche mit hochdeutscher Schriftsprache; 3) Niederdeutsche mit niederdeutscher Schriftsprache. Die letztgenannten sind die Niederländer (Holländer und Vlamen). Allen gibt er als einer großen völkischen Einheit eine gemeinsame Grundfarbe, jedoch in dreierlei Abtönungen.

So überkorrekt wir uns zu geben bemühen, wir haben damit kein Glück. Bei der Übergabe der neuerrichteten flämischen Universität Gent an den Rektor und das Professorenkollegium betonte Generalgouverneur von Bissing, es solle keine deutsche, „aber erst recht keine französische, sondern eine im flämischen Volke wurzelnde niederländische" Hochschule entstehen. Möchten holländische und flämische Kollegen — so fuhr die Rede nach der wörtlichen Wiedergabe des

„Belgischen Kuriers“ vom 23. Oktober 1916, Nr. 546, wie der Übersetzung des „Vlaamschen Nieuws“ sachlich wie im Wortlaut völlig zutreffend fort, — „arbeiten an der Förderung aller jener zahlreichen Belange, die dem ganzen niederdeutschen Volksstamm gemeinsam sind“. Flugs griff die Ententepresse den letzten Ausdruck auf. Man sähe also, die Vlamenuniversität sei nichts als eine Verdeutschungsanstalt. Da mußte doch eine amtliche Richtigstellung kommen und beruhigen! Mit beflissener Eile führte sie (Het Vlaamsche Nieuws vom 29. Oktober 1916) den an zweiter Stelle stehenden Ausdruck „niederdeutsch“ auf ein Versehen (vergissing) der Wiedergabe zurück. Die in Antwerpen erscheinende Zeitung „Het Vlaamsche Nieuws“ (31. Oktober 1916) aber konnte sich nicht enthalten, hierzu die treffende Bemerkung zu machen: niederdeutsch sei „vroeger altijd het woord geweest voor onze taal en voor onzen stam en t'is dus geen gruwel het te gebruiken“.

Wir haben alle Ursache, dem wackeren Vlamenblatt für diese Belehrung dankbar zu sein. Wenn sie nur etwas nützte!

Jedenfalls könnten wir uns in diesen Dingen endlich ein sichereres und unbekümmerteres Auftreten angewöhnen. Ängstliche Korrektheit und Leisetreterei sind nicht die Eigenschaften, mit denen man großen Dingen dient.

Dem Gedächtnisse Otto Eichlers.

Zu seinem 50. Geburtstage am 4. Juli.

Zur Zeit der Lindenblüte und des Rosenduftes ward einst er seinem Volke geschenkt — und wiederum zur Zeit der Hochfülle des Jahres ging er von dannen.

Als Otto Eichler vor einem Jahre die Augen schloß, umbrausten Stürme die deutsche Eiche. Der 19. Juli, der Tag des Triumphes des undeutschen Verzichtsfriedens-Geistes, war der Vortag des Todes Eichlers. Dieses Bild umschließt die ganze herbe Tragik des Lebensendes dieses hochgemuten Deutschkämpen. Ihm ward nicht das Glück beschieden, für sein Volk die bessere Zeit anbrechen zu sehen, für die mit heißem Herzen er doch bis zum letzten Atemzuge gekämpft hatte. Zwar konnte er noch die deutsche Hochstimmung der Augusttage des Jahres 1914 genießen — voll Stolz blickte er damals auf dieses Aufglühen der Seele seines Volkes. Vor allem war der letzte Lebensabschnitt Eichlers durchsonnt von dem von ihm tief empfundenen und immer wieder von neuem gepriesenen Glücke: sein starkes Volk inmitten des es umtosenden Orkans unerschüttert dastehen zu sehen. Um so schmerzlicher mußte von ihm die Tatsache empfunden werden, daß dieses herrliche Volk in seiner Schicksalsstunde einer seiner würdigen Führung ermangelte. Um so erschütternder mußte dieses über seinem Volke schwebende Geschick auf ihn wirken, als er zu allen Zeiten seines Lebens zu dem Genius eines Bismarck emporgesehen, in dessen Taten er das bisher unübertroffene Vorbild deutscher Staatskunst erblickt hatte. Sein herbes Urteil über die Irrungen und Wirrungen der Kriegskanzlerschaft Bethmann Hollwegs ist auch vielen Lesern dieser Blätter in frischer Erinnerung; es hat unter ihnen wohl keinen gegeben, dessen Hinneigung in diesen Kämpfen nicht auf Seiten Eichlers gewesen wären, des für Bestehen, Lebensnotwendigkeiten und Zukunftssicherungen seines Volkes Eintretenden.

Als Langes Nachfolger in der Leitung der „Deutschen Zeitung“ bedürfen die letzten Jahrzehnte der verdienstvollen nationalen Wirksamkeit Eichlers nicht einer ins einzelne gehenden Darstellung. Statt dessen möge ein kurzes Verweilen bei einem seiner früheren Lebensabschnitte gestattet sein, wozu ja der den gesamten Lebenslauf des Dahingeschiedenen in den Kreis der

Glück und Gedeihen der Deutschgesamtheit zum Brennpunkt alles Denkens und Wollens erhebt, der in der Politik daher die Abkehr vom kleinlichen Parteistandpunkte fordert, darüber hinaus — eine logische Ergänzung — aber auch Anwendung auf allen Gebieten des Kultur- und Geisteslebens unseres Volkes verlangt. Nur ein männliches, kraftvolles, auf sich und seine Eigenart stolzes Geschlecht konnte Träger dieses Gedankens sein, und dessen Betätigung mußte zugleich Kampf bedeuten gegen alles anders Geartete, gegen das Betrachtung rückende Gedenktag auffordert. Ein Emporziehen einiger Perlen aus Eichlers Jugendtagen in die Helle des heutigen Tageslichtes ist um so lohnender, als volles Verständnis für den Späteren, den Mann, ja erst aus der Kenntnis des Jünglings erwachsen kann.

Als Eichler in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in die Leitung der Deutschen Zeitung eintrat, war er längst von dem nationalen Gedanken durchglüht. Von jenem Gedanken, der Undeutsche, das Über- und Gegennationale, gegen alle Schädlinge und Parasiten am Baume des deutschen Volkstums. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts war es nun die deutsche akademische Jugend, waren es vor allem die zu Beginn der achtziger Jahre gegründeten, im Kyffhäuserverbande zusammengeschlossenen Vereine Deutscher Studenten, die den in ihren Herzen laut widerhallenden völkischen Hochgedanken auf ihr Panier geschrieben hatten. Selbstverständlich mußte diese junge Schöpfung des wiedererwachten deutschen Geistes auf Widerspruch stoßen. Neben dem Heere indifferenter, weltbürgerlich empfindender Deutschstämmiger, die, ein lebendiges Denkmal aus der einstigen Zeit der nationalen Zerrissenheit, sich zumeist auf passiven Widerstand beschränken, betritt eine andere Schar den Kampfplatz, die, mit feiner Witterung für die Bedeutung des aufgeflammten nationalen Gedankens, in dessen Umsichgreifen eine Bedrohung ihrer eigenen Existenz erblickt und seinen Vertretern daher Kampf bis aufs Messer ansagt. Ihr Hauptbestandteil sind Volksfremde, sind jene Elemente, die auch in den uns heute umtosenden Geisteskämpfen den Fuß auf das Deutsche zu setzen trachten.

Von dem Hintergrunde dieser Kämpfe aus, deren Schauplatz teils die deutschen Universitäten sind, teils das öffentliche Leben, besonders der durch die Presse dargestellte Teil der Öffentlichkeit, sind die Handlungen des jungen Eichler zu beurteilen und zu werten. In eine solche Umgebung gestellt, konnte eine Natur wie die seine nicht untätig bleiben. Als der glänzend und vielseitig Begabte nach abgelegter Reifeprüfung im Alter von 17 Jahren die Universität bezog, stand er bald im Mittelpunkte der damaligen Kämpfe, denn er hatte natürlich keinen Augenblick geschwankt, sich der jungen nationalen Bewegung anzuschließen, zu der es ihn nach Veranlagung und Erziehung mächtig zog. Leuchtendes Heroenvorbild war dem Jünglinge der Schöpfer der nationalen Einheit Deutschlands, dem damals die Herzen der deutschen akademischen Jugend in stürmischer Begeisterung entgegenschlugen, und ein Treitschke, der Lehrer Eichlers in der Geschichte, war berufen, der tief in dem Jünglinge wurzelnden Liebe für deutsches Volkstum und ein starkes deutsches Vaterland mächtigen Antrieb zu geben — Lehrer und Schüler einander kongenial.

Zwei Ereignisse jener Zeit kennzeichnen nun den jungen Eichler ganz besonders: die von ihm veranlaßte großartige studentische Kundgebung zu Ehren der deutschen Aerzte Kaiser Friedrichs am 2. Nov. 1888 und die gleichfalls von ihm beschlossene und glänzend gestaltete Kissinger Bismarck-Huldigung am 10. August 1891. Beide Taten aus gleichem Geiste geboren und ein Aufbäumen des deutschen Geistes wider erlittene Unbill darstellend.

Dem Geschlechte der Heutigen zwar entrückt, dafür aber um so tiefer in die Gemüter der Älteren gegraben sind jene trüben Tage der Jahre 1887 und 88, da — eine Schmach für die deutsche Wissenschaft und ein Faustschlag ins Gesicht ihrer Vertreter — einem englischen Ärzte jüdischer Herkunft das Leben des deutschen Thronerben anvertraut wurde, da dieser Abenteurer von höchst zweifelhafter wissenschaftlicher Befähigung sogar einen schamlosen Angriff auf die Ehre seiner deutschen Amtsgenossen wagte. In feierlicher Wagenauffahrt wurde den schwer Gekränkten, den Professoren v. Bergmann und Gerhardt, von Seiten der Berliner Studenten-

ſchaft eine glänzende Genugtuung bereitet. Für den auf jene Ereigniſſe Rückſchauenden iſt es ſchwer glaublich, daß es damals Kreiſe gab — es war die Geiſtesrichtung der Eugen Richter und der ihr naheſtehenden Preſſe —, die ihrem Schützlinge Mackenzie zu Hilfe eilen zu müſſen glaubten und die aus völkiſchem Stolze und echt vaterländiſchem Empfinden hervorgegangene Tat des akademiſchen Jung-Deutſchland in den Schmutz zerrten. Tief hinein in jene Verhältniſſe und in die undeutſchen Herzen der eben Gekennzeichneten leuchtet ein Aufſatz des ſtud. hiſt. Eichler „Die Kundgebung der Berliner Studentenſchaft und die Preſſe" in den Akademiſchen Blättern. Dieſe Kundgebung, die die Wiederherſtellung der verletzten Ehre deutſcher Gelehrter bezweckte, war von Eichler geleitet, und viel, dünkt uns, will es ſagen, daß dieſes ſein erſtes Auftreten in der Öffentlichkeit ſeine Spitze gegen engliſche Unverſchämtheit richtete.

Noch heller erſtrahlt, noch mehr erhebt die Herzen die Tat des Auguſt 1891. Sie galt dem Helden Deutſchlands. Das Unfaßbare war geſchehen. Er ſtand nicht mehr an dem Platze, der ihm gebührte. Die Gefühle für den einſt Vergötterten zur Schau zu tragen, galt in gewiſſen Kreiſen, die den Ton angaben, nicht mehr für ſchicklich — es war ſtill geworden um den aus ſeiner Höhe geſtürzten Titanen. Umſomehr Licht ſtrahlen aus die Ereigniſſe jener Tage, deren Schauplatz die Städte Kiſſingen und Jena, München und Dresden waren, oder auch Friedrichsruh, des Verbannten Einſiedelei. Aus elementarſtem Volksempfinden geboren, wirkten ſie reinigend gleich dem Strahle, der aus der Wolke herniederfährt. — Mehrere hundert Muſenſöhne aus allen Gauen unſeres Vaterlandes ſind es, die in dem durch Bismarck weltberühmt gewordenen bayriſchen Kurorte zuſammenſtrömen, den Altreichskanzler ihrer unwandelbaren Liebe und Treue zu verſichern und ihm den ſilbernen Ehrenhumpen darzubringen, der auf den Aufruf Eichlers hin aus den Sammlungen der Studentenſchaft — rund 3000 hatten zu dieſer Ehrengabe für den greiſen Staatsmann beigetragen — hervorgegangen war. Umgeben vom Grafen Herbert, Lothar Bucher und Schweninger empfängt der Fürſt die Abordnung. In zündenden Worten feiert Eichler, der Vorſitzende des Komitees, den Fürſten als das ewig leuchtende Vorbild der akademiſchen Jugend. Und nun ergreift der Recke ſelber das Wort zu einer ſeiner ſchönſten, bedeutſamſten Reden. Sie iſt ein Mahnruf an die deutſche Jugend, die künftige Generation; das Gewonnene zu erhalten, den Parteigeiſt zu bekämpfen, ruft er das heranreifende Geſchlecht auf. „Wenn wir zuſammenhalten, werden wir den Teufel aus der Hölle ſchlagen!" Welches Widerhalls ſollte dieſes urgewaltige Wort aus dieſem Munde in unſeren Tagen ſicher ſein! Erhebende, unvergeßliche Stunden folgen. Nichts Ergreifenderes gibt es, als ſich den greiſen Einiger Deutſchlands inmitten der akademiſchen Jugend vorzuſtellen, ſei es als „Burſche unter Burſchen" auf dem von ihr veranſtalteten Feſtkommerſe oder in jenem Augenblicke, da im Garten, in dem auch die übrigen in Kiſſingen anweſenden Studenten ſich verſammelt haben, Eichler wiederum huldigend dem Fürſten naht und zu einem Hoch auf ihn die Anweſenden auffordert. Es war, ſo wird uns berichtet, ein erhebender Anblick: der Fürſt inmitten der Abgeordneten, die wie zum Treuſchwure die Schläger hoch zum Himmel erhoben hielten, und hinter ihnen die Menge der übrigen Studenten; alle in höchſter Begeiſterung die „Wacht am Rhein" ſingend.

Daß Eichler auch ſonſt dem Fürſten nahetreten durfte, iſt den Leſern dieſer Blätter bekannt. Er erzählte ja ſo gern von dieſen Begegnungen, die das Glück ſeiner Jugendjahre waren. Er gehörte auch zu den wenigen, denen es vergönnt war, noch die Züge des verblichenen deutſchen Heros zu ſchauen. In dankbarem Angedenken ſeiner einſtigen Leſergemeinde iſt die prächtige, ſtimmungsvolle Gedenknummer der Deutſchen Welt, die Eichler vor drei Jahren ſeinem Helden zu deſſen hundertjährigem Wiegenfeſte widmete.

Von dem hohen Schwunge ſeiner grunddeutſchen Seele erzählten die geſchilderten Jugendbegebniſſe. Das Bild würde aber nicht vollſtändig ſein, würde nicht noch einer aus höchſtem Idealismus geborenen dritten Jugendtat Eichlers gedacht werden: ſeines Duells mit dem cand. med. Blum. In dieſem Zweikampfe

setzte Eichler sein Leben ein für die Ehre des Vereins Deutscher Studenten, die von jenem, dem Anwalte der studentischen Vereinigung gegennationaler Richtung an der Berliner Universität, maßlos beleidigt worden war. Es dünkt uns wie ein Gottesurteil, daß aus dem Waffengange der ungleichen Gegner — dem überaus gewandten, durch mehr als 20 Mensuren gegangenen Blum stand der kurzsichtige Eichler gegenüber, der bis zum Tage der Forderung keine Pistole in der Hand gehabt hatte — Eichler unversehrt hervorging, während sein Widersacher auf der Strecke blieb. Daß er bei seiner Forderung an den bösartigen Gegner, der mit kalter Überlegung jene Beleidigung ausgesprochen und auch nicht zu deren Rücknahme zu bewegen gewesen war, sich in einem Notstande der Ehre befunden habe, wie er schlimmer nicht gedacht werden kann, erkannten in der der Auseinandersetzung folgenden Schwurgerichtsverhandlung Richter und sogar der Staatsanwalt an. Eichler wurde mit dem niedrigst zulässigen Strafmaße bedacht und nach halbjähriger Festungshaft begnadigt. Trotz der glänzenden Rechtfertigung, die durch den Verlauf der Gerichtsverhandlung Eichlers Verhalten vor der Öffentlichkeit erhalten hatte, hatte dieses Erlebnis doch einen Schatten auf sein junges Leben geworfen, und noch über der Erinnerung des reifen Mannes (siehe Eichlers Aufsatz „Auf dem Donjon in Glatz" in Nr. 22, 16. Jahrggs., der Deutschen Welt) schweben die Geister der Melancholie, die von dem Jünglinge damals Besitz ergriffen hatten.

Wie ein Edelstein leuchtet aus jenen Tagen uns entgegen des Jünglings lautere, heldische Gesinnung. Ihr ebenbürtig ist der Adel seines Geistes. Besonders reizvoll ist es für den Rückschauenden, schon bei dem Jünglinge die Reife und Sicherheit des Urteils anzutreffen, die den Mann in so hohem Maße auszeichneten. Alles Enge und Kleinliche findet nicht den Weg zu ihm; sein stark ausgeprägter geschichtlicher Sinn läßt immer ihn die Dinge aus weitem Abstande betrachten, nach großen Gesichtspunkten sie werten. Wie hätte dieser überlegene Geist, der während seiner langjährigen publizistischen Wirksamkeit einer der Führenden unseres Volkes war, nicht schon in seinen Jugendtagen ein Richtunggebender sein sollen, ein Kompaß, dem sich anzuvertrauen eine glückliche Meerfahrt verbürgte!

Ein solcher Kompaß ist auch Eichlers Festrede, gehalten zu Merseburg auf dem Kaiserkommerse der Vereine Deutscher Studenten Leipzig und Halle. Sie gehört zu dem Schönsten, was Eichler seinem Volke geschenkt hat, und zu dem, was nicht veraltet, denn sie wirkt heute, nach 26 Jahren, fast zeitgemäßer als damals. Von der hohen Warte geschichtlicher Betrachtung aus, die ihn des Deutschen Größe, aber auch alle seine Schwächen und Irrtümer während der 2000jährigen Dauer seines völkischen Seins erkennen läßt, die ihm vor allem den Blick schärft für die Gefahren, von denen das Deutsche umlauert ist, spricht er Worte, deren jedes einzelne aus Erz gemeißelt ist. „Feinde ringsum!" Franzosen und Wallonen, die Dänen im Norden, Polen und Russen, Slowaken und Tschechen — die äußeren Feinde; und im Herzen Deutschlands ein vaterlandsloses Judentum und die durch den „Fürsten Mammon" drohende Gefahr der Entdeutschung. „Sie alle drängen dem Deutschen das rote Gold auf; das sei internationale Münze. Und dafür wollen sie ihm das Gold der nationalen Idee — das einzige, was in deutscher Erde reich gegraben wird — wegnehmen." . . . „Die nationale Idee ist das Rheingold unserer Tage. Und der Kampf darum — das ist die neue deutsche Nibelungen-Not! Auf, meine Herren! Lassen Sie uns in diesem höheren Sinne die Wacht am Rheine halten!" . . . . Und wenn die nationale Idee erst einmal die Millionen deutscher Herzen lebensmächtig erfüllt, dann wird der „große Allerdeutschentag" anheben. „Ihm wollen wir gläubig entgegengehen, nie verzagt; nein, fröhlich. Wie jener alte Nibelung: in der Linken die Fiedel, zu der wir Spielmannslieder von des Reiches Herrlichkeit singen, und in der Rechten das Schwert, mit dem wir uns für deutsche Größe schlagen wollen. . . ."

Tief zu beklagen ist's, daß dieser Sohn der deutschen Erde so vor der Zeit von dannen ging.

*

Erklärung und Aufruf!

Zufolge der in einem Teile der Presse immer wiederkehrenden Behauptung, der Alldeutsche Verband stehe der katholischen Kirche feindlich gegenüber, er fördere den Abfall von ihr, indem er die „Los-von-Rom-Bewegung" ins Leben gerufen habe und begünstige, und darüber hinaus sei er infolge seiner rein machtpolitischen Bestrebungen ein Gegner christlicher Weltanschauung, hat sich eine Reihe angesehener deutscher Männer verpflichtet gefühlt, vor der Öffentlichkeit folgende Erklärung abzugeben:

Wir sind getreue Anhänger der katholischen Kirche und haben uns als begeisterte Deutsche dem Alldeutschen Verbande angeschlossen, weil wir in ihm den tätigsten Vorkämpfer des deutschen Gedankens erkannt haben, der, ohne Rücksicht auf Sonderzwecke zu nehmen, allein der Sache unseres Volkes dienen will und dient.

Als Mitglieder des Alldeutschen Verbandes haben wir nichts erfahren, was die eingangs erwähnten Vorwürfe rechtfertigen würde: wir können auf Grund unserer Zugehörigkeit zum Alldeutschen Verbande und unserer Kenntnis seiner Tätigkeit bezeugen, daß er den christlichen Bekenntnissen mit gleicher Achtung gegenübersteht, daß er keine feindselige Haltung gegenüber der katholischen Kirche eingenommen hat oder einnimmt, und daß er mit der „Los-von-Rom-Bewegung" nichts gem in hat.

Wir wissen aus dem Munde und aus den Handlungen der alldeutschen Führer, daß sie sich darüber klar sind, daß eine Vereinigung, die den Namen Alldeutscher Verband führt, schon ihrem Namen nach gar nicht darauf verzichten kann, deutsche Volksgenossen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses in sich aufzunehmen, wie sie es fertig gebracht hat, solche ohne Rücksicht auf ihre politische Parteistellung bei sich zu halten, sofern sie nur auf dem Boden des Volkstums stehen.

Was den Vorwurf unchristlicher Machtpolitik betrifft, so ist auch er unbegründet: wir wissen, daß der Alldeutsche Verband die Stärkung und Erhaltung deutscher Macht nicht als Selbstzweck betreibt, sondern als Mittel zur Förderung des Wohles, der Freiheit, der Kultur, des Gedeihens unseres Volkes, das — mitten ins Herz Europas zwischen fremde Völker gezwängt — der Macht nicht entraten kann, wenn es sich selbst erhalten will. Die Macht ist für es die Voraussetzung und die Grundlage der Freiheit, des Wohlstandes und der Kultur — und in diesem Sinne verlangt der Alldeutsche Verband eine Politik, die der Erhaltung und Stärkung deutscher Macht dienen soll.

Wenn wir so aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß die gegen den Alldeutschen Verband erhobenen Vorwürfe unbegründet sind, so können wir auch aussprechen, daß wir nirgendwo sonst eine so tatbereite Liebe zum deutschen Volke gefunden haben wie in ihm — nirgends sonst eine so klare Erkenntnis der deutschen Daseins-Bedingungen und der sich daraus ergebenden politischen Forderungen.

Wir betrachten es als vaterländische Pflichterfüllung, dem Alldeutschen Verbande anzugehören und in ihm an der Größe unseres Volkes arbeiten zu helfen, und wir fordern unsere katholischen Volks- und Glaubensgenossen, die in so schwerer Zeit ihre Pflicht gegenüber dem Vaterlande über das Maß des vom Staate Verlangten erfüllen, die als Einzelne in der Heimat ihre Treue durch besondere Leistungen bewähren wollen, auf, sich vertrauensvoll dem Alldeutschen Verbande anzuschließen: sie werden dort finden, was wir gefunden haben — eine Vereinigung deutscher Männer, die in ihr und durch sie nichts anderes wollen, als das Wohl unseres geliebten Volkes zu fördern.

*

Richard Wagners Kunstideale.

Hans von Wolzogen schreibt im Texte der Bayreuther Blätter über diese wertvolle Neuerscheinung folgendes: „Der Verfasser plant eine Reihe kleiner Schriften, welche im Sinne obiger Skizze (die Blätter brachten einen Teil der Broschüre 3) ein Bild deutscher Ästhetik auf Grund der harmonischen Anschauungen Schillers, Schopenhauers und Wagners zeichnen sollen: „Richard Wagners Kunstideale". Inhalt: 1. R. Wagners künstlerische Sinnlichkeit (erweiterter Sonderabdruck aus den „Bayreuther Blättern"); 2. Von der Vervollkommnung der künstlerischen Illusion; Tiefe Zusammenhänge

in den ästhetischen Anschauungen zwischen 3. Schopenhauer und Wagner; 4. Schiller und Schopenhauer; 5. Schiller u. Wagner; 6. Kritik des künstlerischen Ideals; 7. Requiescat Hanslick; 8. Was Nietzsche in „R. W. in Bayreuth" nicht gesehen hat; 9. Der „Wille" im Drama; 10. Neue Darstellungsmöglichkeiten durch Wagners Drama; 11. Der Vorrang des Dichters in aller Kunst; 12. Die dramatische Symphonie in „Maria Stuart". — Diese zwölf Hefte sollen vom Oktober ab in etwa 14tägigen Zwischenräumen (zwei bis drei Bogen stark) erscheinen. Der Vorbestellungspreis für jedes Heft ist zwei Kronen = Mark 1.50 (nach Erscheinen des zwölften Heftes drei Kronen = Mark 2.25). Die Vorbestellungen sind nur an den Herausgeber, Direktor Karl Haller, Waldneukirchen, Ober-Österreich, zu richten. Eine rege Beteiligung unsererseits ist der guten Sache herzlich zu wünschen.

H. v. W."

*

Das Weihnachtsbuch fürs deutsche Haus.

Wilhelm Kotzde: Die Pilgerin, eine Geschichte vom Rhein. Mit Buchschmuck von Franz Stassen. Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart. Preis geb. 8,50 M.

Der Rhein! Wo ist ein Strom mit so viel Lust gesegnet! Das klingt und singt durch dieses Buch; ja, alle Seligkeit und Lieblichkeit und trautes, tiefes, heimeliges Glück ist mit ihr, Irmgard, dem glückhaft-sonnigen Kinde. Aber über den lieblichen Strom, in dessen Fluten Rheintöchter ihr frohes Lied singen, wachsen dräuend Felsen empor; Urgewalt hat sie aufgetürmt, aus furchtbaren Gluten stiegen sie zum Licht des Tages auf. Und der Spielmann singt das gewaltige Leid, das hier in diesen Bergen am Rheinstrome anhub und ein ganzes Volk verschlang, singt von dem Lichte, das einem Weibe leuchtete, und der Nacht, die es auslöschte und dann selber in Feuers Glut verging. Siegfried, Kriemhild, Hagen! Fürwahr, die Kinder dieser Erde schreiten andere Wege denn sonst die Füße der Menschen. Sie reißen den Strom des Schicksals aus seiner Bahn, daß es daherbraust, wilder denn der Feuerstrom, der aus der Tiefe quillt, und alles in seine Wirbel zieht. O Schicksal, wie greifst du mit deiner knochendürren Hand in das Glück der Menschen! Doch wer den Weg geht, den Irmgard ging, der zwingt das Schicksal, denn er zwang sich selbst. Es ist ein gewaltiges Los, das sich in diesem Weibe erfüllt, daß sie über sich hinauswächst zu Menschenhöhen, vor denen die Kraft des Mannes erlahmt, die nur ersteigt, wer alles von sich warf, was sein war.

In dem Kapitel „Am Weltenbrunnen", in dem wir die Pilgerin zu dieser Höhe ihres Ringens aufklimmen sehen, enthüllt der Dichter zugleich seine Weltanschauung, die da ist: Wirf dich in das dunkle Meer, welches der Schoß Gottes ist, versink in seinem Willen, so wird dir alles zufallen. Sein Wille aber ist die Liebe. Erst als Irmgard ganz in dieser Liebe versinkt, hat sie das große Verzeihen, kann sie erlöst werden von ihrem Leid. Hier spricht sich der Sieg des Christentums aus, die letzte, tiefe Offenbarung, die dem germanischen Glauben fehlte und die uns durch Jesus wurde. Der gütige Vater Erkanbald hatte wohl davon, doch ihm fehlte das Heldische; Expo, der dieses hat, ringt sich erst zuletzt hindurch — ihm fehlte die große Ruhe, die bei aller Leidenschaft einem Luther, einem Bismarck eigen war.

Es war kein Leichtes, dies Frauenschicksal zu gestalten, und es gehörte wohl eine Hellhörigkeit dazu, die nur dem großen Dichter in begnadeten Stunden gegeben ist, um so in die geheimsten Gänge der Frauenseele einzudringen. Wer das nicht fühlt, wie alles hier aus den Tiefen quillt, der verspürte wohl nie in sich jenes heilige Ahnen, mit dem der Germane sich vor der Hoheit des Weibes beugte. Ja, ich möchte glauben, daß der Dichter selber vor diesem Schicksale steht wie vor einer Offenbarung, von der er nicht sagen kann, woher sie ihm geworden. Und alle Gestalten, die mit hineingerissen werden in dieses Schicksal, sie werden doch durch den Dichter mit starker Kraft hinaufgeführt zu den Höhen reiner Tragik. Sei es Otto, Irmgards Gemahl, den die Last des Elends in Seelennöte stürzt, daß nur die unendliche Liebe Irmgards ihn lösen kann; oder Eila, das liebliche Kind der Rheinberge, aus deren sonniger Seele es doch zuweilen hervorbricht wie ein Unnenn-

bares, unfaßlich, furchtbar, grauenhaft, gleichwie das Erdfeuer verborgenen Tiefen urgewaltig entströmt; oder Geza, die Alte, die, in ihrem Wesen und Wissen den anderen unbegreiflich, selber schon mythisch dasteht, geisterhaft wie die Gestalten ihres Glaubens, der in ihr untergeht; oder Erpo, den der Dichter wohl mit besonderer Liebe gestaltete, ein Mensch, dem Erdenschwere die Füße fesselt und der doch den Weg zu den Sternen aufgehen will, der in härtestem Ringen endlich alle Fesseln von sich wirft und in Klarheit und Reinheit seinen hohen Weg geht; oder Heinrich, listig und verschlagen, dabei mit tiefstem Ernst um sein deutsches Volk bemüht und von religiöser Schwärmerei durchglüht, eine Natur voller Widersprüche und darum zur Tragik des Nichterreichens verurteilt; oder Kunigunde, die Heilige mit den blassen, durchsichtigen Händen, die doch den Schrei aus der Tiefe, das Sehnen nach Mannesliebe und Mutterglück nicht stillen kann, jener Seligkeit, die Irmgard wunschlos zufiel, die unglückliche Königin, die Deutschlands Größe wohl sieht, sie aber nicht finden kann, weil sie ihr Herz durch den Haß verwirren läßt. Das sind alles starke, großgezeichnete Gestalten, die den Leser in ihren Bann zwingen, bis zum Ende, bis ihre volle Wesenheit sich ihm enthüllte.

Es ist die Zeit Heinrichs II., die im Hintergrunde der Handlung steht, des Kaisers, den auch Gustav Freytag in seinem „Nest der Zaunkönige" dargestellt hat, und es möchte eine anziehende Aufgabe sein, zu vergleichen, wie beide Dichter dieser Gestalt und ihrer Zeit gerecht geworden sind. Und wenn auch die heutige Zeit nur wenig oder nichts von jenen Menschen weiß, es ist doch ein großes Stück deutscher Geschichte, das hier in der „Pilgerin" an uns vorübergleitet, groß freilich nicht sowohl im äußeren Geschehen, als vielmehr im inneren Ringen, dem Ringen um den Ausgleich zwischen germanischer Art und dem Christentum, den nachmals die Gotik gefunden hat. In diesem seinem tiefen kulturgeschichtlichen Gehalte gemahnt die „Pilgerin" oft an Scheffels „Ekkehard", dem ich diesen Roman auch sonst in vielem gleichsetzen möchte. Aber wie bedeutsam diese Seite des Werkes auch sein mag, sie macht doch nicht den Kern und Zweck des Buches aus. Der erfüllt sich in der Enthüllung jenes großen Frauenschicksals, das Wilhelm Kotzde in einer Tiefe geschaut hat, daß es jede Frau ins Innerste bewegen muß. Die deutsche Frau wird nach diesem Buche greifen, denn sie wird das Erschauern fühlen, mit dem der Dichter den Rätseln ihres Wesens gelauscht.

Soll ich noch etwas sagen, so sei es von der Schönheit der Sprache, die auf den letzten Klang abgewogen ist, und der köstlichen Feinheit des Stimmungszaubers, den Wilhelm Kotzde mit Meisterhand in das Bild gewoben hat; auch von dem wunderbaren Ineinanderklingen der alten Glaubensvorstellungen und Volksbräuche mit der neuen, christlichen Zeit.

Franz Staffens Zeichnung zu dem Titel ist wundervoll, eine Pilgerin, wie sie dem Dichter vorgeschwebt haben möchte. In Summa: ein feines, ein tiefes, ein starkes deutsches Buch.

Gerhard Krügel.

*

Besprechungen.

Heinrich, Heinrich. Preußentum u. Demokratie. Preis 1.80 Mk. Schön kartoniert. Deutschnationale Verlagsanstalt, Hamburg 36.

„Todeskampf des Preußentums" so muß man den gegenwärtigen Weltkrieg nennen. — Seit 2000 Jahren besteht die Weltgeschichte wesentlich aus einem Ringen zwischen dem orientalischen Welschtum und dem germanisch-deutschen Ariertum. Die Hauptwaffen unserer Gegner waren und sind trügerische Wahnideen: früher die kirchlichen, seit der Zeit der sogenannten „Aufklärung" aber die politischen Dogmen.

Das Preußentum hat nach dem 30jährigen Krieg das deutsche Volk gerettet. Und gegen das Preußentum hat sich jetzt die Welt verschworen. Ihre Hauptwaffe ist der demokratische Gedanke, die Welschdemokratie und der Welschliberalismus. Es arbeiten die Bolschewiken draußen und die Bolschewiken drinnen Hand in Hand.

Alles, was wir heute hören von „Völkerverbrüderung", „Selbstbestimmungsrecht der Völker" von „demokratischem Frieden" sind welsch-angelsächsische Sirenenklänge, die uns ins Verderben locken wollen. An diesen Gefahren will das Buch

„Preußentum und Demokratie" das deutsche Volk vorbeisteuern. Es weist den geradezu einzigen Wert der Monarchie für Preußen-Deutschland aus der Geschichte nach und entlarvt den asiatisch-mammonistischen Truggeist als den eigentlichen hinter der Weltdemokratie lauernden spiritus rector.

Kürzer und lebendiger ist die Geschichte der Demokratie und ihr Wesensunterschied vom „Preußentum" noch nicht entwickelt worden. Die großen Fragen unserer Zeit, an deren Lösung jeder Deutsche mitarbeiten muß, erfordern mehr als das tägliche Gewäsch der Zeitungen; sie fordern Wissen. Dieses Buch vermittelt der Politik eine starke Grundlage, auf der sie weiterbauen kann, es gibt zugleich in großen klaren Zügen die Richtlinien kommender Friedensarbeit.

Kraeger, H., Prof., Die heilige Not, Reden an das deutsche Volk. Hamburg 36, Deutsch-Nationale Verlagsanstalt. 2.50 M.

Der Verfasser ist vielerorts im Vaterlande durch packende Vorträge über „Die heilige Not" bekannt. Die Reden, hier gesammelt und über den Tag hinaus in deutsche Zukunft weisend, werden zu den vielen Hörern, die sich in die einst flüchtig vernommenen, nun wieder gebotenen Worte tiefer versenken können, eine Menge neuer Leser hinzugewinnen, deren Glauben und Hoffen für unser Volk und unsere Entwicklung in des Verfassers gedankenreichen Ausführungen gestärkt werden.

Seinen Reden vom Kriege hat Kraeger noch einige aus der Zeit vor dem Kriege angeschlossen: einen Vortrag, den er über „Schiller und Deutschland" auf der öffentlichen Feier der Düsseldorfer Kunstakademie 1905 hielt, und einen anderen „Zum Gedächtnis der Freiheitskriege", am 10. März 1913, der seinerzeit von der vaterländischen Presse viel gefeiert, in hunderttausenden von Abzügen und Nachdrücken verbreitet wurde. Auch in der Ansprache zum „Kaiserfest" am 26. Juni 1913 sind in deutlichen Untertönen Ahnungen all des Schweren vernehmbar, das die Jahre uns inzwischen gebracht haben. Mit dieser „Dem Kaiser Heil" überschriebenen Rede schließt das eindrucks- und wirkungsvolle Buch, das mit gutem Recht gerade der Schriftenreihe „Für Kaiser und Reich" als zweite Veröffentlichung eingereiht worden ist.

Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen, dargestellt von Prof. Dr. Friedrich Lienhard. Band 150 von „Wissenschaft und Bildung". Leipzig, Quelle u. Meyer. 1917. 138 S. Geb. 1.25 Mk.

Auf dies prächtige Büchlein möchte ich alle Leser unserer Zeitschrift aufmerksam machen. In seiner feinen sinnigen Weise gliedert Lienhard die Geschichte der deutschen Dichtung in die drei Teile: Wartburg, Wittenberg und Weimar. In der Einleitung hat er für diese Bezeichnungen das Verständnis vermittelt. Eine Freude ist die edle schöne Sprache.; ist der Verfasser doch mit Recht als einer der glänzendsten Stilisten deutscher Zunge bezeichnet worden. Im letzten der zwölf Kapitel: „Gesellschaftskritik und Naturalismus" können begreiflicherweise um der gebotenen Kürze willen nur Namen gegeben werden. Man hat von dem kurzen Büchlein außerordentlich viel. Niemand wird seine Anschaffung bereuen.

W. Böhmer.

Wunder.

Wo ist das Schöne? Liegt es ausgebreitet
auf Wald und Wiesen, über Berg und Tal?
In jeder Welle, die vorübergleitet,
in jeder Blüte, jedem Sonnenstrahl?
Wie? Oder lebt es leuchtend mir im Auge,
das einer Seele Glanz der Welt verleiht,
daß es die Flut des Lichtes in sich sauge,
die selbst entflossen seiner Sonnigkeit?

Ein Wunder ist's! Doch du erlebst es täglich
und nimmst es fröhlich ohne Staunen hin.
Du siehst das Schöne, und es bleibt unsäglich:
im reinen Bilde hast du seinen Sinn. —
Sieh! So ist Gott. Willst du das Wo erfragen?
Die Welt umspannt's und wohnt in deiner Brust.
Und was er sei, wie ließ' es je sich sagen?
Im sel'gen Glauben ist es dir bewußt. —

Hans von Wolzogen.

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Der Weltkrieg.

Clockener, H.: Warum u. wie muß Deutſchland annektieren? 400.—600000. 44 S. —.35

Hilfsarbeit, Aus baltiſcher, an notleidende Reichsdeutſchen im Weltkriege. Hrsg. vom balt. deutſch-evangel. Notſtandskomitee. 42 S. 1.30

Macht- u. Wirtſchaftsziele, Die —, d. Deutſchland feindl. Staaten. 215 S. 6.—

Kolonialdeutſchen, Die — aus Deutſch-Oſtafrika in belg. Gefangenſchaft. Hrsg. v. Reichs-Kolonialamt. 76 S. 3.—

Reventlow, Graf E. zu: Der Einfluß d. Seemacht im großen Kriege. 5. Aufl. 328 S. 12.75

Deutſche Geſchichte und Politik.

Cleinow, G.: Die Polenfrage vor d. Entſcheidung. 16 S. 1.—

Neuberg, J.: Wer iſt ein Deutſcher? Die Fragen d. Staatsangehörigkeit. 48 S. 2.25

Peters, W.: Die Sicherung d. deutſchen Grenze gegen Franzöſiſch-Lothringen im Licht d. Geſchichte. 223 S. 3.50

Ruland, H.: Elſaß-Lothringen u. d. internationale Lüge. 77 S. 1.—

Wintzer, W.: Das neue Belgien. Flandern u. Wallonien als ſelbſtänd. Schutzſtaaten d. Deutſchen Reiches. 20 S. —.60

Deutſche Kultur und Weltanſchauung.

Erhaltung u. Mehrung, Die — d. deutſchen Volkskraft. 195 S. 5.—

Grundemann, R.: Die deutſche Weltanſchauung u. d. Weltkrieg. 32 S. 1.—

Pieper, A.: Demokratiſche Forderungen und deutſche Freiheit. 64 S. 1.—

Volksbücher z. Deutſchkunde. Hrsg. v. W. Hofſtätter. Nr. 1—5. je 90 Pf.

Bernt, A.: Der deutſche Humanismus u. d. deutſche Bildung. 44 S. — Ganzenmüller, W.: Deutſches Weſen im erſten Jahrtauſend. 47 S. — Götze, A.: Wege d. Geiſtes in d. Sprache. Gedanken u. Beobachtungen z. deutſchen Wortſchatz. 51 S. — Lehmann, E.: Deutſches Volkstum auf Vorpoſten. 44 S. — Schmid-Kugelbach, H.: Deutſche Frömmigkeit. 44 S.

Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

+Albers, J.: Lebensbilder aus d. deutſchen Götter- u. Heldenſage. 9. Aufl. 142 S. Geb. 3.50

Bartels, A.: Weltliteratur. Eine Überſicht, zugleich e. Führer durch Reclams Univerſal-Bibliothek. 1. Tl.: Deutſche Dichtung. 463 S. Geb. 2.40

+Bismarck-Worte. Hrsg. v. H. Amelung. Eingel. v. E. Marcks. 182. S. Geb. 6.—

Brecht, W.: Konrad Ferdinand Meyer u. d. Kunſtwerk ſ. Gedichtſammlung. 249 S. 10.—

Nibelungenlied, Das. — Hochdeutſch v. H. Kamp. 438 S. Geb. 10.—

Deutſche Erziehung und Schule.

Fiſcher, E.: Das deutſche Volksſchauſpiel. 61 S. 1.—

+Lietz, H.: Die erſten drei deutſchen Land-Erziehungs-Heime zwanzig Jahre nach d. Begründung. 104 S. 2.—

Vonhof, R.: Die niederſächſ. Volkshochſchule. 38 S. 1.—

Völkiſche Unterhaltungs-Schriften.

Braun, R.: Es iſt e. Licht ... Erzählungen. 88 S. 1.—

Kotzde, W.: Die Pilgerin, eine Geſchichte vom Rhein. 444 S. Geb. 8.50

mit + Abbildungen. ✦ mit Karten. Preiſe in Mark.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

3. Jahrgang Heft 11/12 Nov./Dez. 1918

Aufruf!

Deutsche, wacht auf! Durch fortgesetzte undeutsche Führung ist unser Volk an den Abgrund gebracht worden. Wenn je, so heißt es jetzt alle völkischen Kräfte zusammenraffen, um ein neues Deutschland aufzubauen.

Die international gerichtete, nur dem Namen nach deutsche Sozialdemokratie besitzt längst die großartigste Zusammenfassung ihrer Kräfte in einer seit 40 Jahren bestehenden Massenorganisation erster Ordnung. Klassenkampf ist ihr wichtiger als der Kampf für das Deutschtum.

Die ultramontane, außerdeutsch gerichtete Zentrumspartei besitzt dasselbe im Zusammenhange mit den kirchlichen Druckmitteln in größtem Umfange und festestem Gefüge. Auch ihr gilt das Deutschtum nicht höher als anderes.

Das internationale Judentum hat ebenfalls eine zwar nur wenigen bekannte, in aller Stille arbeitende, aber gerade darum um so wirksamere weitestgehende Organisation. 90 vH. aller deutschen Zeitungen sind jüdisch! Das Deutschtum als solches ist ihnen bedeutungslos, rassenfremd.

Was steht dem an einheitlicher deutschnationaler Organisation gegenüber? Überall Parteien, Parteiungen, Gruppen, Sonderbestrebungen. Es ist ein Unglück von uns Deutschen, daß wir uns bei gleichen Zielen nicht schon auf dem Wege zum Ziele finden können.

So erkennt eure Pflicht! Einigkeit macht stark, stark auch in der furchtbarsten Not, wie sie uns heute umgibt, da wir, wehrlos den äußeren Feinden preisgegeben, zugleich die tiefsten Wandlungen unserer inneren Verhältnisse erleiden! Helft, daß wir die Zusammenfassung aller gesunden, starken deutschen Kräfte gewinnen!

Nicht die Partei, nicht das Bekenntnis: das deutsche Herz entscheide!

Wer wollte die schwere Schuld auf sich laden, in der Stunde der größten Gefahr des Vaterlandes beiseite gestanden zu haben?

Der wahre Feind und seine Überwindung.

Von Prof. Dr. H. G. Holle, Vegesack.

Nach Abbröckelung unserer Bundesgenossen hielten wir an der Westfront nach wie vor unerschüttert stand gegen den Ansturm des Feindes. Trotzdem haben wir ihm den Verzichtfrieden angeboten. Wird dieser auch Unterwerfung bedeuten? — Das wird davon abhängen, ob wir dem Feinde auch auf der inneren Front standhalten. Vielfach haben wir ihn dort noch nicht einmal erkannt, obwohl der Kaiser ihn uns so deutlich gezeigt hat. Bei der Dreißigjahrfeier seiner Regierung sagte er zu Hindenburg, es handle sich in diesem Kriege um den Sieg der „preußisch-deutsch-germanischen Weltanschauung über Recht, Freiheit, Ehre und Sitte" gegen die „angelsächsische", das heißt den „Götzendienst des Geldes".

Nun haben wir, wie der Feind es verlangte, die Demokratisierung bei uns durchgeführt und den Linksparteien die Herrschaft überliefert. Wir haben das nicht getan, weil der Feind es verlangte. Wenigstens versichern das diejenigen, die die Sache während des Krieges betrieben haben. Aber wir haben es doch getan, trotzdem er es verlangte, trotzdem uns die Tatsache dieses Verlangens hätte bedenklich machen müssen und das wahre Wesen der Demokratie bei unseren Feinden deutlich genug in die Erscheinung getreten ist. Haben wir uns damit auch dem Kapitalismus ausgeliefert?

Das muß sich nun zeigen, nachdem die Sozialdemokratie die ausschlaggebende Partei geworden ist. — Wir werden ermahnt zur „Sammlung" gegenüber dem äußeren Feind; wir sollen den „Parteihader" aufgeben, indem wir uns der Partei unterwerfen, die ausdrücklich ihr altes Ziel, die Überwindung des „Nationalismus" wieder aufgenommen hat und eine „deutsche Weltanschauung" nicht anerkennt. Das „allgemeine Menschentum", das sie an die Stelle setzt, bedeutet aber die Weltherrschaft des Kapitalismus.

Erst wenn wirklich Frieden geschlossen ist, werden vielen die Augen aufgehen, daß wir in dem Kampf gegen den wahren Feind noch mitten darin stehen. Ich meine nicht den „wirtschaftlichen Krieg" nach dem Kriege, auf den wir allerdings auch nicht vorbereitet sind, das wäre der Kampf unseres Kapitals gegen das fremde, sondern den Kampf gegen das Prinzip, gegen den Kapitalismus.

Die Sozialdemokratie hat zwar immer behauptet, den Kapitalismus zu bekämpfen, und viele ihrer Anhänger mögen das geglaubt haben. In der Tat hätte sie im Anfang des Krieges zu einer vaterländischen Arbeiterpartei werden können; nun muß sich zeigen, ob die Verantwortung, die sie jetzt durch Eintritt in die Regierung dem deutschen Volke gegenüber auf sich genommen hat, sie auf den Weg von 1914 zurückführt. —

Der Kapitalismus kann aber nicht dadurch bekämpft werden, daß nach bolschewistischem Rezept den Besitzern das rechtmäßig erworbene Eigentum ab-

genommen und der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben wird. Ebensowenig aber ist das Predigen gegen die Üppigkeit eine Bekämpfung des Kapitalismus. Höchstens ist Bedürfnislosigkeit ein Mittel, ihm nicht so leicht zu erliegen; seine Vertreter beziehen die Predigt sicher nicht auf sich.

Die ungeheure Vermehrung des Geldes durch den in den Kriegsanleihen zum Ausdruck kommenden Gegenwert der Kriegsarbeit und der dabei verbrauchten oder zerstörten Sachgüter bedeutet eine entsprechende Verminderung seiner Kaufkraft. Das Heer der Festbesoldeten ist dadurch, von vorübergehender weiterer Entwertung abgesehen, dauernd vielleicht schon mehr als der Hälfte seiner Einkünfte beraubt. Daran können die Kriegszulagen wenig ändern. Ähnlich steht es mit den Landwirten, denen trotz der Entwertung des Geldes Höchstpreise gesetzt sind statt Mindestpreise, es sei denn, daß sie hinterrücks durch Überschreitung der Höchstpreise sich ihr natürliches, den Umständen entsprechendes Recht, und dann selbstverständlich als Entgelt für die Gefahr der Bestrafung noch weit mehr sich verschaffen. Weiter die Kriegsteilnehmer, deren Geschäftsbetrieb oder besoldetes Amt durch die Einberufung aufgehört hat und die Inhaber der Kleinbetriebe und Kleinhandlungen, die zugunsten der großen ohne entsprechende Entschädigung aufgehoben sind. Sie sind es, die durch Herabminderung ihrer Lebenshaltung die Kriegskosten aufbringen. Diese bleiben zwar im Lande, wie der Kapitalismus uns tröstend versichert, aber sie wandern in dessen Tasche.

Wollen wir diesen, wie die Vermehrung der Einlagen bei Sparkassen und Banken zeigt, sich selber steigernden Vorgang zu hemmen suchen — rückgängig läßt er sich nicht mehr machen — so müssen wir darüber ins Klare kommen, woher die auch in Friedenszeiten, wenn auch infolge minderen Verbrauchs von Werten langsamer vor sich gehende fortschreitende Entwertung des Geldes kommt. Sie ist begründet in der sogenannten „natürlichen" Vermehrung des Geldes, in dem Umstande, daß das Geld durch seine Umsetzung in Arbeit nicht verbraucht wird, sondern seinen Wert behält. Das ist kein natürlicher, sondern ein von den Geldmächten willkürlich geschaffener Zustand, dem die Staaten sich widerstandslos unterworfen haben. Sie sind dadurch zu Dienern der Geldmächte und Vollstreckern ihrer Forderungen geworden. Denn was ist Geld? — Geld ist ein gedachter (fingierter) Wert, der den Austausch wirklicher Werte bequemer als durch räumliche Umlagerung ermöglichen soll. Zu den Werten gehört auch die Arbeit als der alleinige Ursprung aller Einzelwerte und der Boden als deren Grundlage. Geld ist also Anspruch an Ware, Arbeit oder Boden. Nun ist der Wert der Waren veränderlich. Gewöhnlich verlieren sie mit der Zeit an Wert, oder sie werden verzehrt oder verbraucht und damit überhaupt vernichtet. Vernichtet aber nur als Ware, als „gebundene Energie"; ihr Wert erscheint wieder als „lebendige Energie" in Form von körperlicher oder geistiger Arbeitskraft, die je nach Umständen wirkungslos verpufft oder neue Werte schafft.

Wenn man dieser Veränderlichkeit des Warenwertes gegenüber verlangt, wie es schon geschehen ist, daß dem Gelde auch ein allmählich abnehmender Wert gegeben wird, so ist das, ganz abgesehen von der Möglichkeit des Wiedergewinns der gebundenen Kraft der Ware als Arbeitskraft, ein Widersinn. Denn ein zuverlässiger Vermittler kann das Geld nur sein, wenn es ein sicheres, unveränderliches Maß darstellt wie Raum- und Kraft-Maße. Ruhendes Geld darf seinen Wert nicht ändern, geradeso wie eine in gebundene, „potentielle" physische Energie verwandelte Bewegungsenergie sich nicht ändert, bis man sie wieder in Bewegungsenergie rückverwandelt. Aufbewahrtes Geld ist nichts als ein vertagter Anspruch an Ware. — Wertzeichen, Münzen oder Banknoten sind nicht „Geld", sondern eine amtliche Bescheinigung für den Inhaber und Gewährleistung dieses Anspruches. Es ist widersinnig, dieser Bescheinigung in Münzform selber einen Wert zu geben; dadurch ist die irreführende Verwechslung von Geld und Geldzeichen entstanden. Das Postscheck-Konto ist ein Anfang, die umlaufende Bescheinigung durch Buchungen zu ersetzen. — Die ausführenden Organe des Staates müssen immer im Sinne behalten, daß der Staat mit der Ausgabe von Banknoten kein „Geld machen" kann. Er macht nur Schulden; das Geld wird allein geschaffen durch die Arbeit.

Ganz anders liegt die Sache, wenn das Geld anderen zum Gebrauch gegeben, verliehen, und dadurch zum „Kapital" gemacht wird. Der Verbrauch des Geldes bedeutet eine Verwandlung wirtschaftlich potentieller in wirtschaftliche Bewegungsenergie. Es wandelt sich in Arbeit. Die Arbeit erzeugt neue Werte, infolge der hinzukommenden geistigen Leitung höhere Werte. Dieser „Mehrwert" stammt also aus der geistigen Leitung, nicht aus der mechanischen Arbeit, ebensowenig wie aus dem diese unterhaltenden Kapital. Nach herkömmlicher Auffassung aber arbeitet der Warenhersteller nicht mit dem Geiste und den mechanischen Kräften, sondern mit dem Kapital; in Wahrheit verbraucht er es. Naturgemäß müßte die Entschädigung, die der Verbraucher in Form von Zinsen an den Hergeber zahlt, einen entsprechenden Gegenwert plus einem angemessenen Gewinn darstellen, das Kapital also als rückgezahlt gelten, wenn die Zinsen den Betrag des Kapitals erreicht und um einen als angemessen geltenden Gewinn überschritten haben. Statt dessen hat man dem Kapital die allen dynamischen Gesetzen widersprechende Eigenschaft gegeben, durch Umwandlung in Arbeit nicht aufgebraucht zu werden, also sich aus sich selber zu vermehren. Der Verbraucher des Kapitals muß, wenn er es nicht wieder schaffen kann, die Zinsen bis in alle Ewigkeit weiter zahlen, auch wenn sie längst das Vielfache des Kapitals ausmachen.

Wenn ich Wasser in einen hochgelegenen Behälter pumpe, so habe ich die Bewegungsenergie meiner Muskeln oder meiner Maschine in potentielle Energie verwandelt, die zur Arbeitsleistung wieder frei wird, wenn ich das Wasser aus dem Behälter etwa zum Treiben eines Wasserrades herunterfallen lasse. Wenn

ich nun diese potentielle Energie einem anderen gegen Entschädigung überlasse, beanspruche ich in der Gegengabe einen wertgleichen Betrag an potentieller Energie anderer Form plus einem angemessenen Geschäftsgewinn. Wenn der andere aber mir den Wert nicht alsbald in Form des Geldwertes zurückgibt, sondern diesen „verzinst", so tritt der in der Natur unmögliche Fall ein, daß potentielle Energie durch ihren Verbrauch sich nicht vermindert wie der Gegenwert des schließlich abgelaufenen erhöhten Wassers, sondern in voller Höhe erhalten bleibt und gleichmäßig weiter wirkt. Das Kapital entspricht einem Wasserbehälter, der abfließt, ohne sich zu erschöpfen, ja der mit seinem Abfluß nebenbei noch andere Behälter speist, die ebenso fließen.

Ob die jetzige übergroße Geldvermehrung durch Ausgabe von Noten bewerkstelligt oder ob das neuentstandene Geld in Form von Anleihen in Kapital verwandelt wird, ist eine Sache für sich. Wenn wir versuchen wollen, gegen den Kapitalismus anzugehen, so müssen wir uns darüber klar werden, daß die Vermehrung des Geldes, also des Anspruches auf Ware, Arbeit oder Boden mit der Menge der umlaufenden Zahlungsmittel, einerlei, ob gemünztes Metall oder Banknoten, nichts zu tun hat. Geld mißt den Reichtum des Einzelnen, nicht des Staates. Der liegt im „Nationalvermögen", und dieses ist begründet, entsprechend dem Ursinn des Wortes „Vermögen", in der Werte schaffenden Arbeit, die sich aus dem Boden erst den Wert der diesem zufließenden Sonnenenergie herausholt. Der Reichtum an „Geld", nicht an Zahlungsmitteln, war vor dem Kriege in England und den Vereinigten Staaten viel größer als bei uns. Daher die höheren Preise aller Lebensmittel im weitesten Sinn. Daß das Geld sich jetzt in Deutschland vermehrt, zeigt der steigende Bedarf an Zahlungsmitteln. Es ist töricht vom Staate, wie die Erscheinungen des Geldwesens in allen kriegführenden Staaten beweisen, zu glauben, daß er diese nicht ohne eine bestimmte Golddeckung vermehren dürfe. Der Begriff der „Golddeckung" ist auch einer von den Schlichen des Kapitalismus, mit denen er uns die Augen verbindet, daß wir nicht erkennen sollen, wie er uns sein Joch auflegt. Diese Golddeckung, das heißt die gesetzliche Sicherung der Einlösung der Banknoten in Friedenszeiten hat doch nur den Sinn, eine gewisse Gewähr zu geben, daß der Staat das Papiergeld zu demselben Wert wieder annimmt, wie er es ausgegeben. Die Gewähr ist in Wahrheit gegeben durch die Zuverlässigkeit des Staates, seinen Willen, die Noten jederzeit in Zahlung zu nehmen, auch unbedingt durchzuführen. Als „Deckung" hat er dafür seinen gesamten Besitz und den seiner Bürger und deren Arbeitskraft. Das bißchen Gold soll nur durch seinen Glanz blenden. Das Gold hat überdies einen sehr wechselnden, durch seine Förderung, seine Schätzung als Zier und durch absichtliche Einwirkungen der Geldmächte bedingten Wert. Deshalb ist es auch nicht geeignet, als Maß des Geldes, oder wie man gewöhnlich sagt, als Grundlage der Währung zu dienen.

Dazu eignet sich nur ein Stoff, der für jeden gleichen Wert hat, weil er für jeden gleichmäßig zur Erhaltung des Lebens mit der Arbeitskraft dient; das ist die Nahrung. Deshalb war bei der ersten Entstehung des Geldwesens bei den Hirtenvölkern, denen die Fleischnahrung die wichtigste war, das Vieh (pecus; daher: pecunia, Vermögen) das Maß des Reichtums. Heute hat die Wissenschaft erkannt, und der Krieg hat es allen handgreiflich deutlich gemacht, daß für den Menschen die Pflanzennahrung die wichtigere ist und ganz besonders das Brotgetreide, das imstande ist, für sich allein das Leben und die werteschaffende Arbeit für lange Zeit zu erhalten, und sich außerdem aufspeichern läßt. — Hätten wir es doch vor dem Kriege getan, wie „biologische Politik" es schon immer verlangte! Das wäre wichtiger gewesen, als das Gold im Juliusturm! — Durch ein staatliches Getreide-Monopol mit Ausgleich der schlechten Ernten aus dem aufgespeicherten Vorrat würde sich der Wert des Getreides auf gleicher Höhe halten lassen. Der Nahrungswert, insbesondere zur Arbeitserzeugung aber wird gemessen in Wärmeeinheiten, Kalorien. Die Kalorie, die auch die Maschinenarbeit mißt, ist deshalb auch das natürliche Maß des Geldes. Wollen wir unsere Markwährung mit der Kalorienwährung in Einklang setzen, so ist es an sich einerlei, welchen Kalorienwert wir der Mark geben. Es empfiehlt sich aber, an das geschichtlich gegebene anzuknüpfen und den durchschnittlichen Marktpreis des Getreides vor dem Kriege zur Bestimmung dieses Wertes zu benutzen und so dem Wertmaß des Geldes eine bestimmte Größe[1]) zu geben, also die „Getreidewährung" einzuführen.

Daß wir unsere Kriegskosten durch Anleihen decken, ist zweckmäßig, um das Geld zur Vermeidung wirtschaftlicher Erschütterungen in Form des Kapitals aus dem Verkehr zu ziehen. Es wird aber schädlich, wenn nach dem Kriege Geld in größerem Maße zur Wiedererzeugung notwendiger Werte in Arbeit umgesetzt werden soll. Deswegen müßte die Bestimmung getroffen werden, daß nach dem Kriege die Anleihepapiere vom Staat jederzeit auf Verlangen zum (allmählich verminderten) Nennwert in Banknoten wieder eingelöst werden, um sie damit ihrer ursprünglichen Bedeutung als „Geld" zurückzugeben.

---

[1]) Wie unser Geld im Auslande, jetzt im neutralen, bewertet wird, die „Valuta", hängt lediglich davon ab, wie wir dem Auslande durch unsere militärische und wirtschaftliche Kraft „imponieren". Beide Fremdworte bezeichnen dieselbe Sache von entgegengesetzter Seite her betrachtet. Aufs „Imponieren" verstehen sich aber die Engländer besser als wir, denn „schwer liegt" ihre Hand auf den Neutralen. Kein Wunder, daß diese das englische Geld höher „wertschätzen" als das deutsche und dieses nach jedem politischen Rückzug geringer werten. Wenn wir doch nicht die Valuta als ein unabänderliches Naturgeschehen auffassen wollten! Wir hätten nur die Neutralen unsere Macht fühlen zu lassen brauchten, statt sie sorglich zu schonen, um eine bessere Valuta zu erzielen. Wie weit bei der Herausbildung der Valuta noch das heimliche Zusammenwirken der heimischen Geldmächte mit den neutralen und feindlichen mitspielt, wird wohl kaum je ergründet werden

Um die Machtentwicklung des Kapitalismus einzuschränken, müßte also die wirtschaftliche Kraftumwandlung der natürlichen entsprechend gemacht werden. Das geschähe, wenn der Entschädigungsbetrag für den Verbrauch des Kapitals wie die immer kleiner werdende Summe potentieller Energie auch immer mehr abnimmt und verschwindet, wenn der um die Verbrauchsgebühr erhöhte Wert erreicht ist. Das heißt also, die Zinszahlung für ein entliehenes Kapital muß dieses selber auch mit zurückgeben; sagen wir etwa eins vom Hundert des Kapitals muß bei jeder jetzt üblichen Zinszahlung als Rückzahlung des Kapitals angesehen werden. Jede Schuld würde damit in allmählicher Abnahme nach hundert Jahren erlöschen. Um die Rechnung zu vereinfachen, könnte der mit dem schwindenden Kapital abnehmende Zinssatz nicht gleichmäßig, sondern stufenweise, etwa in zehnjährigen Perioden abfallen. Das wäre für die Inhaber eine weniger fühlbare Abbürdung der ungeheuren Kriegsschulden, als wenn das Geld, was sonst unvermeidlich, den Kriegsgewinnlern durch eine bis zur Einziehung gestaffelte Vermögenssteuer wieder abgenommen wird; die jetzige Zeitgrenze des gewährleisteten Zinsertrages würde auch dabei eingehalten sein [1]). Ihre Nachkommen aber haben sicher noch weniger Anspruch an den Kriegsgewinn, als die jetzigen Inhaber der Schuldtitel.

Anders als zu der Ware und zur Arbeit steht das Geld in Beziehung zum Boden. Denn während die Ware und die Arbeit einen begrenzten Energiewert haben, ist der des Bodens infolge der ständig zufließenden Energie der Sonnenstrahlung, die sich in den Pflanzen in Stoffenergie umsetzt, unbegrenzt. Er gewinnt überdies ständig an Geldwert. Ich habe hier nicht die künstliche Preistreiberei im Auge, auch nicht den Wertzuwachs durch landwirtschaftliche Verbesserungen oder durch Zuwegungen — diese örtlich bestimmten Zuwachse erfordern besondere Maßnahmen — sondern die allgemeine Werterhöhung durch die Vermehrung der Bevölkerung, die darauf leben soll. Dieser Boden wird jetzt mit einem Gelde erkauft, das infolge seiner Vermehrung an Wert ständig verliert. Der Boden ist damit der gegebene Gegenstand sicherer Kapitalsanlage, wie der Spekulation. Wenn das neue Geld nun auch aus sich selber sich nicht mehr vermehrt und deshalb im Werte nicht sinkt, würde doch, da der Boden nicht wie das Kapital durch Arbeit verbraucht wird, der Bodenbesitz dem Kapitalbesitz gegenüber bevorzugt sein. Deshalb müßte er durchweg in Erbpacht verwandelt werden. Während die Geldreform dem Staate zur Abstoßung der Kriegsschulden verhilft, so bedeutet diese Bodenreform für ihn eine Einnahmequelle, die ebenfalls dem lebenden Besitzer nicht fühlbar wird und ihn nicht der sonst unvermeidlichen Erdrückung durch übermäßige Steuern aussetzt.

---

[1]) Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, später auch den Zinsfuß herabzusetzen, zumal die Vermehrung des Geldes auch sonst zu einer Herabsetzung führen muß.

In dem Maße, wie die auf dem Boden stehende Schuld durch die Geldreform sich vermindert, oder soweit er unverschuldet ist, setzt eine, in demselben Maße wie der Ertrag des Kapitals sich mindert, bis zu einem festzusetzenden Hundertsatz erhöhte Pachtgebühr an den Staat ein, der die weitere Vergebung an landwirtschaftliche oder auch gewerbliche Bewerber regelt oder den Städten Land zur Bebauung überläßt. An dem Erbrecht oder der Übertragung in der engeren Familie brauchte nichts geändert zu werden, soweit dadurch nicht die Größe des Gesamtbesitzes die einheitliche Bewirtschaftung durch den Besitzer oder seine Angestellten unmöglich macht. Jeder Besitzer landwirtschaftlichen Bodens müßte dabei gehalten sein, nicht über ein bestimmtes Verhältnis hinausgehend den Boden unbenutzt zu lassen; Unterverpachtung müßte ausgeschlossen sein. Verkauft werden könnten nur die auf dem Boden getroffenen Einrichtungen unter Vorbehalt staatlichen Einspruchs. Wenn der Besitzer dann auch nicht mehr wie jetzt den Landbesitz kapitalistisch ausnutzen kann, indem er nicht mehr Eigentümer ist, so bleibt er mit seiner Familie doch immerhin „Besitzer", während unter den jetzigen Verhältnissen aller Boden schließlich in die Hände der Kriegsgewinnler übergehen und der Besitzer, falls er nicht selber Kriegsgewinnler ist, das werden wird, was der „Hauseigentümer" schon längst geworden ist, der abhängige Angestellte des Kapitals.

Unbedingten Widerstand werden einer derartigen Reform die Geldmächte und ihre Anhänger leisten. Der Mammonspriester wird die Geldreform einfach für unmöglich, für eine lächerliche, widersinnige Laienidee erklären, obwohl die Juden, die doch gewiß vom Geldwesen etwas verstehen, als sie in Palästina noch für sich wohnten, im „Halljahr", in dem alle Schuldforderungen verfielen, etwas ähnliches verwirklicht hatten. Aber auch der Philister wird mit seiner stumpfen Waffe, dem Schlagwort, dagegen angehen und von „Revolution" reden. — Nein, nicht um Revolution, sondern um Reform, um organische Umbildung handelt es sich hier. Eine Revolution, blutige und chaotische, muß das Fortbestehen des durch den Krieg mächtig geförderten, zur unerträglichen Mammonsherrschaft gesteigerten Kapitalismus schließlich herbeiführen, — „zwangsläufig"! — Und der ewige Theoretiker wird die Reform für „sozialistisch" erklären. — Sozial, ja, aber nicht sozialistisch, das ist sozialdemokratisch, wird sie sein. „Sozialdemokratisch" ist übrigens ein Widerspruch in sich selbst. Der Begriff der Demokratie mit der Gleichsetzung aller Einzelnen verneint das Soziale, die natürliche Gesellschaftsordnung. Sozial ist die Pflege jeder Gesellschaftsklasse nach ihren besonderen Lebensbedingungen bei Vermeidung des Überwucherns einzelner Klassen; sozialistisch ist die Vorherrschaft der zahlenmäßig überwiegenden Klasse über die anderen.

Möglich ist die Reform natürlich zunächst nur innerhalb eines geschlossenen Wirtschaftsgebietes. Aber der Traum einer „Weltwirtschaft" in einem geordneten Weltbunde aller Staaten ist wohl ausgeträumt, außer bei denen, die zeitlebens Träumer sind, oder als Diplomaten an ihn zu glauben vorgeben. Die erweckende

Wirkung des Krieges hat uns handgreiflich deutlich gemacht, daß jedes Volk, das Bestand haben soll, auch wirtschaftlich sicher auf sich selber gestellt sein muß, oder, wenn das nicht mehr geht, mit eng verbundenen anderen zusammen eine wirtschaftliche Einheit bilden muß. Ob unsere Gegner oder die Neutralen uns folgen würden, könnten wir mit Gelassenheit abwarten. Da nicht unser Geld durch die Reform minderwertig geworden, sondern nur seine Anwendung als zinstragendes Kapital bei uns weniger lohnend geworden wäre, würde es dieselbe Kaufkraft für fremde Ware haben, für die wir gleichwertige Inlandsware ausführen. Wohl werden wir vermeiden müssen, Geld für Luxuswaren auszuführen, zu denen auch solche Verbrauchsgegenstände zu rechnen wären, für die wir im Inlande Ersatz schaffen können. Das haben wir jetzt notgedrungen immer besser gelernt. Einfuhr von Gespinnstfasern, tierischen wie pflanzlichen, Nutzhölzern, Fellen, Dünger- und Futtermitteln, auch Kaffee und Tee werden wir nur aus unseren eigenen Kolonien gestatten dürfen. — Die jetzt bestehende, für unser Volk geradezu lebensgefährliche Möglichkeit der Anlage ausländischen Kapitals in deutschem Boden und deutschen Unternehmungen würde ausgeschlossen sein, da es bei uns nicht mehr die erwartete Vermehrung fände. Umgekehrt würde deutsches Geld sich gern in ausländische Unternehmungen stecken. Das zu verhindern, brauchten wir uns kaum zu bemühen; dafür würde das Ausland nach der Geldreform noch sicherer als schon jetzt sorgen! In Verbindung mit der Arbeit hat das Kapital bei uns und unseren Kolonien, die wir natürlich wiederzugewinnen und zu erweitern suchen müssen, und bei den verbündeten Völkern, die die Reform mitmachen, genügend Spielraum. Nur so bleibt *Deutschland den Deutschen*.

Ohne eine derartige Umwandlung des Geldwesens und des Bodenrechtes aber würden wir unter der ungeheuren Kostenlast des Krieges zusammenbrechen und den Verteidigern des Vaterlandes die in Aussicht gestellte Ansiedelungsmöglichkeit nicht gewähren können, auch wenn unsere Unterwerfung diese Last nicht noch weiter erhöht und uns die Siedelungsmöglichkeit in den neuen östlichen Randstaaten beläßt.

Für ein derartiges Vorgehen würde das ganze Volk mit Ausnahme der Vertreter des Kapitalismus eintreten können und die innere Sammlung damit erreicht werden, die uns wieder vertrauensvoll in die Zukunft blicken läßt. Wir würden damit dem wahren Feind, der angelsächsisch-jüdischen Mammonsherrschaft wenigstens den Weg in unser Vaterland versperren. Ohne die Überwindung des feindlichen *Prinzips* handelt es sich für den Ausgang des Krieges nur darum, *wer* die Macht des Geldes in die Hand bekommt, der die Blutopfer des Krieges gleichgültig sind, weil immer noch Hände genug bleiben zur Bedienung der Maschinen, an deren Erzeugnissen das Geld sich vermehrt. Wie die Lage jetzt ist, werden es die Geldmächte Amerikas sein. Die würden die Sieger sein, wie sie ja zunächst in Frankreich schon mehr als die englischen von Boden, Eisenbahnen

und gewerblichen Anlagen in ihren Besitz gebracht haben. Das wäre auch bei uns unabwendbar, wenn wir dem nicht zuvorkommen, ohne der sicher versucht werdenden Eingebung der Geldmächte zu folgen, eine so einschneidende Maßregel dürfe nicht vor dem endgültigen Friedensschluß vorgenommen werden. — Mit der Demokratisierung war das ja etwas anderes! — Nein, gerade bei der jetzigen Umwertung aller Werte, wie sie noch nie die Welt erlebt hat, ist die Zeit dazu gekommen. Werden wir warten, bis der wahre Feind, der Götze des Mammons, wieder sicher auf unserem Nacken sitzt und uns das Joch seines Frondienstes fester als je auf die blöde Stirn bindet? Oder werden wir die Gelegenheit wahrnehmen, ihn abzuschütteln?

Hans Paul von Wolzogen.

Zum 70. Geburtstage.

Von Reinhard Vieweg, Hamburg.

„Man erschrickt über die Folgen unserer Kultur für den menschlichen Geist, wenn man einer so durchsichtig klaren Gestalt, wie der Wagner's gegenüber fast überall nur auf Mißverständnis stößt". Dieses Wort Houston Stewart Chamberlains in seinem Buche „Das Drama Richard Wagners" (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1906), über das alle dienigen recht gründlich nachdenken möchten, welche jüngst in kleinlicher Überhebung gegen seinen Urheber glaubten zu Felde ziehen zu dürfen, gewinnt an ernst mahnender Tiefe und Bedeutung, wenn wir heute mit ehrfürchtigem Glückwunsch an den Geburtstagstisch eines Mannes treten, der sein ganzes, arbeitsreiches Leben darauf verwandte, eben jene Mißverständnisse über Richard Wagner zu entwirren und seinem Schaffen das rechte Verständnis im Herzen des deutschen Volkes zu bereiten. Gewaltig, wie die erschütternde Größe seines Werkes, war auch die Verantwortung, welche der Meister von Bayreuth den Erben und Hütern seines weltumspannenden Kulturgedankens hinterließ. Wunsch und Willen des Künstlers, der die Tat von Bayreuth „im Vertrauen auf den deutschen Geist" vollbrachte, ist es gewesen, daß dieser Geist in allgemeiner, starker Entwickelung sich der würdigen Pflege seines Kunstwerkes annahm. Aber das deutsche Geistesleben stand nicht nur, als der greise Seher im Jahre 1883 die Augen schloß, bereits völlig unter dem Banne einer deutschfremden Zivilisation, sondern hat sich seitdem unter dem Einflusse einer nur nach Geld und äußeren Prunk trachtenden Weltanschauung so weit von seinem ursprünglichen Wesen entfernt, daß es der Tatkraft und Opferfreudigkeit einiger

Weniger überlassen bleiben mußte, das heilige Erbe des größten deutschen Meisterwerkes im Sinne seines Schöpfers rein und unbefleckt zu erhalten. Unter diesen Wenigen, an die sich Wagner während seines ganzen mühevollen Lebens ja immer nur hat wenden können, weil die Allgemeinheit des Volkes, dessen ursprünglichster Ausdruck sein Kunstwerk werden sollte, ihm bewußt oder unbewußt entgegenarbeitete, ragt die Gestalt Hans von Wolzogens, der am 13. November 1848 in Potsdam geboren wurde, in zwiefacher Weise hervor. Einem alten Freiherrngeschlechte enstammend, das den Adelsschild nicht nur auf dem Brustpanzer, sondern vor allem im Geiste trug, kam Hans von Wolzogen als junger Germanist zum ersten Male mit Richard Wagner in Berührung. Mit dem sicheren Blicke des Genies erkannte der Meister sofort was dieser Neffe der treusorgenden Gattin Schillers und Enkel des berühmten Architekten Karl Friedrich Schinkel seinem Werke werden konnte und ein Brief im Herbste des Jahres 1871 berief ihn mit den Worten: „Lassen Sie sich in Bayreuth nieder und sehen wir uns oft" entgültig zur Teilnahme an dem Kulturwerke von Bayreuth. Mit aufrichtiger Freude und Begeisterung leistete Hans von Wolzogen diesem Rufe Folge und nun begann jener erste Teil seiner Tätigkeit, den wir am besten mit der berufenen Führerschaft durch die Geisteswelt Richard Wagners bezeichnen dürfen. Diese Führerschaft fand in der Übernahme der Leitung, der 1878 gegründeten „Bayreuther Blätter" ihren äußeren Ausdruck. Ein Blick in die nunmehr im 41. Jahrgange stehende Zeitschrift „im Geiste Richard Wagners" belehrt uns aber auch, wie Hans von Wolzogen sich das Wort seines Meisters „Der deutsche Geist baut von innen" völlig zu eigen gemacht hatte, in welch hervorragendem Maße gerade er berufen war, der rechte Führer durch die mißverstandene und angefeindete Welt des Genius zu sein. Der Haß und Geifer mit dem von seiten der Presse und der zünftigen Musiker, welche nicht begreifen konnten oder wollten, daß diese Musik nicht um ihrer selbst, sondern um des Dramas willen da war und deshalb eine ganz andere Ausdrucksweise haben mußte, als sie der absoluten Musik zu eigen war, das Kunstwerk Richard Wagners überschüttet wurde, richtete sich namentlich in den ersten 20 Jahren seines Bestehens auch gegen das „Winkelblättchen von Bayreuth". Es wäre dem lebendigen, gründlich gebildeten Geiste Hans von Wolzogens ein Leichtes gewesen, jene Schreier mit einem Blendfeuerwerk aggressiv angelegter Artikel ad absurdum zu führen, aber über seinem Handeln standen leuchtend des Meisters weitere Worte aus dem obenerwähnten Briefe: „Kommen dann Bayreuther Blätter und Gott weiß, was noch, kann am Ende für Einige etwas daraus werden." Um dieser „Einigen" willen hielt er sich nicht lange bei dem Gebell der Menge auf, sondern wandte sich mit warmer, fühlender Teilnahme jenen zu, denen die Erkenntnis der wunderbaren Welt des Genies ein wirkliches Herzensbedürfnis war. Wie reich das Feld tätiger Führerschaft durch die weitverzweigten Gebiete des

Wagnerschen Kunstwerkes sich gestaltete, zeigen neben den „Bayreuther Blättern", für deren Mitarbeit er die besten und geistvollsten Männer Deutschlands zu gewinnen wußte, die zahlreichen Schriften, die Hans von Wolzogen über Gestalt und Wesen des Musikdramas veröffentlicht hat. Nur wenige Namen mögen die Arbeit beleuchten, die seiner Sorge um Verbreitung eines tieferen Verständnisses des deutschen Musikdramas entsprossen ist. „Der Nibelungenmythus in Sage und Litteratur", „Poetische Lautsymbolik", „Die Verrottung und Errettung der deutschen Sprache", „Die Sprache in Richard Wagners „Ring des Nibelungen", Thematischer Leitfaden durch Richard Wagners „Ring des Nibelungen", „Grundlagen und Aufgaben der Bayreuther Patronatsvereine", „Aus Richard Wagners Geisteswelt", „Wagner und die Tierwelt"; „Wagners Heldengestalten", „Tristan und Parsifal" u. a. weisen uns mit dem sicheren Gefühle des nachschaffenden Künstlers den rechten Weg, um uns im Geisteslande des Wagnerschen Genius zurecht zu finden und von Schönheit zu Schönheit wandernd, auch nachdenklich an jenen Punkten zu verweilen, deren verstandesmäßiges Erfassen für die deutliche Erkenntnis des Kunstwerkes notwendig ist.

Sehen wir in diesen Schriften zur Einführung in das Wagnersche Kunstwerk und in der Leitung der „Bayr. Blätter", gemeinschaftlich mit seiner unermüdlichen Gattin, den einen Teil der Lebensaufgabe Hans v. Wolzogens bezeichnet, so steckte ihm das Schicksal, nachdem der Meister fern seiner deutschen Heimat mitten im eifrigen Schaffen die Feder zum letzten Male aus der Hand gelegt, ein noch weiteres, verantwortungsreicheres Ziel. Aus dem Gurnemanz des ersten Parsifal-Aufzuges, der dem „tumben Knaben" den Weg zum Heiligtume weist, ist der Beschützer und Bewahrer des letzten Aufzuges geworden; denn ruht das Heiligtum, Gott sei's gedankt, auch heute noch in unbefleckten Händen, so war es doch, nachdem der Meister sein Kunstwerk nicht selber mehr mit der Kraft und Würde des Genies zu decken vermochte, um so notwendiger, daß ein *Hüter* bestellt war, der die kecken Eiferer und gedankenlosen Spötter in ihre Schranken zurückwies und wo angängig von Lästerern zu Gläubigen oder besser zu Wissenden wandelte.

„Hier bist du am geweihten Ort:
Da zieht man nicht mit Waffen her,
Geschlossenen Helmes, Schild und Speer".

Das ist der Mahnruf, der den Gegnern des Wagnerschen Kulturgedankens immer wieder entgegentönt, während jene, die mit verzweiflungsvollen Tränen aus der Not und Wirrsal unserer verkommenen Kunstzustände an den Bayreuther Altar treten, mit den Parsifal-Worten getröstet werden:

„Auch Deine Träne wird zum Segenstaue:
Du weinest — sieh! es lacht die Aue."

In diesen beiden Aussprüchen offenbart sich so recht der Geist, aus welchem heraus Hans v. Wolzogen den anderen Teil seiner Lebensaufgabe, *das Hüteramt am*

Bayreuther Kulturgedanken gestaltete und wirkte und, so Gott will, noch viele Jahre in frischer Tatkraft wirken wird. Wer sich einmal in die Schriften: „Die Religion des Mitleidens", „Das Himmelreich in uns", „Zum deutschen Glauben", „Deutschchristentum auf rein-evangelischer Grundlage", „Gedanken zur Kriegszeit", „Gedanken für die Friedenszeit", „Im deutschen Frieden" oder die Dichtungen „Glaube und Leben", „Der liebe Heiland", die jenem Gedanken dienen, mit ernstlicher Teilnahme versenkt hat, der wird bald bemerkt haben, wie es in seinem Herzen sich lockerte und sproßte, grünte und blühte, bis vor seinem erstaunten Blicke in Wahrheit die Wunderaue lachte, die von den Tränen des Mitleides und der Liebe genetzt, die innige Gemeinschaft von Kunst und Religion erstehen läßt. Weit über den eigentlichen Wirkungskreis des dargestellten Dramas hinaus schweifen hier die Gedanken in die Geist und Gemüt stärkenden Gefilde des arischen Idealismus, nicht als Ausfluß einer überschwänglichen Phantasie, sondern mit der gründlichen Kenntnis des Forschers, dem wir die in Reklams Universal-Bibliothek erschienene Übertragung der Eddagesänge aus dem Altnordischen verdanken. Rechnen wir hierzu noch die dramatischen Arbeiten, von denen leider nur „Flanto solo" in der Vertonung „d'Albertos" einem weiteren Publikum bekannt geworden ist, so stellt sich uns in Hans v. Wolzogen ein von Hingebung und Tatkraft getragenes Leben dar, dessen Segensreichtum in Wahrheit von der Wunderkraft des Grales gerüstet ist. Fernab von den leisesten Gedanken an Ruhm oder klingenden Erfolg hat und wird wohl auch in Zukunft so leicht kein Zweiter die Worte seines Meisters, „daß das Schöne und Edle nicht nur um des Vorteiles, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt", sondern „um seiner selbst willen getrieben werden" muß, zur lebendigen Tat werden lassen. Nur in solcher Selbstentsagung und Zurückstellung jedes persönlichen Eigennutzes war es aber möglich, die Brücke von der erhabenen Wunderwelt Richard Wagners zu der Seele seines Volkes zu schlagen.

Wie im Traum er ihn trug,
Wie sein Wille ihm wies,
Stark und schön"

steht ihr Bau und fest genug gefügt, die Herzensnot von Millionen seiner Glieder zu tragen. Möchte der deutsche Geist endlich den bereiteten Weg erkennen, der ihn aus den sumpfigen Giftniederungen des Materialismus hinausführt in die prangende Aue des deutschen Idealismus. Das sei der Geburtstagswunsch, den wir Hans von Wolzogen in dankbarer Liebe und Verehrung zu seinem 70. Geburtstage darbringen.

Deutsche Art im fremden Schrifttum.

Von Dr. F. Winterstein, Kassel.

Im größten Teil der Welt gelten wir Deutschen jetzt bekanntlich als „Hunnen", als schreckliche Barbaren, und das ganz besonders gerade bei Völkern, die durch germanisch-deutsches Blut, durch diesen bekannten Kulturdünger wieder aufgefrischt worden oder überhaupt erst zu einer gewissen Gesittung gelangt sind. Im einzelnen läßt sich das meistens gar nicht mehr nachweisen, sondern verliert sich spurlos bis in die grauesten Fernen. Wo es aber geht, da sollte man es nunmehr möglichst genau feststellen, auf allen Gebieten menschlicher Gesittung und Geistesarbeit. Es ist auch in dieser Beziehung schon manches geleistet worden, namentlich während der letzten Jahrzehnte. Vor allem hat da Ludwig Woltmann in zwei bahnbrechenden, überraschenden Werken schlagend festgestellt, daß die Hauptkulturträger in Frankreich und Italien fast durchweg Männer germanischer Rasse gewesen sind. An den entsprechenden Untersuchungen für Spanien usw. hat ihn leider ein früher Tod gehindert.

Eine der edelsten Kulturblüten bildet das Schrifttum eines Volkes. Aber da, wo dieses sich zu wirklicher Pracht und Weltbedeutung entfalten konnte, da hat fast stets arisch-germanisches Blut den besten Nährstoff gegeben, von den altindischen, in Sanskrit geschriebenen Vedas, von den Epen Homers an. Überhaupt das ganze alt-griechische Schrifttum zeugt davon. Sogar in der Bibel wird das vielfach offenbar. Die isländische Edda enthält verschiedene Teile, die unzweifelhaft aus Deutschland stammen, namentlich die Wielands- und Siegfriedssage. Was sonst in ihr noch dieser Herkunft ist, läßt sich nicht mehr nachweisen; doch heißt es, daß Sachsen, die vor Karl dem Großen geflohen seien, den Mythen- und Sagenstoff zu dieser Dichtung nach der fernen Eisinsel gebracht hätten.

Besonders tiefe Spuren haben die Franken in das nach ihnen umbenannte Gallien eingedrückt. Otto von Leixner (in seiner „Geschichte der fremden Literaturen" 2. Auflage, 1. Teil, Seite 280) sagt dazu: „Der Einfluß des Germanentums trat im 5. und 6. Jahrhundert stärker hervor; er vertiefte die Auffassung des Christentums und zerstörte allmählich die letzten Reste antiker Anschauungen." Dieser Einfluß wirkt dort noch immer. Aber auch viele eigentlich deutsche Bestandteile — deutsche im engeren Sinne, neudeutsche — finden wir in Frankreich. Der große Preußenkönig Friedrich II. gehört dem Schrifttum dieses Landes an, da er bekanntlich nur in dessen Sprache dichtete und philosophierte; und auch auf diesen Gebieten hat er manches Beachtenswerte geleistet.

Sein Zeit- und Volksgenosse, der geistreiche Pfälzer, Baron Dietrich Holbach, war französischer Enzyklopädist und faßte die ganze Weltanschauung dieser Schule zu ihrem Hauptwerk zusammen in seinem „System der Natur". Im Gegensatz zu seinen Mitkämpfern zeigte er dabei größere, deutsche Gründ-

lichkeit und hielt sich frei von Zynismus und leichtfertigen Witzeleien. Ebenfalls zu diesem Kreise hielten Friedrich Melchior Baron Grimm und der deutschblütige Claude Adrien Helvetius. Der erstgenannte leitete die sogenannte „Literarische Korrespondenz", eine handschriftliche Feuilleton-Zeitung, die hauptsächlich an Fürsten versandt wurde.

Die berühmte Frau von Staël-Holstein war eine Tochter des bekannten französischen Ministers Necker und durch ihn die Enkelin eines Brandenburgers und das größte Talent der ersten französischen Kaiserzeit. Während der übermächtige Wille des Tyrannen Napoleon sonst fast alle Tatkraft und Freiheit der Schriftsteller gebrochen hatte, trat ihm in jener Frau ein Wesen entgegen, das sein eigenes Ich behauptete und die eifrigste, geistvollste Vorkämpferin der neuen deutschen Gedanken wurde. Triebartig, in auffallender Stärke, fühlte sie sich zu deutschem Wesen hingezogen. Es ist gerade ihr Buch „Über Deutschland", mit dem sie die weitere Entwicklung des französischen Geistes stark beeinflußt hat. Durch ihre Hinweise auf unseren Geistes- und Herzensreichtum, auf unsere Dichtung und Weltweisheit, ist in vielen gerecht denkenden Franzosen ein lebendiges Verständnis für deutsche Volkseigenart geweckt und auf die romantische Schule jenseits des Rheins stark eingewirkt worden. Als ein Vertreter der französischen Biedermeierzeit kann Rodolphe Töpffer bezeichnet werden, ein Genfer deutsch-schweizerischer Abkunft. Ihm eignen Gemüt und Humor, ungewöhnliche Frische, Wärme der Empfindung, Klarheit der Charakteristik, Schönheit der Naturschilderungen und sittlicher Ernst. Seine echt deutsche Laune zeigt oft einen Zug rührender Kindlichkeit, aber niemals gezwungene Gegensätze oder gar Gefallen an schlüpferigen Dingen. So steht er in allem dem Deutsch-Österreicher Adalbert Stifter sehr nahe. Besonders bezeichnend für ihn ist, daß ihm gute und edle Menschen in der Zeichnung viel besser gelingen als schlechte und falsche, und daß alle seine Werke gerade in Deutschland großen Beifall gefunden haben. Nüchterner, aber nicht minder gesund sind die Werke des schriftstellerischen Zwillingspaares Emile Erckmann und Alexandre Chatrian, zweier Elsässer, die stark unter deutschem Geisteseinfluß standen und andererseits ebenfalls bei uns sehr heimisch wurden. Holländischer Abkunft ist Joris Karl Huysmans. Trat er auch zuerst fast ganz in Zolas Fußtapfen, so zeigten doch schon seine naturalistischen Romane wenig Französisches. Bald verließ er auch ganz diese Richtung. In der neuesten Zeit hat der niederländisch-vlämische Überläufer Marice Maeterlink die französische Dichtung lyrisch und dramatisch stark beeinflußt. Die jetzt viel gelesene Legende vom „Ulenspiegel und Lamme Goedzak" ist zwar französisch geschrieben, weil ihr Verfasser Charles de Coster, trotz seiner gut vlämischen Abkunft, leider keine andere Sprache verstand; aber der Geist dieses eigenartigen Werkes ist vollständig vlämisch-niederdeutsch.

Eine für uns besonders beachtenswerte Stellung nimmt Graf Gobineau ein, der Geburts- und Geistes-Aristokrat normannischer Abkunft, der bekannte

Rassenforscher und Freund nicht nur Richard Wagners, sondern auch unseres ganzen Volkes sowie des gesamten Germanen- und Ariertums. Seine Ansichten von der Ungleichheit der Menschenrassen, von den Ariern als den Auserwählten und den Germanen als ihren letzten kraftvollen Vertretern haben ganz besonders bei seinen Landsleuten erklärlicherweise kein Verständnis gefunden. Um so mehr darf er sich aber bei uns wachsender Anerkennung erfreuen, die auch seine rein-literarischen Werke mit umfaßt.

Den ersten Anstoß zur eigentlichen italienischen, vom Latein befreiten Dichtkunst hatte der hochbegabte, feinsinnige Hohenstaufe Friedrich II. gegeben, an seinem berühmten Hofe in Sizilien; der Kaiser selber war dabei schöpferisch tätig. Mit dem Untergange seines Geschlechtes verschwand auch die sizilische Schule. Bald aber erstand in Norditalien der Haupt-Markstein einheimischer Dichtung, der große Florentiner Dante Alighieri, der Langobarden-Enkel aus dem Geschlecht der Aliger, eine schöpferische Kraft einzig in ihrer Art.

Noch stärker sind die eigentlich deutschen Einflüsse im Schrifttum der Spanier. Cervantes mit seinem unsterblichen „Don Quixote", dem letzten Ritter, einem unverwüstlichen Romantiker und Idealisten, ist nur als Nachkomme der Westgoten denkbar. In der neueren Zeit aber stoßen wir dort auf eine überraschend große Zahl deutschblütiger Helden der Feder. Da ist zunächst zu nennen Juan Eugenio Hartzenbusch (1806—1880), der Sohn eines eingewanderten Rheinländers. Dieser einsam lebende, fruchtbare Dichter gehört zu den besten neueren spanischen Dramatikern und hat stets eine vornehme Gesinnung gezeigt. Daß er auch als Übersetzer deutscher Dichtungen tätig war, ist für ihn nicht minder bezeichnend. Vor ihm übte ein geborener Hamburger, Juan Böhl von Faber (1770—1836) erheblichen Einfluß aus auf das Einsetzen der dortigen romantischen Strömung, im Kampfe gegen den französelnden Klassizismus. Seine wegen Geist und Schönheit viel umworbene Tochter Cecilia de Arrom (1796—1877) war, unter dem Decknamen Fernan Caballero, die bedeutendste Erzählerin im Pyrenäenlande und überhaupt die Schöpferin des dortigen Sittenromans, beherrscht von einer phantasievoll-leidenschaftlichen Romantik. Von ihr stammt auch die erste Sammlung spanischer Märchen und Volkslieder. Der Hauptreiz aller ihrer Schöpfungen liegt in der reinen Freude an lieblichen Bildern aus dem Natur- und Volksleben und in einem gut deutschen Humor. Außerdem zeichneten sie aus bewundernswerter Tiefblick, gediegenes Wissen, feines weibliches Gefühl, warme Menschenliebe und große Bescheidenheit. Deutscher Abstammung war auch Gustavo Adolfo Becquer (1836—1870), der ebenfalls romantisch gerichtete, schwermütig weltschmerzlich-schönheitsvolle Lyriker und Legendendichter. O. v. Leixner urteilt über ihn: „Becquer war ein Dichter, dem nichts gefehlt hat als der Sonnenstrahl des Glücks." Nicht wenige seiner Lieder muten ganz deutsch an, namentlich in ihrer schlichten Sprache und Gefühlstiefe.

Im portugiesischen Sprachgebiet tritt uns als besonders anziehende Erscheinung entgegen der Brasilier Dr. Egas Moniz Barreto de Aragão; eine seiner Großmütter war eine Hamburgerin aus der freiherrlichen Sippe von Gabe. Er ist im Jahre 1872 geboren. Der Großvater, der Vater und dessen drei Brüder hatten in Deutschland studiert; von ihnen ist dann Egas Moniz stark beeinflußt worden. So wurde er Hochschullehrer namentlich für die deutsche Sprache und verherrlichte in seinen Gedichten mit Vorliebe unser „altes Vaterland der Weisen, der Dichter und der Helden kühn“ ... mit einer Begeisterung, wie wir sie sonst in fremdem Schrifttum nur noch bei dem Schotten Carlyle finden:

Ich fühl' und ich will es sagen,
Wenn es auch andern nicht gefällt:
In Dir Europens Pulse schlagen,
Du bist das Haupt der ganzen Welt!

Das alte Heldenlied vom Beowulf stammt im wesentlichen noch aus der deutschen Urheimat der Angeln und Sachsen. Auch später sind die deutsche und englische Dichtung stets von besonders starkem Einfluß aufeinander gewesen. So haben z. B. Bürger und Goethe, der eine mit seinen Balladen, der andere mit dem „Götz von Berlichingen“, bestimmend eingegriffen in die geistige Entwicklung des Romantikers Walter Scott. Thomas Carlyle, einer der gedankenreichsten Schriftsteller Englands, einer der eigenartigsten und geistvollsten Denker seiner Zeit, hat vor allen anderen dazu beigetragen, seine Landsleute mit dem deutschen Geist bekannter zu machen, und dadurch auch eine idealistischere, edlere Strömung in ihrem Schrifttum herbeigeführt. Seine geradezu schwärmerische Verehrung alles Großen bei uns sichert ihm einen Ehrenplatz im Gedächtnis des deutschen Volkes.

Unter den deutschen Dichtern Nordamerikas, die sich in englischer Sprache einen Namen errungen haben, ist Charles Fenno Hoffmann (1806—1884) hervorzuheben. H. W. Longfellow (1807—1882), der hervorragende Lyriker, und mit ihm seine ganze Schule, steht auffallend unter deutschem, besonders Goetheschem Einfluß. Seine Zeitgenossin Gertrud Blöde, noch in Deutschland geboren, hat Lieder voller Leidenschaft verfaßt.

Das dänische Schrifttum, von Luthers Kirchenerneuerung an bis zum 18. Jahrhundert, bestand zum größten Teil in Übertragungen aus dem Deutschen, besonders der deutschen Bibel und der meisten unserer Kirchenlieder aus jenem Zeitraum sowie von Werken der zwei sogenannten Schlesischen Schulen, und da vor allem der Werke von Martin Opitz. Einen weiteren kräftigen Anstoß gab unsere Humanitätsdichtung vom Ausgange des 18. Jahrhunderts, trotz der dadurch erklärlicherweise im Lande sich geltend machenden Abneigung und Gegenwehr wider solche Einflüsse. Besonders nachhaltig wirkte dort Klopstock. So entstand in Dänemark seit 1770 ein neuzeitliches Bardenwesen von erheblicher

Bedeutung. Später blieben dort nicht minder tiefgehend unsere Geßner, Gellert, Voß, die Hainbundsgenossen, Wieland, später auch Kotzebue und Iffland. Julius Hart schreibt darüber (in seiner „Geschichte der Weltliteratur", Band II, S. 862): „Der deutsche Einfluß ist ganz bezwingend und so stark, daß die Führer der dänischen Romantik, ein Steffens, ein Oehlenschläger, da sie in beiden Sprachen schrieben, dieser sowohl wie jener Literatur zugezählt werden können." Hendrik Steffens war ein Schüler des deutschen Philosophen Schelling, Adam Oehlenschläger sogar deutscher Abkunft. Er dichtete zuerst noch ganz nach Bardenart und legte den Grund zur eigentlichen dänischen Romantik, als ihr bester, begabtester Vertreter. Ihr älterer Zeitgenosse, der geschmackvolle, feine und witzige Jens Baggesen (gest. 1826) hat ebenfalls vieles in deutscher Sprache geschaffen; er stand noch mehr mit den deutschen Anakreontikern und Wieland in Berührung. Unsere romantische Richtung wirkte aber in steigendem Maße auf die dänische ein. Völlig unter Ludwig Tiecks Einfluß stand Joh. Ludwig Heiberg. In ähnlichem Fahrwasser segelten Joh. Carsten Haug und B. Ingermann, der Verkünder des Mystizismus und vergeistigten Idealismus.

Henrik Ibsen, der berühmte norwegische Dramatiker, hatte deutsche Vorfahren; mit seinen Werken steht er auf den Schultern unseres Friedrich Hebbel. Gleich ihm vertritt er am deutlichsten den neueren germanischen Naturalismus, im Gegensatz zu seiner französischen und russischen Abart. Teilweise deutscher Herkunft ist auch Fritjof Nansen, der kühne und fesselnde Nordpolforscher und Schilderer.

Unsere Gesittung hat den germanischen Norden schon von früh auf stark beeinflußt. Wir übermittelten ihm die Früchte der allgemeinen europäischen Bildung, brachten ihm Christentum, Reformation, Renaissance, Aufklärung, Romantik und teilweise Naturalismus. Auch Schweden wurde, namentlich seit Dr. Martin Luther, zunächst eine geistige Provinz Deutschlands, hauptsächlich in bezug auf dogmatisch-religiöse Schriften, Erbauungsbücher und Kirchenlieder, und außerdem noch auf lyrischem und dramatischem Gebiete. Besonders waren es hier ebenfalls Martin Opitz und seine schlesische Schule, die vorbildlich wirkten. Dann aber wurde das alles von französischen Vorbildern stark zurückgedrängt, nicht zum wenigsten dank der Bemühungen der Königin Luise Ulrike, der Schwester Friedrichs d. Gr., die sich, gleich ihm, dem französischen Geist namentlich eines Voltaire ganz ergeben hatte. In natürlichem Rückschlag trat dieser französischen Richtung bald eine deutsch-englische und schwedisch-vaterländische entgegen, aus dem eigentlichen Volke heraus geboren. Ihr Hauptwortführer war Karl Michael Bellman (1740—1795), der „schwedische Anakreon", der Abkömmling einer deutschen Familie und von Gellert sowie anderen deutschen Dichtern seiner Zeit stark beeinflußt. Später hinterließen deutsche Romantik und Philosophie tiefe Spuren, neuerdings unter dem Eindruck von Nietzsche und Krafft-Ebing. Olaf Hanssom hat sich in seinen Werken verschiedentlich der deutschen Sprache bedient.

Die deutsche Schweiz gehört ja ganz unserem Schrifttum an und braucht daher hier ebensowenig erwähnt zu werden wie unsere übrigen dichtenden Volksgenossen außerhalb der deutschen Reichsgrenzen, in Österreich-Ungarn, in den baltischen Ländern, in Nordamerika usw. Auch die Holländer und Vlamen, zusammengefaßt als Niederländer, sind im Grunde Deutsche, niedersächsisch-niederfränkisch-westfriesischer Stammesart. Ihre Schriftsprache jedoch hat sich immer selbständiger entwickelt, namentlich seit der staatlichen Abtrennung. Aber der Geist ihres Schrifttums kann fast nirgends die Stammverwandtschaft verleugnen. Im Gegensatz zu den Holländern streben die Vlamen seit etwa 80 Jahren nach einem engeren geistigen Zusammenhang mit dem gesamtdeutschen Volke, so vor allem unter den älteren auf jener Seite Emanuel Hiel, unter den jüngeren Pol de Mont. Einer der ersten, der nahe Beziehungen mit jenen pflegte, war der Dichter unseres alldeutschen Liedes, Hoffmann von Fallersleben; er schuf sogar Lieder in altvlämischer Sprache.

Die Anfänge des madjarischen Schrifttums in Ungarn reichen in das 16. Jahrhundert zurück; vordem galten dort als Schriftsprachen Latein und Deutsch. Unter den Bahnbrechern der herrschenden Landessprache stoßen wir auf die Namen Sylvester und Kaspar; 150 Jahre später trat Joh. Haller hervor. In der Zopfzeit bestanden dort die schöngeistigen Werke zum großen Teil in Übersetzungen aus dem Deutschen.

Von allen Völkern Osteuropas zeigt sich bei den Rumänen am wenigsten literarischer Einfluß von unserer Seite; trotzdem ist er auch dort unverkennbar. Hier sei nur der Name „Carmen Sylva" erwähnt, unter dem die erste Königin des Landes, eine deutsche Fürstentochter, schrieb. Die rumänische Dichterin M. Cugler (1850—1889) stammte von deutschen Eltern.

Schließlich müssen wir uns noch mit den Slawen und anderen Ostländern beschäftigen, die uns seit jeher unendlich viel verdanken, mögen sie das nun anerkennen oder nicht. In Rußland machte sich die deutsche Gesittung schon vor Peter dem Großen bemerkbar; mit diesem Zaren trat sie noch weit mehr hervor. Lomonossow, der Vater der russischen Dichtkunst, hatte in Deutschland studiert. Die große Herrscherin Katharina II., eine anhaltische Fürstentochter, trat auch als Schriftstellerin auf allen möglichen Gebieten hervor, u. a. mit verschiedenen Lustspielen. So lebte das russische Schrifttum zuerst hauptsächlich von dem der Deutschen und Franzosen. Besonders der deutsche Idealismus gewann sich die Geister; Sagen und Spukgestalten erfüllten die Dichtung, nach dem Vorgange Bürgers. Dann kam Goethe an die Reihe mit Werthers Leiden und dem Weimarer Klassizismus. Hierfür wurde besonders der schwärmerische Schukowsky bahnbrechend. Der begabte, stimmungsvolle Dichter Lermontow (1814—1841) hatte eine deutsche Mutter.

„Die in der Schule der deutschen Philosophie erzogenen Links-Hegelianer Alexander Herzen und M. Bakuin, der Sturmvogel des neueren politischen Anarchismus....

prägten die Ideen dieses „jungen Rußland" (J. Hart, Bd. II, S. 991). Damit kam allerdings der allslawische, richtiger allrussische Gedanke hoch und entfremdete das geistige Leben unserer östlichen Nachbarn immer mehr dem „faulen Westen".

Trotz ihres starken Widerstands konnten Polen und Tschechen auch auf literarischem Gebiet den deutschen Einflüssen sich nicht ganz entziehen. Adam Mickiewicz (1798—1855), einer der umfassendsten und vielseitigsten nicht bloß polnischen, sondern überhaupt slawischen Dichter, stand anfangs stark unter dem Einfluß Goetheschen Wirklichkeitssinns. Ebenso hat der tschechische, sehr volkstümliche Sänger Friedr. Ladislaus Czelakowski durch Herder, Goethe u. a. dauernde und wertvolle Anregungen empfangen. Unter seinen Nachfolgern war Puhmayr offenbar deutscher Herkunft. Zu den wenigen Dichtern Böhmens, die uns Neigung und Gerechtigkeit entgegenbrachten, gehörte Wenzel Svatopluk Sztulc, dessen Namen früher gewiß Schulz geschrieben wurde. Den Höhepunkt der neueren tschechischen Dichtung bildet Jaroslaw Wrchlicky, der eigentlich Emil Frida heißt. Im Grunde zeigt er ebenfalls gerade viel deutsche Eigenart. Auch sonst atmet die neuere Dichtkunst der Tschechen durchaus deutschen Geist.

Das Schrifttum des slowenischen Volkssplitters in Südösterreich wurde zum ersten Mal begründet von Primoz Truber (1508—1586) mit Hilfe der Werke deutscher Reformatoren. Vordem hatten sie ganz unter deutschem Einfluß gestanden, sogar in dem Maße, daß ihre Sprache aus der Literatur überhaupt verschwunden war. Jene Wiedererweckung aber währte nicht lange; die Volkssprache verfiel abermals immer mehr. Da war es wieder deutscher Geist, der ihr neues, nunmehr dauerndes Leben einflößte, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, besonders unter Linhart, der im Slowenischen noch so wenig heimisch war, daß er mehr Deutsch geschrieben hat. Der beachtenswerteste Dichter in jener Sprache, Franz Presern (1800—1849), war ein Bewunderer der deutschen Dichtung und verschmähte es keineswegs, auch in deren Sprache zu schaffen. Eine ehrenvolle Stellung nach ihm nimmt dort u. a. Bleiweiß ein.

Das noch unbedeutendere Volk der Letten in Kurland und Livland steht vollständig unter deutschem Einfluß, obgleich durch russische planmäßige Hetzarbeit die beiden Volksstämme in den baltischen Ländern einander zum Teil stark entfremdet worden sind. Auch hier hat deutscher Geist und Fleiß der fremden Sprache erst zum Aufschwung verholfen, neuerdings namentlich der dafür mit schnödestem Undank belohnte Pastor Bielenstein. Als ihr erster Dichter gilt Stender (1714—1796), der als Volks- und Sprachbildner bahnbrechend gewirkt hat. Ein neuerer Hauptepiker ist Lautenbach.

Um die litauische Sprachlehre haben ebenfalls seit längerer Zeit hauptsächlich Deutsche sich verdient gemacht, darunter vor allem seit 1852 A. Schleicher. Auch das beste von ihrer Volksdichtung, nämlich Lieder, Märchen und Rätsel, hat er herausgegeben.

Nicht viel anders steht es mit den Wenden. Bei ihnen mußten ebenfalls zunächst deutsch-protestantische Hauptwerke das Literaturbedürfnis decken und den Grund für weitere Fortschritte legen. Später kamen dann deutsche Grammatiker und andere Volkstums-Förderer. Unter ihnen ragt hervor, in mehrfacher Beziehung, Joh. Ernst Schmaler, der sich Smoler nannte, während Andreas Seiler (1804—1872) als ihr bester Dichter bezeichnet werden darf. Natürlich hat auch er seinem Namen eine fremde Jacke angezogen, so daß er der Nachwelt als Handrij Zejler überliefert wird.

So sind wir Deutschen in manchem fremden Schrifttum einflußreich und fruchtbringend gewesen und brauchen uns dieser Vertreter im allgemeinen nicht zu schämen. Sie haben durchweg Tüchtiges geleistet und fast niemals ihre Abkunft verleugnet, abgesehen von einigen recht unnötig Verwelschten und Verslawten sowie von Erckmann-Chatrian und Maeterlink, von denen die ersten beiden in ihren Werken nach 1870 grenzenlosen Deutschenhaß zeigten und der letztgenannte gleich bei Beginn des Weltkrieges uns nicht minder roh beschimpfte. Im großen und ganzen also erblicken wir in dieser Abhandlurg auch im fremden Gewande würdige Vertreter, Nachkommen und Schüler des „Volkes der Dichter und Denker" — wie uns einmal in besserer Zeit, in einem lichten Augenblick ein Engländer genannt hat.

Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik.

Von Stabsarzt Dr. Herford-Görlitz.

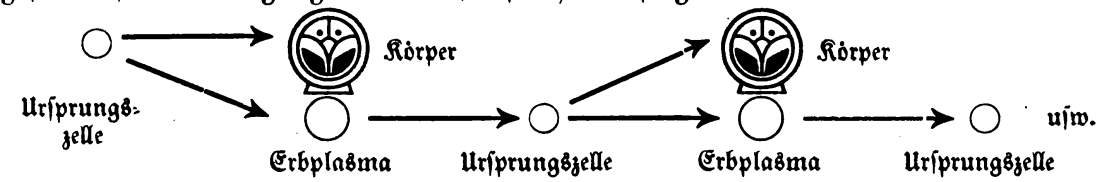
Vorstehenden Titel führt eine kleine Schrift von Hermann Werner Siemens [1]), die wegen der Klarheit, mit der sie auch dem Nichtfachmann die schwierigen Vererbungsprobleme vor Augen führt, weitere Verbreitung verdient und deshalb in folgendem zur Grundlage einer Besprechung gemacht werden soll. Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik, schon längst Stoffe von allgemeinem Interesse, sind durch den Weltkrieg in ihrer Bedeutung gesteigert; aber es wird nicht allgemein bekannt sein, wie wichtig für das Verständnis der auf ihrem Gebiet liegenden Forderungen die Kenntnis der Vererbungslehre ist. Jeder, der bei der nach Kriegsende notwendig werdenden Neuordnung der äußeren und inneren Verhältnisse mitwirken soll oder die dahin hinzielenden Maßnahmen verstehen will, müßte sich, wenigstens in großen Zügen, mit dem Zusammenhang zwischen diesen Gebieten beschäftigt haben.

[1]) J. F. Lehmanns Verlag, München 1917, Preis 1.80 M.

Die Grundlehren der Vererbung und Entwicklung sind zum ersten Male wohl der gesamten gebildeten Menschheit nahe gebracht worden, als Charles Darwin 1859 mit seinem Werk über die „Entstehung der Arten" an die Öffentlichkeit trat. An Darwins Namen knüpft sich der für die Vererbungslehre grundlegende Begriff der „Auslese". Aber erst spätere Forscher haben in die einzelnen Vererbungsvorgänge größere Klarheit gebracht.

Von den sogenannten Neo-Darwinisten ist es besonders August Weismann gelungen, eine bessere Erkenntnis der Vererbungsvorgänge in weitere Kreise zu tragen. Eizelle und Samenzelle vereinigen sich, wie er lehrt, zu einer Ursprungszelle (Zygote), die sich nun zu teilen beginnt. Ein Teil der durch diese Teilungsvorgänge entstandenen Zellen bildet sich durch weitere Differenzierung zu den Zellverbänden der Gewebe und Organe des Körpers aus (Haut, Muskeln, Knochen, Nerven usw.). Ein anderer Teil der durch Teilung der Ursprungszelle gebildeten Zellen bleibt jedoch im unausgebildeten Zustande, also undifferenziert, bestehen und stellt beim geschlechtsreifen Individuum wiederum die Geschlechtszellen dar. Diese embryonalen Gewebe der aufeinander folgenden Geschlechter bilden also ein zusammenhängendes Ganze (Keimplasma oder Erbplasma).

Die ausgebildeten (differenzierten) Zellen stellen in ihrer Gesamtheit im eigentlichen Sinne den Körper des Einzelwesens dar. Sie gehen mit dessen Tode zugrunde, während das Erbplasma sich durch Abgabe der Geschlechtszellen sein Fortbestehen in einem anderen Einzelwesen sichert. Der Körper ist danach also nur ein zeitweiliges und vergängliches Anhängsel des Erbplasmas, das während seines Lebens für dessen Ernährung und Leben zu sorgen hat. Schematisch dargestellt ist der Vorgang bei Selbstbefruchtern folgender:



Diese Lehre bedingt also eine weitgehende Unabhängigkeit des Erbplasmas vom Körper und läßt damit ohne weiteres die alte Ansicht, daß die im Einzelleben erworbenen Eigenschaften des Körpers vererbbar seien, hinfällig erscheinen. Man kann sich auf ihrer Grundlage höchstens eine mittelbare Beeinflussung der Keimzellen in der Weise denken, daß im Einzelkörper durch bestimmte Einwirkungen (z. B. durch planmäßige Muskelarbeit) die Säfte geändert werden und nun diese Säfte-Änderung auch ihren Einfluß auf die Keimzellen ausübt. Das kann aber nicht im Sinne der Erzielung der gleichen Körpereigenschaften (in unserem Beispiel: kräftige Muskulatur) wirken, sondern diese Einwirkung muß allgemeiner Natur, richtungslos, sein.

Nicht die Vollkommenheit eines elterlichen Körpers als solchen, sondern die Eigenschaften eines guten Erbplasmas, also einer guten Rasse, sind es also, die

ihren Einfluß auf die folgenden Geschlechter ausüben. Das rückt den Begriff der von Darwin gelehrten „Auslese" in besonders helles Licht.

Eine Bestätigung für die Weismannsche Vererbungslehre bilden die exakten Feststellungen des Augustiner-Mönches Gregor Mendel, die für die vorhin geschilderten Vererbungsvorstellungen die naturwissenschaftliche Unterlage geben. Mendel hatte im Jahre 1865 an Erbsen und anderen botanischen Objekten die Vererbungsgesetze studiert und in eine wissenschaftlich-mathematische Form gebracht. Doch hatte seine Lehre zunächst keinen Einfluß auf die Allgemeinheit gehabt, weil sie infolge ihrer Veröffentlichung in einem wenig zugänglichen Blatt kaum beachtet worden war. Erst im Anfang dieses Jahrhunderts nahmen Tschermak in Wien, de Vries in Amsterdam und Correns in Leipzig die Mendelschen Untersuchungen wieder auf und verhalfen ihnen durch neue Beobachtungen zu dem verdienten Ansehen.

Die Mendelsche Entdeckung, an einem möglichst einfachen Objekt, der Wunderblume, erläutert, hat nach Siemens folgenden Inhalt:

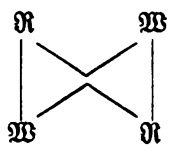
Die Wunderblume, Mirabilis Jalapae, hat eine rot- und eine weißblühende Rasse, die sich nur durch diese verschiedene Blütenfarbe unterscheiden. Wenn man die Geschlechtszellen dieser beiden Rassen mit einer einfachen Benennung bezeichnet, z. B. mit den Abkürzungen R und W, so muß jede Pflanze offenbar aus zwei gleichen Geschlechtszellen hervorgegangen sein: die rote aus R R, die weiße aus W W.

Kreuzt man nun diese verschieden gefärbten Pflanzen, so muß sich die R-Geschlechtszelle der einen mit der W-Geschlechtszelle der anderen verbinden. Wenn die entstehenden Bastarde also in ihren Eigenschaften gerade die Mitte zwischen den beiden Eltern halten (d. h. sich intermediär verhalten), so müssen lauter rosablühende Bastarde von der Formel R. W. entstehen. Statt der reinerbigen (homozygoten) Fortpflanzung der nicht miteinander gekreuzten roten und weißen Rasse ist eine sogenannte spalterbige oder eine heterozygote entstanden, die eine Mischfarbe aufweist. Wichtig ist es, festzuhalten, daß diese rosablühenden Pflanzen zwei Arten von Geschlechtszellen haben (R und W), und zwar von jeder 50 vH. männliche und 50 vH. weibliche.

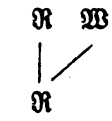
Kreuzt man nun die rosablühenden R. W.-Pflanzen untereinander, so vereinigen sich einmal die beiden R's. miteinander, ferner geht ein R an W und einmal W an R, endlich einmal W an W. Es ergibt sich daraus, daß bei dieser Kreuzung die Bastarde in der zweiten Nachkommengeneration sich aufspalten in

$^1/_4$ rotblühende, $^2/_4$ rosablühende, $^1/_4$ weißblühende.

Bei einem bestimmten Teil der Pflanzen ist also in der zweiten Geschlechterfolge die ursprüngliche Reinheit der Farben wieder hergestellt. Die Formel für die Vereinigung der Geschlechterzellen kann man folgendermaßen versinnbildlichen



Bei einer Rückkreuzung, z. B. der rosablühenden nur mit rotblühenden Pflanzen haben wir drei Arten von Geschlechtszellen. Es müssen sich R mit R und W verbinden, d. h. es entstehen teils rot-, teils rosablühende Pflanzen. Die Formel hierfür sieht so aus



Ganz entsprechend ist Hergang und Formel bei der Rückkreuzung von rosa- und weißblühenden Pflanzen.

Ergebnis: teils rosa-, teils weißblühende Pflanzen.

Nun gibt es aber Pflanzen, die ebenfalls rot- und weißblühende Rassen haben, sich aber bei der Kreuzung anders verhalten als die Wunderblume. Bei ihnen ist zwar die Verschiedenheit der Geschlechtszellen in gleicher Weise vorhanden. Die Bastarde halten aber in ihren Eigenschaften nicht die Mitte zwischen den Eltern, sondern die Eigenschaften des einen Elters sind stärker als die des anderen und drängen die letzteren bei der Kreuzung zurück. Überall daher, wo z. B. die dominierende rote Farbanlage mit der zurückdrängbaren weißen zusammentrifft, entsteht nicht Rosa-, sondern Rotfärbung der Nachkommen-Pflanzen. Trotz des Zusammentreffens von roten und weißen Geschlechtsanlagen kommt die Mischfarbe Rosa also gar nicht zustande. Es wird also Reinerbigkeit vorgetäuscht, und nur aus der Formel ergibt sich die tatsächlich vorliegende Spalterbigkeit. Man nennt in diesem Falle die rote Geschlechtszelle dominant (überdeckend), die weiße recessiv (überdeckbar). In der Formel kann man sich dies am besten klar machen, wenn man Rot wie bisher mit seinem großen, weiß dagegen mit seinem kleinen Anfangsbuchstaben bezeichnet. Wir erhalten in obigem einfachen Kreuzungsbeispiel dann das Ergebnis: 1. Nachkommenfolge: nur Rw d. h. rote Pflanzen. 2. Nachkommenfolge: $^1/_4$ R. R + $^2/_4$ Rw + $^1/_4$ ww-Pflanzen, d. h. $^3/_4$ aller Pflanzen sind rot, $^1/_4$ weiß; Rosa fehlt ganz.

Diese Vererbungsmöglichkeit ist von Bedeutung für die medizinische Wissenschaft. Denn bei dominant vererbbaren Krankheiten sind alle Spalterbigen krank, bei recessiv vererbbaren gesund, obgleich beide in ihren Geschlechtszellen die Krankheitsanlage weiter vererben. Macht man sich dies ebenfalls mit großen und kleinen Anfangsbuchstaben (K = krank, dominant, g = gesund, recessiv oder umgekehrt) klar, so sind alle Bastarde, die die Geschlechtszellen-Zusammenfügung K g enthalten, krank, alle k G-Wesen gesund. Bei dominant-erblichen Krankheiten wird der Wert eines Menschen als Zeuger, sofern er nur selbst gesund ist, auch durch die allerschwerste familiäre Belastung nicht im geringsten beeinträchtigt, da er ja nur g g-Geschlechtszellen hat, also K völlig ausgemerzt ist. Voraussetzung ist natürlich Mischung mit reinerbig-gesunden Erbanlagen. Bei recessiv-vererb-

baren Krankheiten sind die Kranken Kinder gesunder Eltern und die spalterbigen Kinder sämtlich gesund, da ja nur im Falle sich die Geschlechtszelle k zu k findet, Krankheit auftritt, bei jeder Mischung aber G über k dominiert.

Leider sind im praktischen Leben die medizinischen Beobachtungen solcher Vererbungstatsachen derartig erschwert, daß die Literatur sich wenig damit beschäftigt hat. Um am Menschen einschlägige Beobachtungen zu machen, müßten die Ärzte große Stammbäume verfolgen, die ihnen nicht oft zugänglich sind, da die Mischungen der Menschengeschlechter meistens unkontrollierbar ineinander übergehen. Das reine Mendelsche Gesetz ließe sich auch nur bei Blutsverwandten-Ehen für den Menschen herausschälen, und eine lang fortgesetzte Inzucht ist ja im menschlichen Leben kaum mehr möglich. Dazu kommt, daß der einzelne Arzt im günstigsten Falle nur wenige Geschlechterfolgen selbst beobachten kann, für die nicht von ihm beobachteten aber auf die Berichte anderer angewiesen ist. Weitere Schwierigkeiten gegenüber den einfachen botanischen Versuchsanordnungen liegen darin, daß die menschlichen Kinder nacheinander kommen, daß ihre Zahl oft nur gering ist, daß gerade bei vorhandenen Krankheiten frühzeitig wieder ein Aussterben der Nachkommen eintritt: kurz, das Mendelsche Gesetz hat für die medizinische Wissenschaft mehr theoretisches Interesse. Immerhin kennen wir Krankheiten mit deutlich dominantem oder recessiven Verhalten. Dominant vererben sich die zuckerlose Harnruhr (Diabetes insipidus) und gewisse Formen der Nachtblindheit, von physiologischen Eigenschaften die braune Augenfarbe u. a., recessiv Taubstummheit, erbliche Epilepsie, Albinismus, manche Geistes- und Nervenkrankheiten.

Die Schwierigkeit der Beobachtungen beim Menschen liegt aber weiter zum ganz großen Teil darin, daß sich die Verhältnisse rasch äußerst verwickelt gestalten, wenn die Geschlechtszellen nicht nur ein erbliches Merkmalpaar (wie in unserem Beispiel die Farbe) enthalten, sondern wenn die sich kreuzenden Lebewesen in mehreren oder gar vielen erblichen Merkmalspaaren voneinander abweichen.

Nehmen wir, um dies zu veranschaulichen, nur zwei Merkmalspaare, z. B. bei Pflanzen Farbe und Größe und stellen uns die diesen Verhältnissen entsprechende Formel der Kreuzung von R R G G mit W W kl kl vor, in der R = rot, G = groß, W = weiß, kl = klein bedeuten soll: Dann haben wir vier verschiedene Geschlechtszellen R G, R kl, W G, W kl, die bei ihrer Kreuzung ein Gemisch von 16 verschiedenen Formen ergeben, da jedes Geschlechtsmerkmal sich mit jedem einzelnen anderen kombinieren kann. Bei drei vorhandenen Merkmalspaaren ergeben sich 64 Kombinationsmöglichkeiten, bei vier Paaren 256 und so fort. Man kann sich demgemäß vorstellen, wie ungeheuer verwickelt sich die Erblichkeitsverhältnisse beim Menschen mit seinen unzähligen verschiedenen Erbeinheiten gestalten müssen, sodaß es meistens unmöglich sein wird, die Mendelschen Gesetze beim Menschen zu entwickeln. Wir alle sind äußerst viel-

spaltige Heterozygoten. Aber die Entdeckung der Dominanz und Recessivität gibt uns ein Verständnis dafür, warum man so manches Merkmal auf seine Kinder vererbt, das man selbst gar nicht besitzt. Der Wert des Einzelwesens ist von seinem Wert als Zeuger ganz verschieden.

Diese Feststellungen entsprechen also ganz den Ergebnissen der Weismannschen Lehre. Es ergibt sich aus ihnen ganz von selbst eine Scheidung des Erbbildes und des Erscheinungsbildes. Bei dem Versuch mit dem dominant-vererbenden Blumen hätten wir eine Rosa-Nachkommenschaft erwarten müssen, und doch war lediglich Rot im Erscheinungsbilde hervorgetreten. Das Erbbild konnten wir erst an der Nachkommenschaft erkennen, da ja erst durch diese Spalterbigkeit der vorigen Generation, die nach ihrem Erscheinungsbilde ebensogut hätte reinerbig sein können, bewiesen wurde.

Das Erscheinungsbild unterliegt nun den ganzen Einflüssen, denen das Einzelwesen während seines Lebens ausgesetzt ist, während das Erbbild von diesen Einflüssen unberührt bleibt. Unverändert pflanzen sich daher im allgemeinen die Erbeinheiten unabhängig vom Erscheinungsbilde von Geschlecht zu Geschlecht fort. Ein einfacher Beweis hierfür liegt in folgender, wiederum der Pflanzenwelt entnommener Beobachtung. Von der chinesischen Primel gibt es eine rot- und eine weißblühende Rasse, deren jede ihre Blütenfarbe völlig beständig vererbt. Bringen wir nun junge Keimpflanzen der rotblühenden Rasse einige Wochen, bevor sie blühen, in ein feuchtes, warmes Gewächshaus von einer Temperatur von 30 bis 35 Grad, wo sie etwas schattig gehalten werden, so stellt sich heraus, daß diese Gewächshauspflanzen nun rein weiß blühen, während die unter den früheren Bedingungen verbliebenen Geschwisterpflanzen ihre rote Blütenfarbe behalten. Bringen wir die weißgewordenen Primeln wieder unter ihre früheren Verhältnisse, so bleiben die vorhandenen Blüten weiß, ebenso auch noch die in den nächsten Tagen sich öffnenden; aber die späterhin sich entwickelnden Blüten sind wie früher rot. Auch die Pflanzen, die aus Samen von den weißgewordenen Warmhauspflanzen gezogen werden, blühen außerhalb des Warmhauses wieder wie gewöhnlich rot. Diese Primelart ist also von äußeren Bedingungen in hohem Grade abhängig; es ist aber nur das äußere Erscheinungsbild, das dieser Beeinflussung unterliegt. Zwar wirkt dieser äußerlich-verändernde Einfluß noch auf einige Blütenfolgen kurz nach, auch wenn diese ihre früheren Bedingungen wiederfinden, aber sehr bald stellt sich unter dem Einfluß der unverändert gebliebenen Erbanlagen das frühere Erscheinungsbild wieder her und pflanzt sich nun wieder gleichmäßig fort, solange die äußeren Bedingungen gleichbleiben.

Solche Beobachtungen machen es uns zur Pflicht, auch im menschlichen Leben die Erscheinungs-(oder nebenbildlichen)Eigenschaften grundsätzlich zu unterscheiden. Nicht die zum großen Teil von unseren äußeren Lebensbedingungen abhängigen Eigenschaften unseres Erscheinungsbildes, sondern die von unseren

Eltern und Ahnen empfangenen Anlagen unseres Erbbildes übertragen wir auf unsere Nachkommen. Alle Vererbung ist ihrem Wesen nach ein Weitertragen dieses Erbbildes.

Bei dieser Formulierung der Vererbung müßte sich nun eine völlige Beständigkeit der Arten ergeben. Der Augenschein lehrt uns jedoch etwas anderes. Es müssen also doch gelegentliche Einwirkungen der Umwelt auf das Erbbild möglich sein, ebenso wie das Erscheinungsbild durch äußere Einwirkungen beeinflußt wird. Sicherlich müssen wir einige Einflüsse annehmen, die auf das Erbbild einwirken können, aber die genauere Bekanntschaft solcher Kräfte fehlt uns noch. Wir sind aus den Beobachtungen der Alkoholwirkung geneigt, anzunehmen, daß der Alkohol außer den zahlreichen Einflüssen, die er auf den Körper, also auf das Erscheinungsbild ausübt, auch das Erbplasma eingreifend beeinflussen kann, in der Weise, daß ein Teil der Nachkommenschaft von Trinkern geistig oder körperlich entartet und diese veränderte Anlage in steigendem Maße auf die nächsten Geschlechter weitergibt, wie wir dies an mehreren Trinkerstammbäumen verfolgen können. Der Unterschied dieser Rasseänderung von der bloßen Beeinflussung des Erscheinungsbildes zeigt sich darin, daß eine Hemmung oder Besserung dieser Entartung durch Alkohol-Enthaltsamkeit nicht gelingt.

Andererseits müßten, wenn häufig erbändernde Kräfte zur Einwirkung kämen, bei der riesigen Zahl der Vererbungsvorgänge mit der Zeit alle Rassen in eine Unzahl von Unterrassen mit eigenen Erbbildern sich zersplittern, da ja an unzähligen Einzelwesen diese erbändernden Kräfte ansetzen müssen. Es gibt jedoch eine Macht, die hier einschränkend wirkt, die sogenannte Auslese. Sie bewirkt die Ausmerzung von Lebewesen, die infolge verschlechterter Erbeigenschaften für die Erhaltung der Rasse ungeeignet sind, erhält dagegen solche, die für die Art eine Höherzüchtung bedeuten, sodaß mit der Zeit dadurch eine ganze Rasse verbessert oder erneuert werden kann. Die Zuchterfolge, die berufsmäßige Züchter bei der Hervorbringung von Pflanzen und Tieren besonders erlesener Art erzielt haben, beruhen auf der Aussonderung besonders guter Erbstämme, deren gute erbbildliche Eigenschaften eine lange Beobachtung ergeben hat. Also auch hier kommt es nicht auf eine Verbesserung und Steigerung der erscheinungsbildlichen Eigenschaften, sondern allein auf die Fruchtbarkeitssteigerung und Ausnutzung guter erbbildlicher Anlagen an.

Wenn wir diese Begriffe auf die menschliche Auslese anwenden, so ergibt sich ungefähr folgendes: Ein Volk ist ein buntes Gemenge vielfältigster Art, auf das die Auslesegesetze genau so einwirken, wie bei der Züchtung der Tierrassen. Ungünstige Auslese kann ein Volk allmählich zum Untergang bringen. Ungünstige Auslese bei einem Volke ist es, wenn die Tüchtigen ihre Kinderzahl willkürlich einschränken, während solche Volksteile, die sich überwiegend aus minderwertigen Erbstämmen zusammensetzen, durch die Überzahl ihrer Nachkommenschaft Sieger

im Kampf ums Dasein werden. Gesundheitspflege, Sport, Erziehung beschränken sich in ihrer Wirkung auf die Lebensdauer des Einzelnen; auf die Geschlechterfolge sind sie ohne direkte Einwirkung. Nur durch reichliche Vermehrung der tüchtigen Erbstämme kann man eine dauernde Verbesserung der Rasse erzielen.

Eine Auslese zum Schlechten bedeutet der Krieg, und ein Krieg von den gewaltigen Ausmaßen des jetzigen Weltkrieges muß jedes der beteiligten Völker im Sinne der Erblichkeitsgesetze aufs schwerste schädigen, da die Tüchtigen zum großen Teil ausgemerzt und an der Fortpflanzung gehindert werden, während die Minderwertigen keine Störung ihrer Fruchtbarkeit erfahren, sondern eher dazu angeregt werden.

Man hat nun im Völkerleben fälschlich Einflüsse auf die Erblichkeit in Dingen gesucht, die nach den vorhergehenden Auseinandersetzungen für das Erbbild von keinerlei Bedeutung sein können, sondern nur eine Einwirkung auf die nebenbildlichen Eigenschaften der Einzelmenschen ausüben.

So hat man die Folgen der hochentwickelten Kultur verantwortlich gemacht für die Verschlechterung der völkischen Eigenschaften, und gerade vor dem Kriege war es eine verbreitete Anschauung, daß die Verwöhnung und Verweichlichung des modernen Lebens einerseits, die Sucht nach Zerstreuung der Nerven und nach Genuß andererseits den Wert unseres Volkes vermindert hätten. Die Erfahrungen der Kriegszeit haben hierfür wohl einen Gegenbeweis geliefert. Wenn aber trotz der bestandenen Kraftprobe ein Rückgang in den Eigenschaften unseres Volkes angenommen werden soll, so liegt dieser mit Sicherheit nicht in den Einflüssen der Zivilisation auf die Rasse. Denn diese Einflüsse können immer nur auf das Erscheinungsbild, nicht auf das Erbbild wirken. Die Entartung eines Volkes kann also niemals die unmittelbare Folge der nebenändernden Einflüsse des verweichlichenden und verwöhnenden Kulturlebens sein.

Als ein anderer Grund für die Entartung von Völkern ist vielfach die Inzucht genannt worden. Auch diese Annahme würde all den Beobachtungen widersprechen, die wir bei den Züchtungsergebnissen unter einfacheren Verhältnissen gewinnen konnten. Inzucht und Züchtungserfolg sind in gewissen Grenzen geradezu gleichbedeutend; Auslese bei der Züchtung ist ja im Grunde nichts anderes als zielbewußte Inzucht. Sie besteht gewöhnlich in der Paarung von Einzelwesen, die sich durch etwa gleiche hervorragende Eigenschaften auszeichnen und die häufig verwandt sein werden. Tatsächlich ist gerade für die Verhältnisse beim Menschen die Beobachtung wichtig, daß Inzucht nirgends so selten ist als in den Kulturmittelpunkten, den großen Städten, die man für die Entartung der Völker so stark verantwortlich macht, und nirgends so häufig als bei der bodenständigen Bauernbevölkerung, die man doch berechtigterweise als den Hauptträger der guten und beständigen Erbeigenschaften eines Volkes ansieht. Also nicht die Inzucht, sondern gerade die Vermischung wird man im allgemeinen als Ursache des Ver-

falles der Völker ansehen müssen, wenigstens stets dann, wenn ein tüchtiges Volk ein mindertüchtiges durch Vermischung in sich aufnimmt. Und wie von den Verhältnissen der Völker, so gilt dasselbe im kleinen auch von den Familien: Verwandtenehen als solche können schlechte Eigenschaften bei der Nachkommenschaft nicht bedingen. Lediglich durch erbbildlich vorhandene schlechte Eigenschaften können die Nachkommen verdorben werden, was aber bei Nichtverwandten-Ehen ebenso gut der Fall sein kann. Die im Volke vorhandenen Vorstellungen von Auftreten von Geisteskrankheiten u. dgl. bei Verwandtenehen entbehren also der biologischen Begründung, wenn nur die beiden sich mischenden Verwandten erbbildlich einwandfrei sind.

Übertrieben sind wohl auch die Vorstellungen, die man von dem entartenden Einfluß des Alkohols auf das Leben eines Volkes hat. Man hat von den Indianern berichtet, daß zu ihrer Unterdrückung der Alkohol ein Hauptmittel gewesen sei. Nun müssen wir, wie bereits erwähnt, tatsächlich für den Alkohol erbändernde Eigenschaften annehmen. Bekannt sind durch die große Anti-Alkoholbewegung die vielfachen Entartungen, die die Trinkerkinder aufweisen, besonders an Nervensystem und geistiger Beschaffenheit. Doch wird man gut tun, da es auch genug Ausnahmen gibt, den Alkoholeinfluß für die Entartung ganzer Völker nicht zu hoch zu werten und lieber daneben nach anderen Gründen für das Zugrundegehen eines Volkes zu suchen, deren wichtigster immer das Versagen der Auslese sein wird.

Ziehen wir bevölkerungspolitisch die Nutzanwendung für die augenblicklichen völkischen Verhältnisse: In allen Kulturländern, nicht zum wenigsten auch in Deutschland, ist die Fruchtbarkeit der Minderwertigen größer geworden als die der wertvolleren Bestandteile. Preußen hat während seiner ganzen Entwicklung im wesentlichen drei wertvolle Bevölkerungsbestandteile gehabt, die sich in Überlieferung und Vererbung rein und gleichmäßig erhalten haben: Beamtentum, Offizierstand, Bauernstand. Bei den ersten beiden dieser Stände kommt es nun leider infolge der wachsenden Erschwerung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu einer zunehmenden Verminderung der Kinderzahl. Der bessere Bauernstand aber gibt einem Zuge in die Stadt nach, der eine Vermischung mit anderen Erbstämmen zur Folge hat, die vielfach den tüchtigen Erbeigenschaften schadet und ebenfalls die Zahl des Nachwuchses beschränkt. Demgegenüber weist das Proletariat, das teilweise aus öffentlichen Mitteln unterhalten oder unterstützt werden muß, die weitaus reichlichste Kinderzahl auf. Biologisch ausgedrückt bedeutet das eine Ausmerzung der tüchtigsten Erbstämme, die leicht zum völligen Verschwinden vieler von ihnen und damit zu einer schweren Schädigung der völkischen Erbeigenschaften führen kann. Wenn auch rein äußerliche Eigenschaften, wie z. B. Volkszahl und Sprache, unverändert erhalten bleiben und damit eine Zeitlang einen fortdauernden Bestand des Volkes vortäuschen können, so kann es doch,

wie bei den Griechen, unter dieser verhüllenden Außenseite zu einem völligen Verfall des Volkes kommen.

Zur Erhaltung und Höherzüchtung eines Volkes können nach dem Gesagten nur solche Maßregeln in Betracht kommen, die die Erhaltung und Fortzüchtung guter Erbanlagen gewährleisten. Wir leben in einer Zeit der sozialen Wohlfahrtspflege, die aus gesundheitlichen und volkswirtschaftlichen Erwägungen heraus das Schlagwort der Volkstüchtigung auf ihre Fahnen geschrieben hat. Für die Verbesserung des gerade lebenden, besonders aber des heranwachsenden Geschlechtes sind diese Maßregeln von großem Werte. Betrachtet man sie aber vom Gesichtspunkte der Vererbungslehre, so darf man sich darüber keiner Täuschung hingeben, daß eine direkte Beeinflussung der kommenden Geschlechterfolgen durch diese Wohlfahrtspflege nicht zu erwarten ist. Denn sie greift nur am Erscheinungsbilde an, das Erbbild bleibt davon unbeeinflußt, wie nach den früheren Ausführungen leicht verständlich ist. Wir wollen die Wohlfahrtspflege trotzdem weder missen noch eindämmen, da nur ein gesundes Volk auch auf seine Kinder erziehlich richtig einwirken wird. Vor allem aber fördert die Besserung der sozialen Verhältnisse gerade des niederen Volkes das Verständnis und die Neigung zu richtiger Auslese. Diese richtige Auslese aber ist der am meisten ausschlaggebende Punkt für die Erhaltung und Hebung der Rasse. Eine diesen Zwecken dienende, verständnisvolle Bevölkerungspolitik und Rassenhygiene: das sind die richtigen Folgerungen aus den wissenschaftlichen Beobachtungen der Vererbungslehre.

Germanische Einehe.

Von Otto Sigfrid Reuter, Bremen.

Über den sittlichen und züchterischen Vorteil, den die Einführung der Mehrehe in unser germanisches Lebensgefüge mit sich bringen würde, ist in den letzten Jahren manches zusammengetragen worden. Die Mehrehe findet sich ja nicht nur bei manchen sogenannten Naturvölkern, sondern auch bei gesitteten Völkern, wie bei den mohammedanischen Stämmen, den Türken u. a., so auch bei den Chinesen noch heute. Bei den Juden ist die Vielehe in alten Zeiten Volkssitte gewesen. Nach dem 2. Buche Samuel[1]) hatte David sechs Weiber, nach demselben Berichte[2]) „nahm David noch mehr Weiber und Kebsweiber zu Jerusalem". Der Mann Elkana[3]) vom Gebirge Ephraim hatte zwei Weiber, Hanna und Peninna. Heute schließen sich die Juden der Sitte ihres Gastlandes an.

[1]) 2. Samuel 3, 2 ff.

[2]) 5, 13.

[3]) 1. Samuel 1.

Die Mehrehe als züchterisches Mittel zuerst in der Öffentlichkeit vertreten zu haben, wird dem jüdischen Prager Rassenforscher Ehrenfels zugeschrieben, welcher auch die sittliche Begründung, die später von Willibald Hentschel übernommen wurde, lieferte. Diese Gedankengänge sind neuerdings auch von völkischer Seite aufgegriffen worden*) mit besonderer Betonung der geschichtlichen Tatsache, daß auch in der germanischen Vergangenheit die Mehrehe und Vielehe insbesondere unter den Adligen Brauch gewesen sei.

Die Schöpfung selbst scheint zugunsten der Einehe zu sprechen. Nach den Zählungen entfallen auf 100 Mädchengeburten rund 105 Knaben. Hiernach gäbe das allgemeine Leben jedem Manne höchstens ein Weib.

Die höhere männliche Sterblichkeit in den gesitteten Völkern scheint trotzdem die Möglichkeit der Mehrweiberei zu gewähren. In Wirklichkeit findet sich die Mehrehe ausgeübt meist nur von denen, welche die Mittel zur Unterhaltung eines größeren Hauswesens haben.

Wenn nun die Mehrehe bei den Juden, Türken, Chinesen heute und in ältester Zeit im Schwunge war und ist, so kann doch ein Gleiches nicht für die germanischen und arischen Völker behauptet werden. So berichtet Sophus Müller in seiner Nordischen Altertumskunde[4]) über unsere älteren Zeitstufen: „Die Frau nahm zur Bronzezeit eine angesehene Stellung ein . . . und wurde mit gleichen Ehren wie der Mann bestattet. Die Funde deuten ferner an, daß eine monogamische Ehe bestand. Bisweilen hat man auf dem Grunde eines Hügels nebeneinander zwei Gräber getroffen, das eine mit Mannesobjekten, das andere leer oder mit weiblicher Ausstattung. Hie und da war ein Grab durch eine Scheidewand getrennt und die Grabbeigaben haben gezeigt, daß die beiden Räume für ein männliches und ein weibliches Individuum bestimmt waren." Aus der größeren Zahl dieser Funde schließt der berühmte Forscher, daß man in der germanischen Bronzezeit weit über das Zeitalter der Mehrehe hinaus war. Es bleibt übrigens fraglich, ob es je eine Vielweiberei nach Art der östlichen Völker bei den Germanen und Ariern in ältesten Zeiten gegeben habe. Die alten Arier Indiens, die Parsen, die Griechen und die Römer waren einehisch gesonnen. Wenn nun im germanischen Norden der späteren Zeit, also etwa um das Jahr 1000 nach der Schlacht im Teutoburger Walde sich die Vielweiberei in so starkem Maße zeigt, so ist damit noch nicht bewiesen, daß dieser Brauch heimischer Art war. Gerade die Wikingerzeit kann ihn hereingebracht haben, auch muß der starke Sitteneinfluß von Finnland her in Betracht gezogen werden. Die arische Frau, besonders die deutsche, hat immer eine weit höhere Achtung genossen als die Frauen anderer Rassen, und es erscheint nicht für germanische Frauen be-

*) Siehe S. 4 und S. 164 des 2. Jahrgangs dieser Zeitschrift.

4) XIV, 447.

stimmt, was der gewaltige Frauenverächter[5]) lehrt: „Da jeder Mann viele Weiber braucht, so ist nichts gerechter, als daß ihm freistehe, ja obliege, für viele Weiber zu sorgen. Dadurch wird auch das Weib auf ihren richtigen und natürlichen Standpunkt, als subordiniertes Wesen, zurückgeführt."

Für Deutschland steht die grundlegende Stelle bei Tacitus, Germania 18: „Gleichwohl ist dort die Ehe streng, und in keiner Beziehung möchte man ihre Sitten mehr loben; denn sie fast allein unter den Barbaren begnügen sich mit einer Gattin, ausgenommen ganz wenige, die nicht aus Sinnlichkeit, sondern wegen ihrer hohen Abkunft vielfach zur Ehe begehrt werden." Ferner (Germ. 19): „So erhalten sie einen Mann, wie einen Leib, wie ein Leben, damit ja ihr Gedanke, ihr Gelüste nicht weiter greift, daß sie in dem Gatten gleichsam nicht den Ehemann, sondern den Ehestand lieben." Auch der Fall, daß keine Kinder da sind, ist (Germ. 20) durch das Erbrecht als Recht anerkannt, da an deren Stelle als Erben die nächsten Verwandten eintreten.

Bekannt ist die Doppelehe des Arioviſt[6]); die Vielehe besteht im Merovingischen Königshause.

Für den Norden ist besonders Adams von Bremen Zeugnis[7]) für die Vielweiberei der Schweden anzuführen. Die Halfssaga erzählt von König Alrek, daß er zwei Frauen besaß, und von König Hjorleif wird berichtet, daß er drei Frauen hatte, infolgedessen er den Namen des „Weiberfreundes" erhielt[8]). Daß Hjorward gleichzeitig vier Frauen hatte, geht aus dem Wortlaut zum Eddaliede von Helgi-Hjorwardssohn nicht hervor.

Das vielgeübte Kebsentum galt der Ehe nicht als gleichberechtigt, die Kinder waren unfrei[9]). Einen unehelichen Sohn „ins Geschlecht einzuführen", war rechtlich mit großen Schwierigkeiten verknüpft[10]). Rechtsziel ist die Wahrung des Erbes durch das echte Geschlecht.

* * *

Der erlaubten (nicht geforderten) Vielehe stellte sich das gemeinsame Lebensvorbild entgegen, wie dies für Deutschland schon durch Tacitus bezeugt wird. Deutschlands Befreier hatte nur die eine Gattin Thusnelda.

---

[5]) Schopenhauer, Parerga und Paral. § 383.

[6]) Caes. b. g. I, 53, 4: „Zwei Frauen hatte A., eine von swebischem Stamme, die er aus der Heimat mitgebracht hatte, die andere war aus Noricum; ihr Bruder, der König Voccio, hatte sie ihm geschickt." A fratre missam: Der Ausdruck zeigt, daß A. sich nicht selbst um die zweite Gattin beworben hatte, und dies stimmt mit des Tacitus' Angabe überein: von den wenigen, die wegen ihrer Vornehmheit mehrfach zur Ehe begehrt werden.

[7]) Adam. Brem., Gesta Hamab. eccl. pontif. 4, 21.

[8]) Gering, Edda, S. 149.

[9]) J. Grimm, Deutsche Rechtsalt. I, 655. H. Popp, Das Werden der deutschen Familie, S. 15. Weinhold u. a.

[10]) ebda I, 213 und I, 637. Olrik, Nord. Geistesleben, S. 15.

Für den germanischen Norden späterer Zeit ist das Lebensvorbild durch die Edda bestimmt. Die Sprüche des Hehren (Wodans) kennen nur die Einehe, ob diese Sprüche auch gleich ältesten Ursprungs sind. Vgl. die Kehren 114, 130 und 163: Es sei denn „die eine", die im Arme mich hegt, welche Worte nur auf die eine Gattin bezogen werden können.

Heimdall, der unter dem Namen Rig die Länder durchzieht, trifft nur Ehepaare, nirgend auf Vielweiberei. Dem Jarlsohn wird [11]) nur Erna, die schneeweiße, gegeben: „in behaglichem Heim hausten sie „beide", waren fruchtbar und führten ein frohes Dasein". Das Jarlpaar Fadir und Modir führt [12]) die vorbildlichste Einehe.

Immerhin könnten derartige Beispiele als nicht durchaus grundsatzbezeugend außer acht gelassen werden.

Den germanischen Ehegrundsatz spiegelt jedoch die Darstellung der Heldenehe wieder. Aus ihr läßt sich erkennen, was die Ehegesinnung der Deutschen und Nordgermanen an sich selbst gewesen sei, weil im Heldenbilde der Germane sich selbst und sein innerstes Empfinden darzustellen versuchte. Gleich, ob tatsächlich Vielweiberei in jener Zeit ausgeübt worden: Nicht von ungefähr nannte man den König, der drei Frauen hatte, deshalb den „Weiberfreund". Eine derartige Verspottung scheint den Ehegrundsatz des Volkes besser und echter anzudeuten, als noch so viele Zeugnisse für das tatsächliche Vorhandensein der Vielweiberei. Der Ehegrundsatz wird nicht aus dem Brauche und einer Gewohnheit erkannt, denn beide können ebenso gut aus der echten Gesinnung wie aus dem Verderb und dem Außerachtlassen einer Gesinnung entsprungen sein; lediglich die Gesinnung des Volkes, wie in den als echt anzuerkennenden Volksdichtungen, vermag darüber zu entscheiden, ob jene Bräuche und Gewohnheiten dieser Gesinnung entsprachen oder ihr zuwider waren.

Im Heldengedichte muß freilich die Liebesdichtung von der Darstellung der eigentlichen Ehegesinnung unterschieden werden, wenn auch anzuerkennen ist, daß eine Liebesgesinnung, die den ausschließlichen Besitz des Geliebten erstrebt, die Einehe zum Ziele hat. So heißt es in alt-angelsächsischer Dichtung [13]):

Gar oft gelobten wir beide,
Daß uns sonst nichts trennen sollte
Außer dem Tode allein. . .

Ähnlich singt das Lied von Hagbard und Signe [14]):

Geknüpft ward das Band,
Das keiner zerreißt,
Da mit dem Geliebten
Das Lager ich teilte;
Unlösbar verstrickt
Sind die Lebensfäden,
Seit die Skjoldungenmaid
Sich vermählte dem Helden.

[11]) Riglied, Kehre 40, 41.
[12]) ebda 27, 28.
[13]) Popp a. a. O., S. 41.
[14]) Olrik a. a. O., S. 180.

Und Hagbard denkt nicht anders als die Geliebte, indem er ihr im Tode folgt:

Nun hat Hagbards Braut
Das Heltor geöffnet;
Nichts kann uns scheiden,
Die nicht schied der Tod!

Bekannt ist die Liebe zwischen Helgi und Sigrun. Weniger bekannt, daß beide nach dem alten Glauben der Germanen dreimal wiedergeboren wurden und daß in jedem Erdenleben die beiden einander angehören wollten und ausschließlich angehörten: Helgi-Hjorwardssohn und Swawa, Helgi-Hundingstöter und Sigrun, Helgi-Haddingenheld und Kara, keines der beiden kannte in einer der drei Geburtsfolgen eine andere Liebe und Ehe. Aus der zweiten Geburtsfolge wird berichtet, daß Helgi und Sigrun Söhne miteinander zeugten. Das ist Einche-Gesinnung, wie sie ausschließlicher nicht gedacht werden kann. Beide lieben sich nicht erst von Ansehen, sondern auf geheimnisvolle Weise schon vorher:

Helgi, sprach sie, muß hold mir werden;
Schon lange trug ich in liebendem Herzen
Sigmunds Erben, eh' ich selbst ihn schaute[15]).

Der Gedanke, daß Helgi, das Vorbild des nordischen Heldentums, neben der Geliebten eine zweite zur Gattin gehabt oder auch nur gewünscht haben könnte, ist ebenso unerträglich, wie umgekehrt sein Weib zugelassen haben würde, sich in den Besitz des Mannes mit einer anderen zu teilen.

Es muß hierbei bedacht werden, wie hoch die germanischen Frauen in der gesamten Lebensauffassung des Volkes gewertet wurden; daß die Frauen um ihre sittlichen und geschlechtlichen Rechte wohl zu kämpfen wußten.

Man kann aber immer noch einwenden, daß diese Beispiele, die sich um viele andere vermehren ließen, doch nur eben die Liebesgesinnungen Einzelner, also im Grunde nur Ausnahmen darstellten.

Die wahre nordische und deutsche Ehegesinnung finden wir in dem Grundbeispiel des deutschnordischen Lebens, in der Sigfridsage, enthüllt. Und zwar darum, weil zwischen Sigfrid und Brünhild nicht eine menschliche Liebesleidenschaft entsteht, vielmehr ihre Liebe vorbestimmter Art ist, der sie nicht entgehen können. Das Verhältnis zwischen den beiden ist in das gesamte Göttergeschick verwoben und scheidet den Gedanken der Vielehe schon aus, bevor die beiden sich auf Erden gesehen haben. Sigfrid ist Gottessohn schon aus der Geschwister-Einehe Sigmund und Siglindens. Als erster aller Helden des Erdenkreises hätte Sigfrid zu rassischer Zucht in einer Vielehe getaugt. Aber in allen Überlieferungen weist nichts auf einen solchen Gedankengang hin. Er muß die eine erlösen, die für ihn bestimmt ist, und nirgend denkt er selbst an irgend eine andere, so lange er nicht durch

[15]) Helg. Hund. 2, 14.

den Vergessenheitstrank die ihm bestimmte Braut vergißt. Auf der vorwissenden Brünhild Weissagung, er werde Gudrun ehelichen, antwortet Sigfrid[16]: „Ich schwör' es bei den Göttern, daß ich dich haben will oder keine Frau sonst"! Sie sagte dasselbe, und sie schwuren sich von neuem Eide. Auch in der durch Täuschung herbeigeführten Ehe mit Gudrun (der deutschen Kriemhild) kennt Sigfrid nur dies eine Weib. Der Rechtsgedanke einer Vielehe ist ihm garnicht bekannt, und er würde sowohl nach den deutschen wie nach den nordischen Darstellungen, welche rein heidnisch sind, einen solchen Gedanken von sich gewiesen haben. Tacitus hat recht gesehen: Ehegesinnung ist im alten reinen Deutschtum die Einehe.

Von wundervoller germanischer Größe ist Brünhild, wenn sie, die todbereite Gottestochter, die Klage der nibelungischen Gudrun gering achtet:

Größerer Ruhm für Gudrun wär' es,
Sich zu einen im Tode dem ersten Gatten,
Wenn auf heilsamen Rat sie hören wollte
Und den Mut besäße, der mich beseelt!

Und Brünhild selbst ist es, die sich weigert[17], dem Gudrungatten anzugehören: „Lieber als daß du stirbst, sprach Sigfrid, will ich dich nehmen und Gudrun verlassen! . . . Nicht will ich dich, sprach sie, aber auch keinen anderen!" Auch hieraus geht hervor, daß Sigfrid an eine Mehrehe garnicht denkt, nicht einmal an deren Möglichkeit. Im Gegenteil, er will Gudrun verlassen, um der getäuschten Brünhild zu gehören. Das ist das Gegenteil von Mehrehegesinnung. Unerträglich wäre der heldischen Frau gewesen, Sigfrids Liebe mit einer anderen zu teilen. Unerträglich aber auch für Sigfrids Stolz, mehrere Frauen zu besitzen, von denen keine so viel Liebe zu ihm trägt, ihn ausschließlich besitzen und seine Liebe mit keiner anderen teilen zu wollen!

Und von hier aus ist auch der Gedanke der rassischen Zucht zu erörtern. Halbe Liebe, geteilte Liebe, züchtet nicht hinauf, sondern hinab. Ganze ungeteilte Liebe, die von beiden Seiten als Beweis der Liebe die Einehe fordert, wird auch züchterisch allein wertvoll sein. Auch ist aus den Beispielen der Mehrehe in Deutschland und dem Norden nirgend ein züchterischer Erfolg, ja, nicht einmal die züchterische Absicht zu erkennen.

Wo es in einer Ehe an der höchsten Liebe fehlt, wie in der zwischen Gunnar und Brünhild, da ist die Ehescheidung gestattet. So sagt Brünhild selbst[18]:

Ich will fahren dorthin, wo ich vormals lebte,
Zum befreundeten Kreise der Vatersippen;
Träge dort werd' ich verträumen mein Leben.

---

[16]) Volsungasage. 24.
[17]) ebda 29.
[18]) Das kurze Sigurdlied. 11.

Die Mehrehe würde einen solchen Gedanken nicht fassen können, der allein dem Gedankenkreise der Einehe und ihrem Anspruch auf ausschließliche Liebesgemeinschaft angehört.

Die Einehe bleibt die höchste Form der Ehe in sittlichem und züchterischem Sinne. Die tatsächlich geübte Mehrehe vermag das Vorbild der Einehe nicht zu erschüttern. Und wenn zum Erweise immer wieder auf das merovingische Königshaus und dessen Zeitalter hingewiesen wird, so gilt auch, daß gerade dieses Königshaus das verworfenste und entartetste in Deutschland gewesen, so sehr, daß die Volkssage selbst es von einem Ungeheuer seine Abstammung nehmen läßt.

Die Vielweiberei in Schweden zeigt sich, wie Weinhold in seinem Werke über die deutschen Frauen (2, 13) ausführt, von den Frauen bekämpft. Sie waren begreiflicherweise mit der Teilung des Mannes nicht zufrieden und strebten mit aller Macht nach dem Alleinbesitze. Die beiden Frauen des Königs Alrek von Hördaland lagen im fortwährenden Streite miteinander, sodaß Alrek endlich beschloß, nur eine einzige zu behalten. . . Andere Frauen erklärten sich von vornherein nicht gewillt, mit anderen den Gatten zu teilen. So entgegnete die Königstochter Ragnhild dem Harald Schönhaar auf seine Werbung, es sei kein König so mächtig, daß sie sich mit dem dreißigsten Teile seiner Liebe begnügen wolle. Harald schickte hierauf seine zehn Frauen und zwanzig Kebsen fort und führte Ragnhild als einziges Weib heim[19]). Die Königswitwe Sigrid von Schweden weist den norwegischen König Harald Groenski mit seiner Werbung ab, weil er schon verheiratet ist. Als er mit den Anträgen fortfährt, läßt sie ihn bei Nacht in seinem Schlafgemach verbrennen und seine Witwe Asta ist damit zufrieden, denn sie zürnte, daß den Gemahl nach mehr Weibern gelüste[20]).

Wer aber noch daran zweifeln sollte, daß die Liebesgesinnung der Einehe auch im vorchristlichen germanischen Altertum lebendig war, der sehe sich bei Henne am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes[21]), die Tafel an, die den Inhalt altgermanischer Gräber wiedergibt, insbesondere (unter 3) das Doppelgrab aus der Hallstattzeit: Ein Ehepaar mit verschränkten Armen, das Bild ausschließender Einehe, die auch der Tod nicht trennt.

---

[19]) Fornmannasaga 10, 194.

[20]) Fornm. 4, 25.

[21]) Band 1, S. 30.

Deutsche Namen in der Erdkunde.

Von Prof. Dr. Th. Arldt, Radeberg.

Der Deutsche ist immer geneigt, dem Ausland mehr als nötig entgegen zu kommen. Das zeigt sich auch in seinem Verhalten gegenüber den ihm in fremden Ländern begegnenden Namen von Orten, Flüssen, Gebirgen usw. Während Engländer, Franzosen und andere Völker sich die fremden Namen mundgerecht machen, suchen wir unseren Hauptstolz darin, die Namen möglichst genau auszusprechen. Ganz abgesehen davon, daß dies dem Einzelnen kaum möglich ist, da es außerordentliche Sprachkenntnisse voraussetzt, die weit über die auf unseren höheren Schulen zu erwerbenden hinausgehen, stellt dieses Bemühen eine gewaltige Energieverschwendung dar, erfordert eine Menge Arbeit für Nebendinge, die besser für die Hauptaufgaben angewandt würde. Dies gilt schon für den Berufsgeographen, dies gilt aber in noch viel höherem Maße für die Schule. Wir dürfen nicht mehr verlangen, daß der Schüler nicht bloß englische und französische Namen richtig ausspricht, sondern auch italienische, spanische, russische und sonstige slawische usw. Wir verwenden dann unsere und seine Kraft für Dinge, die mit der Sache der Erdkunde nichts zu tun haben und opfern von der für das wichtige Fach verfügbaren kargen Zeit für philologische Zwecke, die an sich schon an allen Schulgattungen begünstigt sind. Dazu kommt die Erschwerung, die die fremdartigen Namen beim geistigen Aufnehmen des erdkundlichen Wissensstoffes bereiten.

Wir sollten also unsere pedantische Genauigkeit in der Aussprache wie in der Schreibweise fremder Namen aufgeben, in der Schule und in den dem Schulbetriebe dienenden Lehrmitteln, aber auch überall, wo wir uns an weitere Kreise wenden, besonders in Zeitungen und Zeitschriften, aber auch auf volkstümlichen Karten. Daß wissenschaftliche Handatlanten von internationaler Bedeutung eine Sonderstellung einnehmen, versteht sich von selbst. Unsere Heeresleitung und andere Regierungsstellen sind uns ja darin mit gutem Beispiel vorangegangen. Während uns in den Heeresberichten der ersten Zeit häufig fremde Namen auch bei Orten entgegentreten, für die alte, gute deutsche Namen vorhanden sind, ist dies später kaum mehr vorgekommen. Auch in der Verwaltung hat man in den Grenzgebieten Lothringens und Belgiens deutsche Namen wieder belebt und in ersterem durch die Verordnung vom 2. September 1915 teilweise neu eingeführt. In einigen wenigen Fällen hat ja übrigens auch schon früher der Sprachgebrauch zu Gunsten der deutschen Namen entschieden, besonders bei italienischen Namen, zweifellos eine Nachwirkung der engen politischen Beziehungen, die viele Jahrhunderte lang Italien mit Deutschland verbanden. So spricht jeder von Rom, Neapel, Mailand, Venedig, Genua, Turin, Florenz usw. ohne jemals die fremden Namen dieser Städte zu gebrauchen, aber auch Paris wird niemand französisch aussprechen. Was hier schon immer möglich war, muß auch in anderen Fällen durchführbar sein.

Wo neben dem fremden Namen ein alter deutscher Name vorhanden ist, sollte dieser grundsätzlich gebraucht werden, auch wenn er längere Zeit außer Gebrauch sein sollte. Beispiele bieten die eben genannten Städte Italiens. Ihnen sei noch die ungarische Hauptstadt Ofen angereiht. Ist es doch ganz unerfindlich, warum man hier an die Stelle des alten deutschen und auch geschichtlich berühmt gewordenen Namens das magjarische Buda gesetzt hat, ein völkisch in höchstem Grade unwürdiges Verhalten, das man bei anderen Völkern vergeblich suchen würde. Ebenso ist es verwerflich, wenn jemand das schweizerische, weit über ein Jahrhundert zu Preußen gehörende Neuenburg als Neufchâtel oder Neuchâtel bezeichnete.

Wo keine bereits in Gebrauch gewesenen deutschen Namen vorliegen, kann man den Versuch machen, neue deutsche Namen zu prägen, ein Weg, der auch in der oben erwähnten Lothringer Verordnung mit gutem Erfolge eingeschlagen worden ist. Eine wörtliche Übersetzung des fremden Namens wird in den seltensten Fällen zu einem befriedigenden Ergebnisse führen, zu einem Namen, der Aussicht hat, sich allgemein einzubürgern. Besser ist es entschieden, wenn der neue Namen an den fremden anklingt. Die Wortbilder werden sich dabei zweckmäßig an deutsche Vorbilder an-

schließen. Wir werden unten zahlreiche Beispiele für solche Namen anzuführen haben.

Nicht alle Namen lassen sich aber in diesem Sinne verdeutschen. Viele Namen sind dafür ungeeignet, auch ist die Zahl der fremden Namen zu groß. Wurden doch allein in Deutschlothringen 232 Ortsnamen verdeutscht. Das ist natürlich nur bei Ländern möglich, die ganz in den Machtbereich Deutschlands fallen, nur bei ihnen ist diese Mühewaltung lohnend. Sonst wird sich die Verdeutschung immer nur auf die wichtigeren Orte beschränken müssen. Wie sollen wir uns nun den anderen Namen gegenüber verhalten, um sie möglichst wenig fremd erscheinen zu lassen? Wie sollen wir uns zu der fast immer von der Schreibweise abweichenden Aussprache stellen? Zwei Wege sind hierfür gangbar. Den einen haben unsere Feldgrauen draußen praktisch beschritten, nämlich den fremden Namen deutsch auszusprechen. Das führt tatsächlich bei den meisten Namen des romanischen Sprachgebietes zu durchaus erträglichen Wortbildungen, die zuweilen auch noch recht gut an die alten lateinischen Namen der Orte anklingen. Bei den slawischen Namen ist dieser Weg dagegen nicht immer möglich. Hier empfiehlt es sich, lieber die Aussprache festzuhalten und den Namen phonetisch zu schreiben. Wir kommen dann vielfach auf Namen, wie wir sie aus den östlichen Marken Deutschlands kennen. Wir erkennen dann z. B. in Gorlice unschwer Görlitz wieder. Deutsche Schreibweise empfiehlt sich nicht nur bei slawischen, sondern auch bei anderen fremden Namen. Wir denken da z. B. an den Buchstaben y, der vielfach aus englischen Wörtern in unsere Schreibweise übergegangen ist. Wir sollten also nicht Himalaya, malayisch schreiben, sondern Himalaja, malaiisch. In anderen Fällen ist y durch i zu ersetzen, so in Bombay, Ceylon, aber auch in Bayern. Y ist eben ein dem Deutschen durchaus fremder Buchstabe. Ebenso müßte das J in englischen Namen oft durch dsch ersetzt werden, so in den indischen Orten: Jodpur, Darjiling, Jabalpur usw., und ähnliche Beispiele ließen sich noch viele bringen.

Im folgenden wollen wir nun aus den wichtigsten Ländern einige Beispiele für die verschiedenen Verdeutschungsmethoden zusammenstellen. Wir beginnen mit Frankreich, bei dessen Ortsnamen wir die Entstehungsgeschichte ziemlich gut verfolgen können, gehen doch die Namen fast aller wichtigeren Siedelungen auf alte keltische Stadtnamen, auf die Namen keltischer Stämme oder auf römische Benennungen zurück, so Lyon auf Lugdunum, Reims auf Remi, Orleans auf Aureliani. Deutsche Namen werden wir hauptsächlich in den Gebieten zu finden erwarten können, die längere Zeit zum Deutschen Reiche gehört haben wie Lothringen, Flandern, Hennegau, aber auch die Freigrafschaft Burgund (1033—1678). Deren Hauptstadt Besançon (aus Visontio) führte einst auch den Namen Bisanz. Nähern wir uns dem Elsaß, so hieß Montbéliard bis in die napoleonische Zeit als württembergischer Besitz Mömpelgard. Dann folgt die starke Grenzfeste des Sundgaus Beffert (Belfort). Von den anderen starken Lagerfestungen an Frankreichs Ostgrenze hießen bis ins 16. Jahrhundert als deutsche Bischofsstädte Verdun (Virodunum) Virten und Toul (Tullum) Tull. Die alte Hauptstadt Lothringens aber, Nancy, führte den gut deutschen Namen Nanzig. Gehen wir nun zu den Gestaden der Nordsee über, so ist bei Dünkirchen ausnahmsweise der deutsche Name üblich an Stelle des französischen Dunkerque. Warum sagt man aber nicht allgemein für Gravelines Gravelingen und für Calais Kales? Für Lille hat sich während des Krieges der flämische Name Ryssel, wenn auch noch lange nicht allgemein durchgesetzt. Es liegt dies wohl an der den meisten Deutschen ungewohnten niederdeutschen Form des Namens. Selbst die Hauptstadt des Artois, das ja auch von 1477—1659 zum Deutschen Reiche gehörte, trug einen deutschen Namen. Arras (Atrebates) hieß gut deutsch Atrecht. Alle diese Namen sollten wir wieder allgemein in Gebrauch nehmen.

Im eigentlichen alten Frankreich fehlen deutsche Namen. Hier weist uns aber die deutsche Aussprache des Namens Paris den geeigneten Weg auch für die Benennung der anderen Orte. Auch bei diesen können wir in den meisten Fällen die fremde Schreibweise bei deutscher Aussprache beibehalten. Als Beispiele nennen wir Amiens (Ambiani), Arles (Arelate), Autun (Augusto-

dunum), Breſt, Dijon (Divio), Grenoble (Gratianopolis), Langres (Lingones), Laon (Laudunum), Le Havre, Lyon (Lugdunum), Melun (Melodunum), Nantes (Namnetes), Nimes (Nemausus), Orleans (Aureliani), Reims (Remi), Rennes (Redones), St. Quentin. Freilich geht es nicht immer ohne Schwierigkeiten ab. Solche ergeben ſich beſonders, wenn in den franzöſiſchen Namen die Laute ou, au, eau und ähnliche vorkommen. Hier kann nicht wohl der fremde Name deutſch geleſen werden, ohne unſer Sprachgefühl zu verletzen, man denke nur an Bordeaux. Hier kommt eher die phonetiſche Schreibweiſe in Frage, alſo u für ou, o für au und eau. Es würde ſo Tours (Turones) zu Turs, Bourges (Bituriges) zu Burges, Toulon (Telo Martius) zu Tulon, Bordeaux (Burdigala) zu Bordo. Allgemeine Regeln laſſen ſich hier nicht geben, vielmehr iſt von Fall zu Fall zu entſcheiden. So würde in Autun die Erſetzung des au durch o wenig glücklich ſein. Auch bei Soiſſons (Suessiones) und Troyes (Tricasses) ſcheint uns die einfache deutſche Ausſprache vorzuziehen zu ſein. Für Toulouſe möchten wir aus geſchichtlichen Gründen lieber Toloſe (nach Toloſa) ſagen.

In den Grenzgebieten von Flandern und Artois bis Lothringen und Burgund käme auch eine weitergehende Verdeutſchung der Namen in Frage, da es ſich hier um altes Reichsgebiet handelt. Auch iſt die Namengebung hier vielfach nach den gleichen Grundgedanken erfolgt, wie in den deutſch gebliebenen Gebieten. Es ſpielen hier die „Herren“ſiedelungen eine große Rolle, Orte, die im erſten Teile ihres Namens an den Gründer erinnern. Den deutſchen Endungen hofen, heim, weiler entſprechen genau die franzöſiſchen court, ville, villers. Davon hat man ſchon bei der Verdeutſchung der Lothringer Ortsnamen Gebrauch gemacht, wo z. B. aus Aboncourt Abenhofen, aus Longeville Langenheim, aus Landonvillers Landenweiler geworden iſt. Entſprechend wurden verdeutſcht val in tal, mont in berg, moulins in mühlen, village in dorf, fontaine in brunn. So wurde aus Richeval Reichental, aus Belmont Schönenberg, aus Grandfontaine Michelbrunn. Die Endungen y, ey, oy, auch eux wurden mit ach, ich, ingen, ſeltener mit en und chen übertragen, ſo Saulny in Salnach, Ay in Aich, Vigy in Wigingen, Puzieux in Püſchingen, Borny in Bornen, Trémery in Tremerchen. Nach dieſen Geſichtspunkten laſſen ſich auch viele Ortsnamen im franzöſiſchen Grenzgebiete übertragen, ſo von bekannten Kampforten bei Virten Malancourt in Malenhofen, Vaux in Wals, Samognieux in Sameningen, Fleury in Flöringen, Grimaucourt in Grimelshofen, im Sommegebiete Ervillers in Erweiler, Ginchy in Ginchingen, Puiſſieux in Püſingen, Longueval in Langental, bei Arras Monchy in Mönchingen, Vimy in Wimingen, in Flandern Merville in Merheim. Hier tritt uns übrigens ſchon an Stelle des romaniſchen court und ville das flämiſche hem entgegen, das gleichfalls mit heim zu verdeutſchen iſt. Von anderen franzöſiſchen Orten könnten leicht verdeutſcht werden Charleville in Karlheim wie bei Metz, Cambray in Kamrich (Cameracum), Mézières in Mechern, Longwy in Langwich, Briey in Briach, Lunéville in Lünheim, Epernay in Sparnach (Sparnacum).

Was von den Ortsnamen gilt, iſt auch auf die Namen von Gebirgen und Flüſſen anwendbar. Zumeiſt wird man die fremden Namen unbedenklich deutſch ausſprechen können, wie Rhone, Saone, Garonne, Tarn, Lot, Vienne, Allier, Sarthe, Marne, Somme, aber auch Loire, Vilaine, Seine, Oiſe. Selbſtverſtändlich wird man es niemand verwehren können und wollen, dieſe Namen nach den Regeln der franzöſiſchen Sprache auszuſprechen, aber dies ſollte nicht mehr als allein richtig angeſehen werden. Bei manchen Namen wäre ſogar eine noch weiter gehende Andeutſchung möglich ſo bei der Iſère zu Iſer, oder Iſar (Isara), der Durance zu Duranz (Druentia). Daß Namen wie Meuſe für Maas, Moſelle für Moſel auf deutſchen Karten auch von Frankreich überflüſſig ſind, bedarf wohl kaum beſonderer Erwähnung.

Viel zahlreicher als in Frankreich ſind deutſche Namen neben den fremden naturgemäß in Belgien, das ja über 900 Jahre eng mit dem Deutſchen Reiche verbunden war. Hier werden die deutſchen Namen auch wenigſtens für die wichtigeren Städte vorwiegend angewandt, nicht bloß für die im flämiſchen Sprachgebiete ge-

legenen Städte Löwen (Louvain), Brüssel (Bruxelles), Mecheln (Malines), Antwerpen (Anvers), Gent (Gand), Brügge (Bruges), sondern auch für das wallonische Lüttich (Liège). Dafür gebrauchte man aber wieder für flämische Orte französische Namen. Selbst unsere Heeresberichte sprachen anfangs von Ypres statt von Ypern und bei anderen Orten des flandrischen Kampfplatzes hat es noch länger gedauert, bis sich die deutschen Namen durchsetzten und wir statt von Messines von Mesem, statt von Warneton von Waasten, statt von Menin von Meenen, statt von Roulers von Rousselaere hörten. Auch für viele andere Orte liest man noch häufig die französische Namensform, trotzdem wenigstens niederdeutsche Namen vorliegen. So heißt in Westflandern Furnes Veurne, Thourout Thorhout, Courtrai Kortryk oder hochdeutsch Kortrich (Cortoriacum). In Ostflandern sind Audenaarde (Oudenarde), Ronsse (Renaix), Geeraerdsbergen (Grammont), Aalst (Alost) und Dendermonde (Termonde) zu erwähnen, bei Antwerpen Lier (Lierre), in Flämisch-Brabant Halle (Hal) und Tienen (Tirlemont), in Limburg Tongern (Tongres) und St. Truijen (St. Trond). Selbst im wallonischen Gebiete sind für verschiedene Orte deutsche Namen vorhanden. So heißt in Hennegau Tournay Doornik oder hochdeutsch Tornich (Tornacum), Mons Bergen, die Festung Namur Namen, in Luxemburg Arlon Arel und Messancy Metzig. Arel ist übrigens hochdeutsches Sprachgebiet, um so unverständlicher ist es, wie man dafür in vielen sonst guten Atlanten Arlon lesen kann.

Bei den Flüssen ist es nicht anders. Selbst unsere Heeresberichte sprechen noch immer vom Lys statt vom Lei, trotzdem es sich um einen rein flandrischen Fluß handelt. Die bei Lüttich in die Maas mündende Vesdre heißt in ihrem deutschen Oberlauf Weser, die Amblève südlich davon Amel, Namen die man auf die Flüsse in ihrer Gesamtlänge ausdehnen sollte. Umgekehrt ist es ganz überflüssig, die Sauer im Luxemburgischen als Sure zu bezeichnen. Man könnte eher in der Verdeutschung noch weiter gehen und etwa den auch in den ersten Kriegswochen bekannter gewordenen Semoy als Semach bezeichnen.

Daß wir in Italien viele deutsche Namen gebräuchlich finden, wurde schon oben erwähnt. Ebenso wie man nicht von Milano, Genova, Firenze, Napoli zu sprechen pflegt, ist auch für einige Flüsse ein deutscher Name üblich. Statt Adige sagt man Etsch, statt Tevere Tiber. Da ist nicht recht einzusehen, warum wir nicht auch in anderen Fällen von den vorhandenen deutschen Namen Gebrauch machen. Wir sollten den Ticino in Italien ebensogut Tessin nennen wie in der Schweiz, wir sollten auch für die Städte Verona und Ravenna die aus der Sage allbekannten Namen Bern und Raben gebrauchen. In dem besonders lange zu Deutschland gehörenden Friaul führt Udine den deutschen Namen Weiden. Andere Namen sind für Orte in Oberitalien und Welschtirol schon in den österreichischen Heeresberichten aufgefrischt worden, wie Rofreit für Roveredo, Lafraun für Lavarone, Vielgereuth für Folgaria, Rundschein für Roncegno, Schlegen für Asiago.

Weitere Namen ließen sich leicht andeutschen. So würde weniger fremd als Piave Plave klingen, was ebenso gut dem alten Namen Plavis entspricht wie Save dem Savus. Ebenso könnten wir statt Piacenza Plazenza sagen. Sonst werden wir aber auch hier ebenso wie in den anderen romanischen Ländern mit der deutschen Aussprache der fremden Namen auskommen.

Vom romanischen gehen wir nun zum angelsächsischen Sprachgebiete über, zunächst nach Großbritannien. Die englischen Ortsnamen schließen sich meist eng an die Form der deutschen und der nordgermanischen an, so daß eine Andeutschung oder wenigstens eine deutsche Aussprache in vielen Fällen ohne Schwierigkeiten ist. So entspricht die häufige Endung ham dem flämischen hem, dem deutschen heim und, wie wir oben sahen, dem französischen court, mouth dem flämischen monde, dem deutschen minde oder münde, ford dem deutschen furt; bury und borough bedeuten Flecken und lassen sich mit burg verdeutschen. Die Endung wich aber entspricht dem dänischen vig (Lemvig in Jütland) und dem nordischen vik (Narvik). Hier steht aber die englische Form dem hochdeutschen Sprachgefühl nach den Gesetzen der Lautver-

schiebung näher. Man könnte also recht gut sagen statt Birmingham und Nottingham Birmingheim und Nottingheim oder -hem, statt Yarmouth und Portsmouth Jarminde und Portsminde, statt Bradford Bratfurt, statt Canterbury und Salisbury Kenterburg und Salesburg, statt Middelsborough Mittelsburg. Erst recht ist statt Edinburgh das deutsche Edinburg zu setzen. Andere Namen können ganz unverändert bleiben wie Manchester, Bristol, London oder ganz wenig verändert werden wie York in Jork, Lancaster in Lankaster, wohl auch Gloucester in Gloster. Statt schottisch Loch Lommond und irisch Lough Nee ist in einer deutschen Erdkunde nur Lommondsee und Neesee zu sagen, ebenso für Firth of Lorne Lorneförde. Die Flüsse lassen sich zumeist recht gut deutsch aussprechen, wie Themse, Severn, Trent, Tweed, doch wird man natürlich statt Shannon Schannon schreiben.

In der Union wird man zunächst alle mit dem Worte new: neu gebildeten Namen leicht in eine dem Deutschen vertrautere Form bringen können und sagen: Neujork, Neujersei, Neuhafen, Neuorleans, wie man schon jetzt Neumexiko zu sagen pflegt. Sonst ist über Ortsnamen nichts besonderes weiter festzustellen, da sich ja in ihnen zu einem großen Teile europäische Namen, besonders englische und deutsche wiederholen. Dagegen ist eine deutschere Benennung nachdrücklich für Seen und Flüsse zu fordern. Auf unseren Karten müßten Namen endlich verschwinden wie Great Salt Lake, Lake Superior, Georgian Bay, Snake River, Red River, Milk River, White River, Beaver Creek u. a., und ersetzt werden durch Großer Salzsee, Oberer See, Georgsbucht, Schlangenfluß, Roter Fluß, Milchfluß, Weißwasser, Biberbach. Indianische Namen wird man selbstverständlich nicht übersetzen, auch bei Namen wie dem Colorado empfiehlt sich das nicht, wenn dieser Name auch im Spanischen die gleiche Bedeutung hat wie im Englischen Red River. Auch bei der Benennung der Gebirge dürfen wir nicht mehr die Bezeichnungen Mount, Mountains, Range benützen, wie es noch heute vielfach geschieht, sondern dafür Berg, Gebirge, Kette sagen. Wir sagen also stets statt Rocky Mountains Felsengebirge, statt Mt. Shasta Schastaberg, statt Blue Mts. Blaue Berge, statt Egan Range Egankette. Für das häufige Peak können wir Horn sagen, also für Gilbert Peak Gilbertshorn, für Blanca Peak vielleicht Weißhorn.

Fast das gleiche wie bei der Union gilt bei den großen Kolonien Englands. So werden wir in Britisch Nordamerika sagen und schreiben müssen statt Lake of the Woods Wälder-see, statt Great Bear Lake und Gr. Slave L. Großer Bärensee und Großer Sklavensee, statt Peace River Friedensfluß, statt Sheep Mt. Schafsberg, statt Mt. Elias' Eliasberg. In Britisch Südafrika sollten wir nicht mehr von East London, vom Great Fish River, Buffalo R., Bushman R., Orange reden, sondern von Ostlondon, vom Großen Fischfluß, Büffelfluß, Buschmannfluß, Oranje. Unbedenklich ist auch die Übertragung niederdeutscher Namen ins Hochdeutsche, wie Drakensberge in Drachenberge. Zwarte Berge in Schwarzberge. Statt dessen finden wir auf einen weitverbreiteten Atlas selbst für Kapstadt und Kap der Guten Hoffnung Capetown und Cape of Good Hope geschrieben. Hier tut mehr völkisches Selbstgefühl dringend not. Im englischen Australien lassen sich ebenfalls gute Beispiele beibringen, in denen Verdeutschungen oder Andeutschungen am Platze sind. So sollten wir in Neusüdwales sagen statt Blue Mts., New England Range, Coast Range, Mt. Hutton Blaue Berge, Neuenglandkette, Küstenkette, Huttonberg, statt Lake Torrens und Swan River Torrenssee und Schwanenfluß.

In Indien liegen uns meist einheimische Namen vor, aber meist in englischer Schreibweise. Es ist gar nicht einzusehen, warum wir diese annehmen sollten. Wie die Engländer die indischen Namen in ihrer Weise phonetisch schreiben, so können und müssen wir es auch tun. Daraus ergeben sich eine ganze Anzahl Abweichungen, die übrigens in einzelnen Atlanten und Lehrbüchern der Erdkunde schon angewendet werden. Wir geben auch hier einige Beispiele solcher Namen. So sind zu schreiben im Pandschab (statt Punjab) Jalandhar Dschalandar, in Sind Karachi Karratschi, auf der Halbinsel Gudscherat (statt Gujarat) Bhavnagar Bhauan, an der Malabarküste Bombay Bombai, Cochin

Kotschin, im Innern von Dekan Mysore Maissur, Bangalore Bangalur, an der Koromandelküste Tanjore Tandschur, Pondicherry Pontitscherri, Cuttack Kattak, in den Zentralprovinzen Jagdalpur Dschagdalpur, Jabalpur Dschabalpur, in Radschputana Jodhpur Dschodpur, Jaipur Dschaipur, im oberen Gangesgebiete Bareilly Bareli, Shahjahanpur Schahdschanpur, Lucknow Laknau, Cawnpur Kanpur, Oudh Audh, in Bengalen Chandarnagar Tschandernagar, Murshidabad Murschidabad, Darjiling Dardschiling, in Assam Sylhet Silhat, Cherra punji Tscherrapundschi. Von Landschaftsnamen fügen wir den oben schon erwähnten noch Cutch = Katsch hinzu. Unter den Flüssen wären zu erwähnen im Pandschab Jehlam = Dschilam, Chenab = Tschinab und Sutlej = Satledsch, im Gangesgebiete Jamna = Dschamna, im Dekan Krishna = Krischna und Kaveri = Kaweri, unter den Gebirgen und Bergen Himalaya = Himalaja, Vindhya Geb. = Windiagebirge, Kanchanjanga = Kanschindschinga.

Wie wir uns bei den indischen Namen in der Hauptsache mit einer phonetischen Schreibweise begnügen mußten, so ist das Gleiche auch in den meisten slawischen Ländern der Fall. Doch fehlen uns hier auch alte deutsche Namen nicht ganz. Als selbstverständlich sollte man es ansehen, daß bei uns die von den Russen an Stelle der alten deutschen Namen gesetzten Bezeichnungen nicht gebraucht würden, also nicht Dwinsk für Dünaburg, Ustj Dwinsk für Dünamünde, Jurjew für Dorpat. Möglich ist aber leider in dieser Beziehung bei uns alles, haben sich doch einzelne sogar verpflichtet gefühlt, den neugeschaffenen Namen Petrograd für Petersburg anzunehmen. Aber auch sonst gibt es deutsche Namen. Die estnische Hauptstadt Reval heißt Rewel, der livländische Hafen Pernow Pernau, die Russenstadt im Süden des Peipussees Pskow Pleskau. Die beiden litauischen Festungen Kowno und Grodno führten die alten Namen Kauen und Garthen, die der Wiederauffrischung wert wären. Für die polnischen Festen Iwangorod und Nowo Georgiewsk aber sollten wir lieber die polnischen Namen Demdin und Modlin gebrauchen, die an viele Ortsnamen der Ostmark anklingen. Darüber hinaus fordern aber die russischen Namen zur Verdeutschung vielfach geradezu heraus, besonders solche mit an sich schon halb deutscher Bildung. So ist Jekaterinburg nichts anderes als Katharinenburg, ein Name, der ebensogut nach Großrußland paßt wie Petersburg, Schlüsselburg, Kronstadt, Orenburg. So könnten wir auch verdeutschen Jelisawetgrad in Elisabethburg, Alexandrowsk in Alexanderstadt, Petropawlowsk in Peterpaulstadt, Brest Litowsk in Litauisch Brest, Kamenez Podolsk in Podolisch Kamnitz, Nowgorod Sjewersk in Sewerisch Neustadt. Auf alle Fälle brauchen wir nicht mehr das Wort Osero für See, sagen also für Bjelo Osero Bjelosee, Bielsee oder auch Weißensee. Ebenso klingt uns Moskau anheimelnder als Moskwa. Sonst werden wir auch hier in Rußland meist mit der einfachen deutschen Aussprache der fremden Namen gut auskommen.

Nicht ganz so glatt geht dies bei den Namen der Magjaren und der Süd- und Westslawen. Hier macht sich daher eine phonetische Umschreibung nötig. In Ungarn setzen wir z. B. für ch und cs tsch, für s und zs sch, für cz z. Wir schreiben also für Mohacs Mohatsch, für Munkacs Munkatsch, für Kecskemet Ketschkemet, für Maros Marosch, für Temesvar Temeschwar, für Kanizsa Kanischa, statt Debreczin Debretzin. Selbstverständlich ist, daß wir die zahlreichen deutschen Namen gebrauchen, die seit alters für ungarische Orte üblich sind und daß wir nicht den Magjaren bei ihren Umtaufungsversuchen folgen. Sind doch die deutsch benannten Orte auch heute noch vielfach deutsch, und ist dies nicht mehr der Fall, so erinnern sie doch an eine Zeit weiterer Ausdehnung des Deutschtums, so daß wir sie schon aus diesem Grunde hochhalten müssen. Freilich mußten wir erst wieder aus den Heeresberichten aus Siebenbürgen erfahren, daß Kronstadt auch Brassó, Hermannstadt auch Nagy Szeben heißt. Daß Ofen fast allgemein als Buda bekannt ist, wurde schon anfangs erwähnt. Um zu zeigen, wie zahlreich die deutschen Namen in Ungarn noch vertreten sind, stellen wir einige der wichtigsten mit ihren magjarischen Übersetzungen, letztere in phonetischer Umschreibung, zusammen: Preßburg = Poschoni, Ödenburg = Schopron, Steinamanger = Sombatheli, Stuhl-

weißenburg = Sekesch Fejerwar, Neuhäusel = Erschekujwar, Freistadl = Galgotz, Rosenberg = Roschahegi, Fünfkirchen = Petsch, Waitzen = Watz, Neusatz = Ujwidek, Großwardein = Nagiwarad, Maria Theresiopel = Sabadka, Hatzfeld = Schombolia, Klausenburg = Koloschwar, Karlsburg = Giulafehervar, Schäßburg = Schegeschwar, Elisabethstadt = Erschebetwarosch, Wartberg = Sempts, ohne aber damit die Zahl der Namen zu erschöpfen.

In den slawischen Ländern Mitteleuropas im weiteren Sinne, also in Polen, Galizien, Böhmen, Mähren, Krain, Kroatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien und Bulgarien, teilweise auch in Albanien, Griechenland und Rumänien gelten etwas andere Umschreibungsregeln. Es tritt ein tsch für c und cz, sch für j, r, rz, s, ś, sh, sz, se, z, s für z, ts für c und w für v, dsch für rumänisch g. So wird aus Foca Fotscha, aus Halicz Halitsch, aus Czernowitz Tschernowitz. aus Jaice Schaitze, aus Pribram Pschibram, aus Przemsza Pschemscha, aus Visegrad Wischegrad, aus Husi Huschi, aus Shitomir Schitomir, aus Lomza Lomscha, aus Zloczow Slotschow, aus Plock Plozk, aus Uvac Uwatz, aus Vrbas Werbas, aus Argesu Ardscheschu, um nur einige Beispiele zu nennen, die meist aus der Geschichte des Krieges bekannt geworden sind. Selbstverständlich ließen sich auch hier manche Namen vollständig verdeutschen, doch scheint uns dies überflüssig zu sein, selbst für bekanntere Orte, wenn auch z. B. für Belgrad Weißenburg eine ganz gute Übertragung wäre. Ebenso wenig wird man so bekannte Namen wie Konstantinopel, Adrianopel, Philippopel verdeutschen, so leicht und gefällig das möglich wäre.

Eher kommen Verdeutschungen bei den Namen von Gewässern und Gebirgen in Frage. Besonders sollten wir hier nicht die fremden Gattungsnamen gebrauchen, wie slawisch Jesero, türkisch Göl für See, Gora bezw. Dagh für Berg. Dagegen wird man das Bestimmungswort nicht immer übersetzen können. So wird man wohl das als Tschernagora oder Karadagh bezeichnete Gebirge Nordmazedoniens als Schwarze Berge bezeichnen können, dagegen wird man den Bunardagh nur als Bunargebirge bezeichnen. Ebenso wird man für Karasu Schwarzwasser sagen können, für Jardinlü Dschai aber nur Jardinlüfluß. Das gleiche gilt auch für das türkische Sprachgebiet in Asien, besonders in Kleinasien. Dagh, Tau, Burun ist mit Berg zu übertragen, Göl und Deniz mit See, Dschai und Irmak mit Fluß, Su mit Wasser. So gibt es einen Karusa = Schwarzwasser, Kisil Irmak = Roter Fluß, Aksu = Weißwasser, Jeschil Irmak = Gelber Fluß, Göksu = Blauwasser. In Turan können wir die Karakum, Kisilkum und Akkum als Schwarze, Rote und Weiße Wüste bezeichnen.

Persien weist ganz ähnliche Verhältnisse auf. Hier sind besonders verdeutschbar die Wörter stan : Land, kuh : Gebirge, rud : Fluß, also Kurdistan : Kurdenland, Farsistan : Perserland, Herirud : Herifluß. In den arabischen Namen Westasiens und Nordafrikas ist Dschebel mit Berg, Bahr und Nahr mit Fluß zu übersetzen. Wir sollten also z. B. im Nilgebiete stets für Bahr el Ghasal Gazellenfluß sagen, für Bahr el Arab Arabischer Fluß, den Bahr el Abiad stets als Weißen, den Bahr el Asrak als Blauen Nil bezeichnen, wie das ja auch meist geschieht. In Innerasien müßten wir unter Übertragung des mongolischen Nor von dem Lobsee und dem Kukusee sprechen. In China endlich bietet die nüchterne, realistische Benennungsweise des Volkes reiche Gelegenheit zu Verdeutschungen. Wie wir den Hoangho. als Gelben Fluß, das Hoanghai als Gelbes Meer zu bezeichnen pflegen, so können wir auch den Sikiang als Westfluß, den Nanschan als Südgebirge, den Peling als Nordgebirge bezeichnen. Allgemein sind ho und kiang mit Fluß, schan und ling mit Gebirge, hai und mo mit Meer zu übertragen und es darf keine so sprachlich falschen Benennungen mehr geben wie Hoanghofluß, Nanschangebirge, die man immer noch hören kann, ebenso wie das ebenso unrichtige Baikalsee, da doch das kal schon See bedeutet (türkisch kul, göl).

Die Beispiele aus den verschiedensten Sprachgebieten zeigen, daß wir einmal für recht viele geographische Einheiten schon deutsche Namen haben, die wir nur mehr anzuwenden haben als bisher. Weiter ließen sich nicht wenige Namen verdeutschen, sodaß wir zu Namen kommen, wie sie ähnlich uns aus unserer Heimat geläufig sind. Endlich konnten wir uns in vielen Fällen

mit einer bloßen Andeutschung begnügen, indem wir die Namen so schrieben, daß sie auch der nicht sprachlich vielseitig Gebildete richtig lesen kann. Freilich scheint so eine große Unsicherheit und Willkür einreißen zu müssen. Dies wäre zu vermeiden, wenn sich zwischen den Herausgebern der großen Atlanten eine Einigung über die deutsche Schreibweise der geographischen Namen erzielen ließe. Die Schulatlanten würden dann ebenso bald nachfolgen wie die Lehrbücher und die Zeitschriften und Zeitungen. Bis jetzt sind nur kleine Ansätze in dieser Richtung vorhanden. Aber noch immer stehen auf den Karten, oft auf demselben Blatte vereint deutsch und fremd geschriebene Namen, noch immer fehlen alte deutsche Namen ganz oder sind nur in Klammern beigesetzt, statt daß das umgekehrte der Fall ist. Hoffen wir, daß der Krieg auch hierin unser völkisches Gefühl gestärkt hat, daß wir auch hier aufhören, dem Auslande nachzulaufen und es auch in Kleinigkeiten nachzuahmen. Auf deutsche Karten gehören auch deutsche Namen oder doch solche, mit denen jeder Deutsche etwas anfangen kann, was heute besonders bei den zahlreichen Kriegskarten keineswegs der Fall ist. Hierzu möchten wir eine Anregung gegeben haben.

*

Gedichtbücher von Heinrich Gutberlet.

Das große Erleben, Gedichte aus dem Weltkriege. Preis geh. 3 M.

Ströme der Stille. Preis geb. 3,50 M. — Beide verlegt bei Frankenstein & Wagner, Leipzig [1]).

Heinrich Gutberlet gehört nicht zu den Neuen, die ihr deutsches Herz erst in den weltgeschichtlichen Augusttagen von 1914 entdeckten und unter denen es so stille geworden ist, seit Zwietracht die heiligen Flammen erstickte und Zagheit und Zweifel an der Kraft der deutschen Seele nagen. Er, der schon als Zwanzigjähriger im stolzen Bewußtsein deutschen Stammesrechtes voll mannhafter Überzeugung in seinen „Kampfliedern aus der Ostmark" die Reichsdeutschen zum Kampfe für den gefährdeten deutschen Besitzstand in Österreich aufgerufen hat, birgt auch heute noch dieselbe Begeisterung, denselben Zorn gegen alles Undeutsche, dasselbe priesterliche Treubewußtsein in seinem von Liebe zu Volk und Vaterland durchglühten Herzen, nur daß seine Seele stärker geworden ist an seherischer Innenkraft, im Dunkel noch den aufrichtenden Halt, den Lichtweg in die Zukunft zu erblicken. Darum auch greifen seine Lieder ans Herz, weil sie voll sind von ernster Ergriffenheit, von stillem Verstehen und tiefem deutschen Sehnen. Ein schlichter Sinn hat ihnen die Form gegeben, darinnen doch aus heißem Herzblutlodern ein heilig Seelenleuchten, ein frommer Opferwille und stolzer Siegfriedglaube glüht.

„Was wir erlebt, was wir erlitten,
was wir ersehnt, was wir erstritten,
war alles nur ein Wegbereiten,
Deutschland, für dich!"

Das ist's, was seinem Erleben auch heute noch Leuchtkraft gibt; trotz Tod und Tränen, Schimpf und Schmach ein hoffnungsfreudiger Wiederklang.

„Du altes, liebes Deutschland, kehr zurück
mit deiner Sehnsucht und mit deinen Träumen!
Ein Lied im Herzen, Sonne, Wanderglück,
o selig-warmes, goldnes Überschäumen!

Ein grünes Tal, ein Wölkchen hoch im Wind,
und hoher Eichen heilig Wipfelrauschen,
o Mutter Deutschland, deine Augen sind
voll Märchenwunder. — Laß uns lauschen, lauschen!

Wenn unsre müde Seele Einkehr hält
und trübe Nebel unsre Wange feuchten,
dann schweift der Blick in deine Sonnenwelt;
du altes, liebes Deutschland, laß sie leuchten!" —

Ein Stück dieser Sehnsucht, der Sonne, des Glücks, ein grünes Tal, da müde Seelen Einkehr halten, umhegen auch die „Ströme der Stille". Da klingt es wie aus stillen Gärten, und eine zarte, feine Seele kommt zu uns, die will zu uns reden von ihren Träumen, ihrer Seligkeit und ihrem Leid. Ja, es sind Verse der Andacht, die hier fließen, der wälderstillen Einsamkeit, voll von Sehnen und Süße, doch auch von schicksalsherbem Weh.

[1]) Im selben Verlage erschienen bereits: Trutzfanfaren, Preis geh. 2,50 M. — Bunte Saat, Preis geh. 2,50 M. — Ebenda können auch die Kampflieder aus der Ostmark (Böhmerland — deutsches Land!) bezogen werden.

„Und sie suchen stille Seelen,
die den tiefsten Tönen lauschen,
drin die gleichen Schmerzen zittern
und die gleichen Freuden rauschen."

Möchten sie sich finden lassen! Es strömt viel heimlicher Segen mit, und mancher wird die warme Hand fühlen, die ihn den Weg zur Stille führen will, liebreich und lind.

Gerhard Krügel.

*

Besprechungen.

Die Sünde wider das Blut. Ein Zeitroman von Artur Dinter (Wolfverlag, Leipzig 1918, Preis geb. 7,50).

Der Privatdozent der Chemie Dr. Hermann Kämpfer, Sohn eines durch einen jüdischen Wucherer um sein Hab und Gut und sein Lebensglück gebrachten Bauern, verliebt sich auf einer Winterwanderung in einem der modernen Sportsorte in eine auffallend schöne Blondine. Durch Zufall lernt er dann auch deren Vater, den Kommerzienrat Burghamer kennen und läßt sich von diesem, da er eine von ihm als Lebensziel betrachtete große wissenschaftliche Aufgabe für gescheitert hält, als Chemiker einer Berliner Dachplattenfabrik anwerben. In Berlin trifft er Burghamers Tochter Elisabeth, die sich inzwischen mit einem Baron Werheim, eigentlich Wertheim, einem jungen Regierungsassessor, verlobt hat, bei einem Wettrennen wieder und verkehrt darauf im Hause Burghamers, der eigentlich Hamburger heißt, und dessen Gattin die von ihm verführte und nur unter Zwang geheiratete Tochter eines schleswig-holsteinischen Oberlehrers ist. Es gelingt dem jungen Gelehrten, Mutter und Tochter nahezukommen, die Verlobung mit Werheim wird aufgelöst, und Hermann tritt an seine Stelle, obgleich er bei aller Liebe zu Elisabeth ein heftiges inneres Widerstreben gegen die Heirat empfindet. In der Ehe wird Hermann denn auch durch die starke Sinnlichkeit seiner Frau abgestoßen und macht noch sonst allerlei Erfahrungen mit dem jüdischen Halbblut, völlig entsetzt aber wird er, als das ihm von Elisabeth geborene Kind dann die ausgeprägten jüdischen Rassenmerkmale hat. Noch einmal stellt sich ein gutes Verhältnis Hermanns zu seiner Frau, die jetzt auch über die Rasseverhältnisse unterrichtet ist, wieder her, aber auch das zweite Kind wird ein Judenknabe, Elisabeth stirbt vor Schreck darüber, und als nun gar beim Tode des Schwiegervaters an den Tag kommt, daß dieser in sechs deutschen Großstädten „Privatpensionen" mit blonden deutschen Mädchen unterhalten, und auch die Bedenklichkeit der Geschäfte des Geheimen Kommerzienrats zutage tritt, da schaut Hermann endlich klar über die Sünde wider das Blut. Dennoch gibt er sich die Mühe, seinen ihm gebliebenen Sohn gut zu erziehen, zusammen mit einem etwas älteren unehelichen Sohn, dem Sprossen eines von ihm vergessenen Fehltritts, der rein deutschen Blutes ist — die Erfahrungen, die er bei diesem Erziehungswerke macht, lassen ihn den Unterschied zwischen Germanentum und Judentum noch deutlicher erkennen. Beide Knaben kommen dann bei einem Unglücksfall um, Hermann wird darauf auch noch um seine wissenschaftliche Ehre gebracht, als ein Dr. Siegfried Salomon seine einst liegen gelassene, aber, wie sich nun zeigt, schon gelöste wissenschaftliche Aufgabe als sein Werk ausgibt, ja, er verliert sogar seine Fabrik und sein u. a. für eine Rasseforschungsanstalt verwendetes Vermögen. Aber er erhält doch noch eine Stellung als Assistent in einem chemischen Untersuchungslaboratorium und heiratet noch einmal, eine von einem getauften jüdischen Offizier verführte Krankenschwester, deren uneheliches Kind lange gestorben ist. Merkwürdigerweise gleicht auch der Sprößling dieser zweiten Ehe einem Judenkinde, gemäß dem Rassegesetz, „daß ein edelrassiges Weibchen zur edeln Nachzucht für immer untauglich wird, wenn es nur ein einziges Mal von einem einer minderwertigen Rasse angehörigen Männchen befruchtet wird." Nun fordert Hermann von dem früheren Verführer seiner Frau Genugtuung und erschießt ihn, als er ablehnt. Bei der Gerichtsverhandlung schildert er seinen ganzen Lebenslauf und wird freigesprochen. Er fällt dann im Weltkrieg für sein Vaterland. — Die Inhaltsangabe wird niemanden über den Charakter des Werkes in Zweifel lassen: es ist zweifellos konstruiert, nicht dichterisch gewachsen und geworden. Auch die mit großen Gesprächen und Abhandlungen zur

Rassenlehre durchsetzte und auf Anmerkungen verweisende Durchführung der Roman-Erzählung beweist dies. Dennoch, das Werk war nötig, konnte nicht anders ausfallen und leistet, was es soll: nämlich, dem deutschen Volke die Anschauung davon zu geben, daß die Judenfrage allmählich die wichtigste von allen geworden, in den Mittelpunkt des deutschen Lebens getreten ist, was, nebenbei bemerkt, ja auch der ganze Weltkrieg mit der Demokratisierung Deutschlands zum Schlusse beweist. Dinter arbeitet mit Tatsachen, die unwiderlegbar sind, und baut aus ihnen sein Werk sicher auf; er gestaltet auch eindringlich, niemand kann sich der Wirkung des Romans entziehen, falls er ein ehrlicher Mensch ist. So braucht über den dichterischen Wert des Buches nicht weiter gesprochen zu werden. Es ist Houston Stewart Chamberlain gewidmet.

Adolf Bartels.

Deutsches Schrifttum. Betrachtungen und Bemerkungen. Von Adolf Bartels. 3. Band, 1915/17, Weimar, Alexander Duncker, Preis 3 Mk.

Zu allen Zeiten sind die gewandten Unterhaltungstalente bei der großen Menge beliebter gewesen als die bedeutenden Dichter. Aber ganz besonders schwer wird es in unserer Zeit den echten und starken Begabungen durchzudringen, da oberflächliche und seichte Macher stets eine lobbeflissene Presse zu ihren Diensten haben. Ja, man könnte sagen, wer heute als bodenständiger Dichter, ohne der Menge zu huldigen, ruhig seinen Weg ziehen will, der muß entweder über viel Humor verfügen oder — das Wort vom „Industriezeitalter" in dem wir leben, wird ihm vorwiegend bittere Gefühle erwecken. Hier aufklärend zu wirken, gesundere Zustände anbahnen zu helfen, ist eine Hauptaufgabe für Kritiker und Literaturhistoriker. Aber wie wenige haben den Mut unerbittlich das Echte hervorzuheben und das Minderwertige zu verdammen! Adolf Bartels, der ästhetisch bei weitem begabteste der heute unter uns lebenden Literaturgeschichtsschreiber, hat in seinem „Deutschen Schrifttum" neun Jahre lang unsere literarischen Zustände vom völkischen Standpunkte aus kräftig beleuchtet. Der nun vorliegende dritte Band dieser Vierteljahrsschrift sei allen Deutschen empfohlen, die einen freien Überblick über die gegenwärtige, in vieler Hinsicht Besorgnisse erweckende Lage der deutschen Kultur gewinnen möchten. Besonders wertvoll sind die Aufsätze: Der freie Schriftsteller, Der Buchhändler, Der Bühnenleiter, Der Dichter, Der Literaturgeschichtsschreiber, Der Kritiker oder der Schriftleiter, Der Kultusminister. Bartels zeigt hier, welche Aussichten in allen diesen Berufen die echten Begabungen, die sich nicht dem lieben Publikum verkaufen wollen, haben — wer unterstützt sie denn in ihrem Ringen gegen den Zeitgeist, für den die Massenauflagen von Scherl und Ullstein bezeichnend sind! Erwähnt seien ferner die Aufsätze: „Der Fall Mayrink," „Der Expressionismus" und die feinempfundenen Würdigungen von so kerndeutschen Dichtern wie Timm Kröger und Wilhelm Krotzde. An Stelle des „Deutschen Schrifttums" läßt Bartels jetzt die Monatsschrift „Die deutsche Not" erscheinen, die vorwiegend politische Aufsätze bietet. (Theodor Thomas, Kommissionsgeschäft, Leipzig). Sie ist für 3 Mark jährlich durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Dr. Ludwig Lorenz.

Adolf Bartels, Weltliteratur. Eine Übersicht, zugleich ein Führer durch Reclams Universal-Bibliothek. 1. Teil: Deutsche Dichtung. Nr. 5997—99 (463 S.) von Reclams Universal-Bibliothek. Geh. 1,20 M., geb. 1,80 M.

Inhalt: Einleitung. Geschichte der Universal-Bibliothek. — Die altgermanische Dichtung. — Die deutsche Dichtung im Mittelalter. — Die deutsche Dichtung im Reformations- und Barockzeitalter. — Die vorklassische deutsche Dichtung. — Die klassische deutsche Dichtung. — Die deutsche Romantik. — Deutsche Dichtung der Biedermeierzeit. — Die deutsche Dichtung um 1848. — Die deutsche Dichtung um 1870. — Die deutsche Dichtung um 1900. — Namenverzeichnis.

Ein Führer durch die Bücherwelt der Universal-Bibliothek war mehr und mehr eine Notwendigkeit geworden. Selbstverständlich durfte sich dieser Führer aber nicht auf die in der Sammlung zu findenden Werke beschränken, er mußte eine kleine Übersicht der Weltliteratur bieten, im Hin-

blick auf die ja die Universal-Bibliothek geschaffen worden ist und der sie, je länger desto mehr, dient. Die Übersicht durfte dann wissenschaftlich nicht allzu „schwer" sein, mußte vor allem eine praktische Anordnung, Klarheit und leichten Fluß der Darstellung erstreben. Professor Adolf Bartels hat die schwierige Aufgabe, auf knappstem Raum die ungeheure Fülle des Stoffes übersichtlich zu gestalten, mit Glück gelöst. Das Werk zerfällt in 3 Teile, die einzeln zu haben sein werden: I. Teil: Deutsche Dichtung. II. Teil: Fremdländische Dichtung. III. Teil: Wissenschaftliche Literatur und Bücher des praktischen Gebrauches. Jedem Teil ist ein sorgfältig bearbeitetes Register beigegeben. Der vorliegende erste Teil bringt als Einleitung eine Geschichte der Universal-Bibliothek und behandelt dann in zehn Kapiteln die altgermanische und deutsche Dichtung. Die Darstellung liest sich leicht und ist doch gehaltvoll. Bilder dichterischer Gesamtpersönlichkeiten, wie in seiner großen „Geschichte der deutschen Literatur", kann Bartels hier freilich nicht geben, aber er führt an die Dichter heran, zeigt, wo sie stehen, was sie geleistet haben, wie sie weiterwirken; wer sein Buch liest, bekommt Lust, die Dichter selbst zu lesen, und das war auch die Aufgabe, die es zu erfüllen galt.

So wird dieses handliche und ungemein billige Werk (es wird mit seinen 463 Seiten Text nur als dreinummeriger Band berechnet!) den breitesten Kreisen unseres Volkes ein wertvoller Führer und Berater werden. Besonderen Wert wird das in seiner Art einzige Nachschlagewerk auch für Bibliotheken und Literaturstudierende haben.

E. F. Karl, Vereinigte Staaten von Mittel-Europa! Eine Denkschrift zum Frieden. Preis 2.25 M. Im Selbstverlag des Verfassers. Auslieferung durch O. Weber in Leipzig.

Das Wort „Mitteleuropa" ist seit etlicher Zeit, genauer seit dem Bekanntwerden von Friedrich Naumanns gleichnamigem Phantasie-Buche ziemlich in Mißkredit geraten. Man pflegt das Elaborat des wohlredenden Verfassers einen „Staatsroman" zu nennen oder eine „Utopie", wie wir deren schon mehrere besitzen. In dieselbe Kategorie gehört auch die oben genannte Schrift mit dem herausfordernden Ausrufungszeichen hinter dem Titel. Verfasser ist der auch sonst bekannte Schriftsteller E. Gabriel. Der Krieg mit seinen Störungen aller Verhältnisse hat es bewirkt, daß wir erst jetzt mit dieser Anzeige hervortreten, es liegen also bereits zwei Jahre zwischen dem Abschluß der Arbeit und ihrer Besprechung. Mittlerweile hat sich vieles geändert, und es wird sich nun fragen, ob die Zeit zum Vorteil oder zum Nachteil des Buches verstrichen ist. Leider vermögen wir einen Vorteil nicht zu bemerken; wir können heute nicht mehr „in aller Ruhe warten, bis die bessere Einsicht bei unseren Gegnern eingekehrt ist." — Das politische Endergebnis des Weltkrieges sollte nach des Verfassers Meinung (S. 43) das „ganz neue, einzigartige Gebilde der Vereinigten Staaten von Mitteleuropa sein mit einem der verbündeten Monarchen als gewähltem Präsidenten." Auch damit ist's zu Ende, wahrscheinlich für immer. Ich will darum nicht wiederholen, was mir ein in politicis sehr belesener Herr über Gabriels Schrift sagte, sondern den Verf. auf seine eigenen Äußerungen auf S. 79 Absatz 3 verweisen. H. Seidel.

E. F. Karl Gabriel, Reichs-Reform-Amt! Ein Beitrag zu der Neuorientierung. Im Selbstverlag des Verfassers, Berlin NW 23. Auslieferung durch Otto Weber, Leipzig. Preis 1,20 M.

In seinem Buche „Die Vereinigten Staaten von Mittel-Europa" entwickelt der Verfasser, Hauptmann Gabriel, auf S. 57 und 58 die grundlegenden Gedanken, die er in dieser neuen Schrift des Weiteren ausgestaltet hat. Nach ihm müßte bei uns eigentlich alles, oder doch fast alles, reformiert werden, und damit das recht gründlich geschehe, ruft er nach einem besonderen „Reichs-Reform-Amt", welches „nichts als nur die Fortentwickelung des Staates zur alleinigen Aufgabe hat und alle dahin zielenden Gedanken, mögen sie sich zerstreut in Zeitungen, in Zeitschriften und Büchern aller Art vorfinden, die aber jetzt, meist ungenutzt, im weiten Blätterwald verhallen, systematisch sammelt". Und warum das alles? Weil der Verfasser, und das ist offensichtlich ein Hauptgrund, auf die heutigen Beamten, sonderlich auf die vom Staate angestellten, sehr schlecht zu sprechen ist. Vornehmlich gefällt ihm der Ton nicht, in dem die Staats-

beamten bis herab zum letzten mit dem Publikum verkehren. Es wird überall zu viel geschnauzt. Ja, ist denn das beim Militär etwa anders? Wer außerdem Kommunalbehörden usw. kennt, wird mir zugeben, daß die vom Verf. gerügten Anstände sich nicht bloß bei Staatsbeamten finden. Es wird aber auch hier von der Zukunft abhängen, ob wir mit einem Reichs-Reform-Amt beglückt werden, und ob der Verfasser sich darin betätigen darf. Hoffentlich nicht! H. Seidel.

*

Und die Toten? . . .

Der Kaiser stiftete ein Abzeichen für Verwundete. Da kommt mir wieder die Frage: Und die Toten? Diese Frage kam uns schon damals, als wir zu Kriegsanfang vor Ypern in die Hölle kamen, damals, als nach dem ersten furchtbaren Sturm meine Kompagnie noch ganze 19 Mann stark war, damals, als wir unsere erste Auszeichnung erhielten. Wir haben uns darüber gefreut. Aber sofort war die Frage da: Und die anderen? Denn wer fort war von der Kompagnie, bekam nichts; nichts die Verwundeten; und gleich gar nicht die Blüte Jungdeutschlands auf blutgetränktem Felde. Wohl aber wir, die verschont geblieben waren. War es nicht eine Auszeichnung für unser Glück, daß wir im mörderischen Feuer unversehrt geblieben? Damals kam so etwas wie eine Art Scham über uns, daß wir vor denen, die nun leiden mußten oder gar das Leben hingegeben hatten, durch unsere Auszeichnung einen unverdienten Vorzug bekamen. Mancher von den Verwundeten hat's später noch erhalten. Nun haben sie alle ein Ehrenabzeichen bekommen. Aber die Toten . . sie, die ihr Leben gaben fürs Vaterland? Wir wissen wohl, daß der Verlust den Angehörigen nie zu ersetzen ist, niemals. Wir wissen auch, daß diesen heute schon ein Gedenkblatt überreicht wird. Aus Dankbarkeit! Zum Trost! Aber trotzdem, meinen wir, verdienten die Toten ein Ehrenzeichen. Man könnte sie zu Rittern des Eisernen Kreuzes erklären. Oder vielleicht noch besser, man könnte für sie eine Gedächtnismünze schaffen, und zwar nur für sie, als besondere Auszeichnung, den besten und höchsten Orden, der nur verliehen werden kann für die „Treue bis in den Tod". Die Denkmünze, gleich für alle, die der Tod gleich gemacht, sollte das Zeichen sein, auf das die Angehörigen mit Stolz blicken, mag sie nun hängen daheim in der Stube oder in der Kirche oder sonstwo an einem Ehrenplatz. Den Angehörigen wird's wohltun! Und uns, die wir neben so vielen standen, die ihr Leben gaben, wird's freuen. Es wird auch uns Mitkämpfern eine Genugtuung sein: die Gedächtnismünze für die Toten.

Walther Kluge.

*

Bücherei und Archiv für Auslandsdeutschtum.

Die größte Bücherei und das inhaltreichste Archiv über das Auslandsdeutschtum besitzt zur Zeit sicher der Verein für das Deutschtum im Ausland in seinen Räumen Berlin, Kurfürstenstraße 105. Die Bücherei umfaßt 3000 Bände; das Archiv Tausende von Aufsätzen aus Zeitungen und Zeitschriften, Schulprogramme, Abhandlungen usw. Der Bücherwart des Vereins hat einen Katalog fertiggestellt, der nächstens erscheinen wird, damit beides allen zugänglich gemacht werden kann, die sich mit dem Auslandsdeutschtum beschäftigen wollen. Die Sammlungen sollen so vollständig wie möglich gestaltet werden, damit hier alle Fragen nach Literatur über diesen Gegenstand beantwortet werden können. Darum bittet der Bücherwart Professor von Hauff ihm freundlichst einzusenden: 1. alle Titel von Büchern über das Auslandsdeutschtum; 2. Zeitungen, Zeitschriften, Schulprogramme für das Archiv; 3. Angaben, wo neue Aufsätze über das Auslandsdeutschtum erschienen sind.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

Form 9584